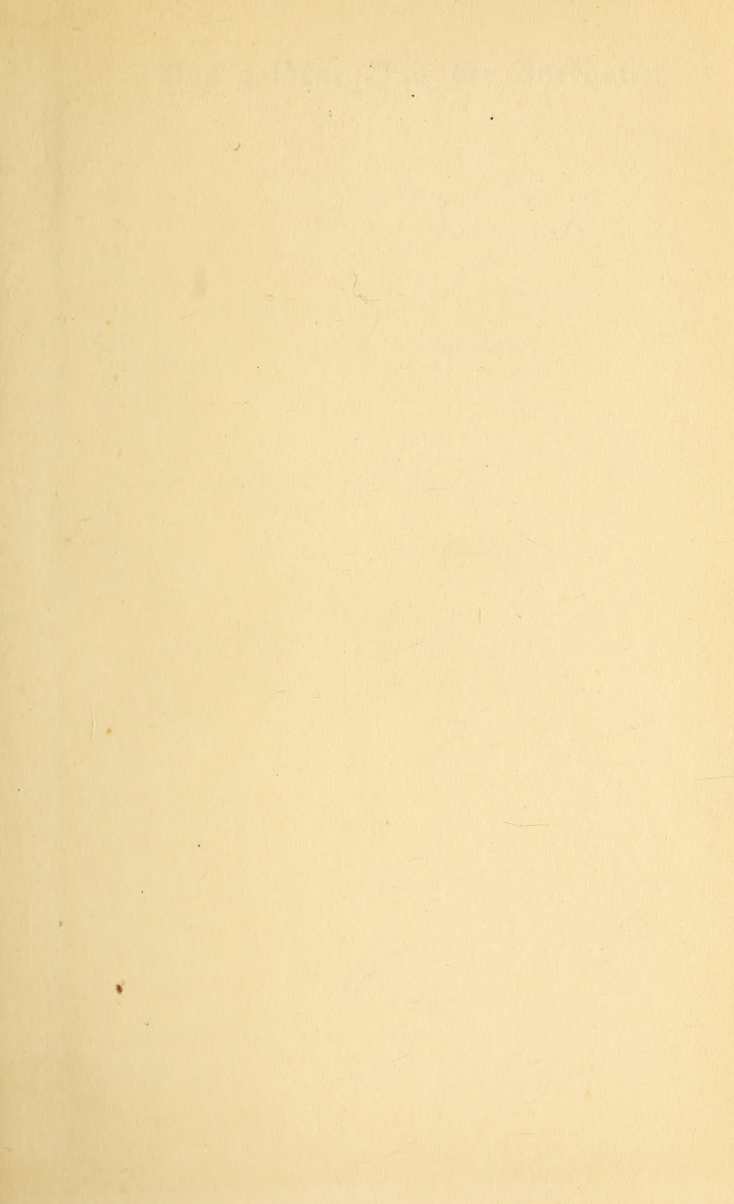
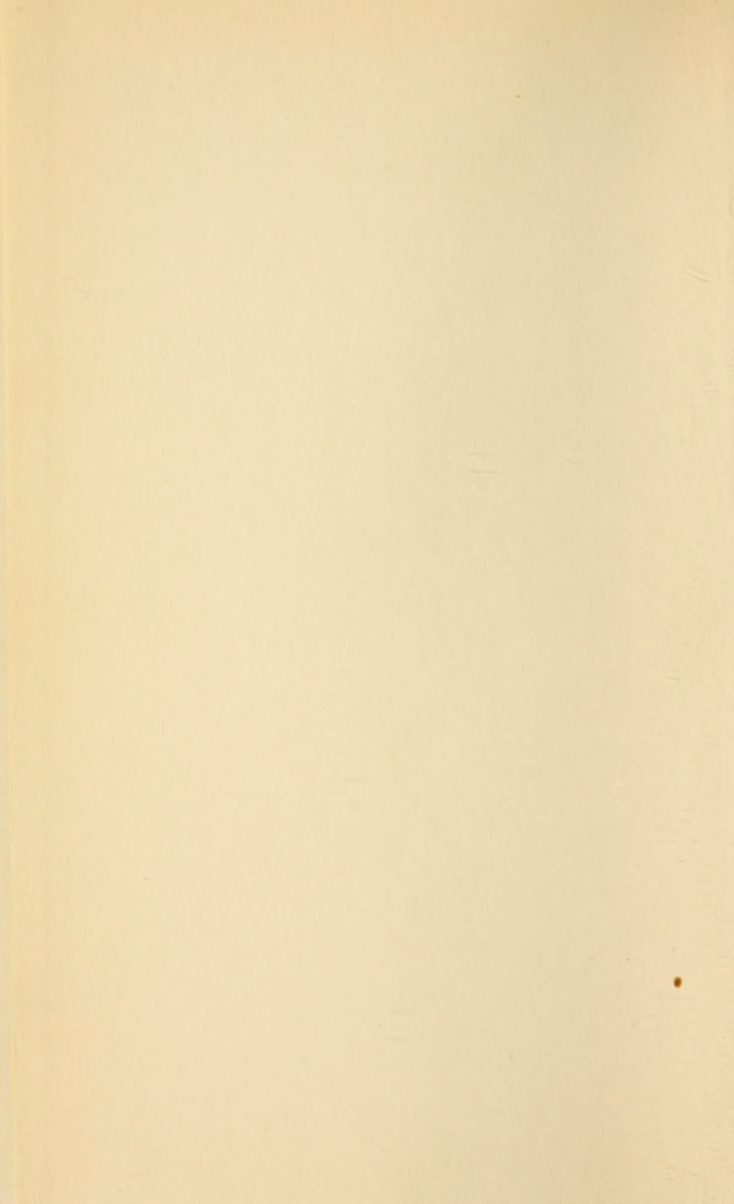
WILHELM BÜRING

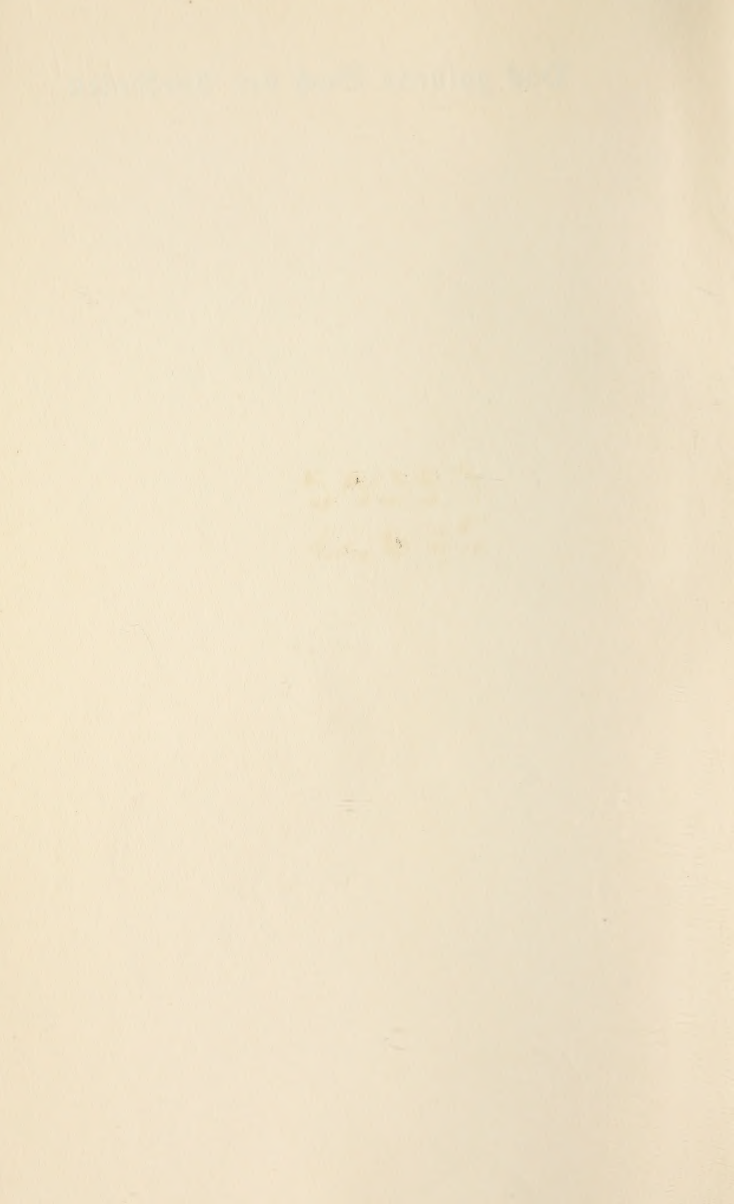
Das goldene Buch der Anekdoten

B917g





Das goldene Buch der Anekdoten



Das goldene Buch der Anekdoten

Kleine Charakterbilder
aus dem Leben berühmter Männer und Frauen
aller Zeiten

Gesammelt und eingeleitet von

Wilhelm Büring

6.–12. Tausend



Leipzig / Hesse & Becker Verlag

179

58090
22-6-35

Inhalt


Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/dasgoldenebuchde00brin

Einleitung

Anekdoten sind die Henkel großer Seelen, durch welche diese faßlich werden für den Hausverstand. Börne

Dem Wesen der Anekdote kommt man am besten durch Beispiele nahe. Die Begriffe sind schwankend, die Spielarten: Anekdote, Legende, Fabel, Sage usw. laufen häufig ineinander. Auch die Substanz: Scherz, Satire, Ironie, nicht minder die „tiefere Bedeutung“, ist ohne Konsequenz. Humor, Komik, Witz sind zarte Begriffe, sie sterben unter den Händen, wenn man versucht, sie zu sezieren. In den beiden Angeln Tragik und Humor schwingt das Dasein, getönt durch den vielfarbenen Abglanz der „Persönlichkeiten“. Das wissen wir alle. Lassen wir es dabei ...

Kurz und eindeutig: als Anekdoten bezeichnet der Sprachgebrauch, nach griechischem Wortsinn, kleine, geheime, von den Schriftstellern nicht berücksichtigte oder unverbürgte Geschichten aus dem Leben namhafter Persönlichkeiten. Es gehört dazu, daß sie in der Regel witzigen Inhalts sind und eine bezeichnende „Pointe“ haben. Aber auch darüber streitet man neuerdings. Die „neue Sachlichkeit“ behauptet, eine Anekdote brauche weder Pointe noch Witz. Häufig hat sie ja auch nichts von beiden. Wie gesagt, hier das Richtige zu besorgen, ist keine schmerzlose Aufgabe. Eine verständnisvolle Analyse gibt am ehesten das Beispiel, das außerdem den Vorzug ausgiebiger Anwendbarkeit hat.

*

Büchmann, der verdienstvolle Erforscher und Sammler unserer landläufigen Zitate, hält für ein untrügliches Kennzeichen allgemein gewordener geflügelter Worte die Veränderung ihrer

ursprünglichen Form. Er hat zuerst darauf hingewiesen, daß gerade die Abweichung sich im Volksmund hartnäckig behauptet.

Bei der Anekdote, soweit die „Pointe" in Frage kommt, ist es ähnlich. Man erkennt ihre Schlagkraft, ihren Umlaufs- und Gebrauchswert an den zahlreichen Variationen, die immer neu herausstaffiert werden, an den Übertragungen ein und derselben Erzählung auf die verschiedensten im Volksbewußtsein lebenden Persönlichkeiten. So kehrt z. B. jene Anekdote von Zeit zu Zeit bei anderen Persönlichkeiten wieder, die sich an Kaiser Karl V. knüpft, der nach der Einnahme Wittenbergs den Vorschlag des rachsüchtigen Alba, Luthers Leiche an den Galgen zu hängen, mit den Worten abgefertigt haben soll, er führe nur mit Lebendigen Krieg und nicht mit Toten. Die schöne Anekdote ist bei ihm am Platze; Karl V. liebte historische Reminiszenzen, diese Geschichte war aber zu seiner Zeit schon bald ein Jahrtausend alt und findet sich ähnlich schon bei Diodor, von Hannibal und Hamilkar erzählt... Und so sollte das berühmte Ei des Kolumbus eigentlich „Ei des Brunellesco" heißen, denn der berühmte Baumeister hatte schon 1421 in einer Architektenversammlung zu Florenz, bei der Beratung über den Kuppelbau des Domes Santa Maria del fiore, ein Ei genau so wie Kolumbus auf den Tisch geschlagen, wie Vasari[1]) erzählt. Vielleicht wußte Kolumbus, als erfahrener Seemann, was eine gute Anekdote zu gegebener Zeit wert sein kann.

Diese Beispiele sind nicht vereinzelt, man kann dergleichen zu Dutzenden aufzählen. Kommt die Rede auf Oxenstierna, so ist schon ein politisches Thema angeschnitten. „Mein Sohn, du glaubst nicht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird," bemerkt gewichtig, im Bewußtsein tiefsten historischen Wissens, unser Stammtischbruder und ein zweiter ergänzt mit allen Zeichen akademischen Stolzes: „An nescis, mi fili, quantilla prudentia mundus regatur!" Daß dieser Ausspruch überhaupt nicht von Oxenstierna herrührt, sondern auf Papst Julius III. zurückgeht, ist eine ungewußte, freilich auch ganz nebensächliche Tatsache. —

[1]) Vasari, Giorgio, 1512—1574, Maler und Baumeister, berühmt durch seine Biographien über kunstübende Zeitgenossen: „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti," 1550.

„Und sie bewegt sich doch!“ soll Galilei am 22. Juni 1632, sich auf sein besseres Selbst besinnend, ausgerufen haben, als das Verhör vor dem Tribunal der Inquisition beendet war, wo er den Glauben an die ketzerische Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne abgeschworen hatte. „Die schöne Anekdote,“ sagt der gelehrte Carus Sterne in seiner „Allgemeinen Weltanschauung“, „gehört leider zu der großen Schar derjenigen, die man als ‚Treppenwitze der Weltgeschichte‘ zu bezeichnen pflegt. Denn nichts in der Tat konnte dem eingeschüchterten und geängstigten Naturforscher in jenem Augenblick ferner liegen, als ein so trotziger Widerruf, der nicht mehr und nicht weniger als eine Herausforderung der Mächtigen gegen den Schwachen gewesen wäre. Wenn Galilei die geringste Neigung und das Zeug dazu gehabt hätte, sich wie Giordano Bruno zum Märtyrer zu erheben, so würde er eben jenen Schwur nicht geleistet haben. Dennoch ist diese Anekdote wichtig und lehrreich; denn sie läßt ihn nur aussprechen, was er sicherlich in jenem Augenblick im innersten Herzen gedacht und empfunden hat, und was die in Sicherheit befindlichen sonstigen Anhänger des Kopernikus zu jener Zeit gewünscht haben mögen, von ihm als Bekenntnis zu hören. Darum ist dieser unausgesprochene Ausspruch denn auch zum geflügelten Wort geworden, das noch heute alle Tage zündend wirkt, wenn sich die Kirche trotz dieser und anderer Erfahrungen eine Entscheidung in Fragen anmaßt, die nicht vor ihren Richterstuhl gehören.“ Sehr brav — übrigens, wer weiß noch heute von einem Abbé Trailh, der zur Zeit Ludwigs XV. in Paris lebte? Auf ihn geht nach Georg Brandes der Ausspruch zurück, der 1761 (also 128 Jahre später!) geprägt wurde.

Der Liebhaber „historischer“ Anekdoten stößt immer wieder auf solche vorwärts oder rückwärts gehende Umprägungen, denen man bei der gegenwärtigen Anekdotenliebhaberei sehr häufig begegnet. Wir leben ja in einem Zeitalter ohne wirkliche Originalität, unsere Helden und Persönlichkeiten zeigen nur selten besondere menschliche Züge. Wir sind zwar witziger geworden, aber nur durch unpersönlichen Marktwitz. Die Anekdote hat indessen ein zähes Leben, in immer neuem Gewande steht sie wieder auf. Als freies, von keinem Geschichtsschreiber beglaubigtes Gut paßt sie

sich dem menschlichen Bedürfnis nach fabulistischer Beweihräucherung seiner Großen immer wieder an. Nicht Dichterkünste machen das lustige Histörchen wahr, das Volk selbst erzählt und glaubt Gelesenes — denn „gedrucktes Zeug ist ja stets wahr!" Und das ist ebenfalls wahr: der Masse ist der Große ein Spiegel des Daseins, sie beurteilt ihn nach dem, was er ihr gibt oder nimmt.

Die Gegenwart insbesondere zeigt eine ausgesprochene Neigung zur Anekdote. Unserer geschäftigen, schnellebigen Zeit ist tieferes Wissen eine Last. Ihrem Hang zur Verallgemeinerung, zur „Typisierung", genügen einige gut abgefangene, geistig beglänzte Züge aus dem Leben einer geschichtlichen Persönlichkeit, und das Seelenporträt ist fertig! Selbst Gebildete halten sich an die Außenseite, erfreut sich doch in weiten Kreisen die Historienmalerei mit anekdotischem Charakter dauernder Beliebtheit, da sie auf billige Weise Geschichtskenntnis vermittelt. Trotz Feuerbach: Piloty und Lindenschmidt! Gegenständlich lehrreiche Anschauungsbilder, wenn sie auch künstlerisch noch so kraftlos sind, haben in den Museen immer ihr Publikum. Man liebt groteske Situationen in greller Beleuchtung, theaterhaft verputzt — und verzichtet gern auf tiefere Hintergründe.

Es wäre nun an sich eine reizvolle Aufgabe, dem Gestaltwandel der Anekdote nachzugehen. Da könnte die Keimzelle so mancher unvergänglichen Perle des reichen Anekdotenschatzes bloßgelegt und gezeigt werden, wie sie durch viele Hände gegangen, verstümmelt, vergröbert oder auch verfeinert, sich von ihrer ursprünglichen Gestalt in unglaublicher Modulation oft wesentlich entfernte. Andererseits tragen wahre Anekdoten den Zug des Unwahrscheinlichen. So zum Beispiel die in dieser Sammlung mitgeteilten Geschichten aus dem Leben K a n t s. Und doch sind diese „authentisch", zu wahr, um wahrscheinlich zu sein. Zur Wahrheit gehört nun einmal der Schein, ohne den der Mensch die Wahrheit nicht zu erkennen vermag. Allerdings muß die Wahrheit der allgemeinen Vorstellung halbwegs entsprechen. So bemerkt H e i n r i c h v o n K l e i s t in einer seiner anekdotischen Erzählungen: „Die Leute fordern als erste Bedingung von der Wahrheit, daß sie wahrscheinlich sei; und doch ist die Wahrscheinlichkeit, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer auf seiten der Wahrheit."

Nun würde für eine kurze Kennzeichnung des Wesens der Anekdote, wie sie dieser Sammlung dienen soll, eine weitschichtige Erforschung der Quellen nur eine Belastung sein. Der Herausgeber hatte zwar die Absicht, im einzelnen die Quellen nachzuweisen und ein Literaturverzeichnis anzufügen. Da es sich aber hier nicht darum handelt, eine Materialsammlung für Historiker und Biographen zu edieren, sondern ein leichtlesbares, vor allem unterhaltendes Buch darzubieten, so verwarf der Verlag beides. Kein Durchschnittsleser liest dergleichen, sonst würden Geschichtsbücher und Lebensbeschreibungen, die ja als die besten Anekdotensammlungen anzusprechen sind, sich größerer Verbreitung erfreuen. Der Historiker lehnt die Anekdote ohnehin ab. Er weiß es zumeist anders und wird uns fast immer beweisen, daß die Anekdote in der gegebenen Form historisch unmöglich ist. Der Anekdotensammler hat daher leichte und schwere Arbeit, je nachdem er an den unermeßlichen, oft verstaubten und verblaßten Schatz herantritt. Dem Historiker aber muß er unbedingt aus dem Wege gehen. Dem Anekdotensammler muß es genügen, das aus dem Gemeingut Geschöpfte der Allgemeinheit ohne großen Tamtam zurückzugeben. Es wäre ein zweckloses und zweifelhaftes Unterfangen, den „Quellen" für solche fliegende Chronika nachzuspüren, möchte doch der Historiker am liebsten mit der Lauge strengster Wahrheit alle diese unbeglaubigten, oft zweifelhaften Geschichten austilgen.

Tatsächlich können viele zum eisernen Bestande der Anekdotenliteratur gehörige Prachtstücke vor der historischen Kritik nicht bestehen. Georg Brandes, Hertslet, Moszkowski und andere Kenner der Geschichte und der Anekdotenliteratur haben eine ganze Reihe weltgeschichtlicher Anekdoten historisch ad absurdum geführt. Das spricht nun schließlich nicht ganz gegen die Anekdote, sondern zu einem Teile auch gegen die Historie, denn gar vieles in der Geschichte hat geringen Wahrheitsgehalt, und an das Märchen von der absoluten historischen Objektivität glaubt heute ohnehin kein Mensch mehr. Wilhelm Tell soll nicht gelebt haben, Froben bei Fehrbellin für den Großen Kurfürsten nicht vom Pferde geschossen sein, der Lehrsatz des Pythagoras verleugnet heute auch seinen Erzeuger, die be-

rühmten Hekatomben gelten gleichfalls als spätere Ausschmükkung. „Wenn jemand mir einen Brief Heinrichs IV. zeigen würde," sagte Sainte-Beuve, „in welchem geschrieben steht: ‚Ich will, daß ein jeder Bauer in Frankreich am Sonntag sein Huhn im Topfe hat,' so würde ich überhaupt nicht weiterlesen, denn ich wüßte von vornherein, daß dieser Brief gefälscht ist ..." Tatsächlich taucht der Ausspruch erst siebzig Jahre nach Heinrichs IV. Tode auf!

Die berühmten Worte Luthers auf dem Reichstag zu Worms: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!" werden von der neuesten Lutherforschung in Frage gestellt; sie sagt uns, daß er diese Worte so nicht gesprochen hat. Trotzdem hat die Anekdote ihren Wahrheitsgehalt, zeigt sie doch charakteristisch die Seelennot des Kämpfers im Ringen um sein Werk.

Der Ausspruch Ludwigs XIV.: „Der Staat bin ich! (L'état c'est moi)," mit dem er im Alter von 16 Jahren sein Parlament angeherrscht haben soll, ist ebenfalls nicht verbürgt.

Isaak Newton soll die Entdeckung der Schwerkraft in seinem 24. Lebensjahre gemacht haben. Eine Anekdote berichtet, daß er, als ihn die Pest von der Universität Cambridge nach seiner Heimat zurückgetrieben hatte, in seinem väterlichen Obstgarten durch den Fall eines Apfels auf seine Entdeckung gekommen sei. Der Apfel flog ihm fast an den Kopf, und da soll er sich gefragt haben, warum die Kraft, die den Apfel zur Erde zieht, nicht auch ebenso bis zum Monde wirke. Der große Mathematiker Gauß war auf diese Parallele zum „Apfel der Erkenntnis" ganz besonders erbost, er hat sie als sinnlose Erfindung bezeichnet, da seiner Meinung nach das Genie Newtons einer so profanen Anregung gewiß nicht bedurft hätte. Trotzdem ist die Anekdote auch wissenschaftlich recht drollig und überaus bezeichnend, sie stammt auch aus der näheren Umgebung Newtons, Voltaire erhielt sie von Newtons Nichte, Madame Conduitt, und andere Personen haben sie von Henry Pemberton, dem Freunde Newtons, gehört.

Liest man z. B.: „Als Cromwell am 12. Dezember 1653 sich zum Protektor von England aufgeschwungen hatte und gegen Karl I. in die Schranken getreten war, fragte ihn jemand,

wohin das führen solle. ‚Man geht niemals so weit,‘ antwortete Cromwell, ‚als wenn man nicht weiß, wohin man geht.‘ Liest man das, so glaubt man es. Tatsache ist jedoch, daß diese Worte auf den Marschall Turenne zurückgehen und über Robespierre, Napoleon und viele andere gelaufen sind. Goethe glaubte, diese Worte seien von ihm!

„Könnt Ihr schweigen?“ fragte Heinrich IV., als ihn ein Höfling aushorchen wollte. „Wie das Grab, Sire!“ — „Nun, ich auch!“ Diese Anekdote, bis zur Lächerlichkeit auf ungezählte andere Personen übertragen, mußte an Friedrich dem Großen hängen bleiben. Selbstverständlich durfte sie nicht untergehen, diese Perle politischer Drastik! Was der eine Anekdotenhistoriker von Karl VI. erzählt, berichtet ein anderer von Leopold I., ein dritter von Josef II. usw. Wer an der Tafelrunde in Sanssouci der eigentliche erste Esel war, ob Mendelssohn, Quantz oder Bastiani, ist strittig, doch unantastbar bleibt der famos kecke Scherz. So spukt ein und dieselbe Anekdote in den gegensätzlichsten Persönlichkeiten; der beglaubigte wirkliche „Treppen“-witz des russischen Höflings Orlow vom Emporsteigen, ging skrupellos auf den Maler Marées über, brauchte von Petersburg nach Rom allerdings ein Jahrhundert! Der gute Witz ist eben zeitlos und international, er findet sich überall zurecht!

In seinem berühmten Buche über Schopenhauer erzählt Gwinner (1862!) eine nette Episode, die von allen Anekdoten, die über den Philosophen umlaufen, die bekannteste ist. Auch hier handelt es sich um eine „Wandel-Anekdote“, wenn auch Gwinner „aus persönlichem Umgang“ berichtet: „Um ein Uhr ging Schopenhauer zu Tisch im ‚Englischen Hof‘ (in Frankfurt a. Main). Bei der Mahlzeit sprach er gern, doch verhielt er sich aus Mangel an tauglicher Tischgesellschaft öfters beobachtend. So legte er z. B. eine Zeitlang täglich ein Goldstück vor sich hin, ohne daß die Tischnachbarn wußten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder zu sich. Endlich darüber zur Rede gestellt, erklärte er: ‚das sei für die Armenbüchse, wenn die am Tische sitzenden Offiziere (Preußen und Österreicher) nur ein einziges Mal eine andere Unterhaltung auf die Beine brächten

als über Pferde, Hunde und Frauenzimmer'." Diese Geschichte entstammt dem älteren Buche „Der französische Soldat unter Napoleon" (aus dem Französischen, Leipzig 1839). Hier heißt es: „Wir lagen bei Breslau im Kantonnement, ein Teil unseres Regiments, bei dem ich stand, in Öls, wo wir Offiziere im besten Wirtshaus unsere gemeinschaftliche Tafel hielten. Zu den Offizieren unseres Regiments gehörte auch ein Kapitän R., ein schweigsamer, wunderlicher, aber sehr geistreicher Mann. Bei der Tafel in Öls legte dieser täglich, wenn er sich mit uns zu Tische setzte, ein Vierzigfrankstück vor sein Kuvert. Nach dem Dessert nahm er das Goldstück wieder weg, steckte es in seine Börse und entfernte sich. Auf unsere oft wiederholte Frage nach dem Grunde dieses Manövers, erwiderte er: ‚Ihr werdet es erfahren, wenn wir abmarschieren,' mit welcher Antwort wir uns einstweilen bescheiden mußten. Endlich beim letzten Mittagstisch in Öls erklärte er: ‚An den Offiziertafeln dreht sich die Konversation immer nur um Dienstangelegenheiten oder um Liebesabenteuer oder Gewinn und Verlust im Spiel, nach meinem Geschmack höchst langweilige Gegenstände. Ich hatte mir nun vorgenommen, das Goldstück den uns bedienenden Markören zu geben, wenn ich einmal das Glück haben sollte, über andere Dinge sprechen zu hören. Es wurde mir niemals zuteil, und ich habe mein Goldstück behalten.'" Wie nun, verliert die Anekdote durch Schopenhauer? Im Gegenteil, sie hat an ihm den rechten Mann gefunden; alle andern Versionen haben nicht standgehalten.

Goethes angeblich letzte Worte: „Mehr Licht!" werden im Sinne der menschlichen Aufklärung ausgelegt. Seine letzten Worte waren aber an seine Schwiegertochter Ottilie, seine Pflegerin in der Sterbestunde, gerichtet und lauteten bekanntlich: „Setze dich zu mir, liebe Tochter, und gib mir dein liebes Pfötchen." Das denkwürdige „Mehr Licht!" ist erst später aus einer Weisung Goethes an seinen Diener zu anekdotischem Zweck herausgezogen. Goethe sagte: „Mach doch den anderen Fensterladen auf, damit mehr Licht hereinkommen kann!"

Genug! Der Wert einer Anekdote liegt gar nicht in der „Echtheit", die Hauptsache ist ihre innere Möglichkeit, ihre plastische Ausprägung. Hier gilt das Wort des Giordano Bruno: „Se

non è vero, è ben trovato — wenn es nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden ...“ Was einmal im Volksbewußtsein lebt, läßt sich durch wissenschaftliche Erörterungen nicht ausrotten, sie dringen in die Welt der Anekdote gar nicht hinab. Was mit lebendigem Mutterwitz gezeugt ist, löst keine kritische Lauge auf, wie wiederum der für den Tag gemachte Schreibtischwitz mit dem Tage vergeht. Für ausgesprochene, grell bemalte Reklameanekdoten, die sich in ihrer Unwahrhaftigkeit selbst kennzeichnen, hat die Welt zudem ein scharfes Auge. Sie mißt eben den Mann nicht nach dem, was er scheinen will; sie hat oft einen erstaunlich sicheren Blick dafür, was er in Wirklichkeit ist, was er tatsächlich kann. Bei der Anekdote handelt es sich gewissermaßen um ein historisches „Als ob“. Ohne eine gewisse fabulistische Verklärung verblaßt die Wirklichkeit, ohne starke Farben kann sich auch ein Charakterbild nicht behaupten, es gerät einfach, auch ohne der Parteien Haß und Gunst, in das bekannte Schwanken. Das Richtige trifft hier Moszkowski, wenn er sagt: „Wenn daher von ‚Anekdoten, die lügen‘, gesprochen wird, so ist diese Bezeichnung niemals als ein Vorwurf, als eine Bemakelung zu verstehen. Es soll damit nur angedeutet werden, daß sie in die große Rubrik ‚Treppenwitz der Weltgeschichte‘ gehören, ihre Lüge führt keinen Einsichtigen irre, und in ihrer Güte bleiben sie zahllosen überlieferten Wahrhaftigkeiten überlegen.“ — Nach alledem eines: die lebendige Anekdote steht über der Zeit, man freut sich des Humors eines Sokrates ebenso, wie des schlagenden Witzes eines Taubmann oder Stettenheim. Die moralische Kraft des Witzgehalts läßt was nie und nirgend sich begeben, nicht veralten; er muß aber, um mit Grabbe zu reden, „blitzartig einschlagen“. Der echte Lebenswitz drückt auf alles den Stempel höherer Wahrheit. —

Ist es nun beim Zitat, beim geflügelten Wort nötig, die Herkunft zu wissen, so ist das bei der Anekdote ganz unwesentlich. Bei ihr ist die Geschichte die Hauptsache. Die Anekdote würde geradezu in der Quelle ertrinken, man zöge da eine biographische Einzelheit heraus, die schon keine eigentliche Anekdote mehr ist. Die wahre Anekdote, die sich nachweislich begeben hat, ist ein biographischer Zug, und geht über den Begriff hinaus. In den Begriff der

Anekdote fällt es, daß die Wahrheit offen bleibt, wenn sie nur charakteristisch ist.

Die klassischen Anekdotenkünstler von Plutarch bis zu Nicolas Chamfort gehören der Weltliteratur an. Die Ausländer haben nämlich auch Witz, besonders die Franzosen. Als die deutsche Gelehrsamkeit noch in gepichten Wollperücken steckte, übten dort die freien, leichtbeschwingten Geister längst praktische Lebenskunst. Der Salonabbé Galiani, „der hübscheste kleine Harlekin mit dem Kopf Macchiavellis", den die Philosophengesellschaft Holbachs witzig zum Advokaten Gottes beförderte, ist bezeichnend für jene Zeit, die der alten geistwitzigen Griechenwelt sich wieder annäherte. „Das alte Griechenland, von dem sich die Kultur über die ganze Welt verbreitet hat, war auch die Heimat des Witzes, den die Römer zwar weiter kultivierten, ihn jedoch an Feinheit und Zartheit nicht erreichten. Des Witzes bedienten sich die Gesetzgeber, Philosophen, Dichter und Künstler, ja sogar die niedere Volksklasse: der Witz war Gemeingut aller Helenen. Wie der König sprach, wie der Dichter sang, wie der Künstler formte und der Bildhauer meißelte, alles war in Witz gekleidet und geformt (Weber, Demokritos)."

Die nordische Rasse zeigt nur vereinzelt Witz. Der Italiener ist verschlagen und gerissen, wie der Spanier fanatisch. Der Holländer ist pomadig, er wird mit dem Augenblick nicht immer fertig und sucht den Dingen meist nachträglich beizukommen und ihnen etwas abzupressen. Der Engländer zerschlägt die Situation mit sonderbarer Geste und schüttelt sie mit einem sarkastischen Witz ab. Der Deutsche ist weltanschaulich, seine Abwehr meist bieder, die Sprache folgt ihm nicht immer. Weit verbreitet ist die Meinung, Witz sei des deutschen Wesens unwürdig. Von Nietzsches gewalttätiger Witzweisheit sind wir immer noch weit entfernt.

*

Sammlungen von Anekdota aus alten Handschriften sind häufig herausgegeben worden und die ungezählten Sammlungen von Kurzgeschichten und Schnurren haben zu ihren Zeiten immer ihre Leser gefunden. „Anekdoten ziehen oft in dem Charakter

großer Personen Nüancen, die ihn kenntlicher machen, als lange Darstellungen", bemerkt Seume in seiner Charakterschilderung der Kaiserin Katharina. Schiller war in seinen jungen Jahren, in seiner Journalistenzeit, ein sehr fleißiger Redakteur und hegte große Neigung für die Anekdote. Im Wiedererzählen alter Geschichten war er besonders eifrig. Auch Kleist brauchte Anekdoten, er nahm sie, wo er sie fand, und war ein Meister im Nacherzählen. So nimmt jede Zeit vom Altar des Momus und bringt ihm seine Gaben wieder dar. Denn eigentlich hat ja die Anekdote keinen anderen Autor als die Gelegenheit, die darauf wartet, wiederzukehren, sei es unter vier Augen, im Zeitungsfeuilleton als Romanersatz oder gar in einem Sammelwerk. Alexander Moszkowski sagt: „Die Frage nach der Vaterschaft entzieht sich der Beantwortung, nicht weil die Nachforschung zu schwierig, sondern weil die Frage an sich sinnlos ist." Und Arthur Kahane bemerkt zur Sache: „Die wirkliche Anekdote hat keinen Autor, sie ist autochthon wie die Bibel und das Volkslied." Auch Goethe, Grillparzer, Hebbel haben Anekdoten erzählt und selbst Historiker vom Fach, Ranke und Sybel, haben für sie eine Lanze gebrochen. Fontane sah in historischen Anekdoten der Geschichte besten Teil.

In der Tat prägen sich eigenartige, reinmenschliche Charakterzüge durch hübsche kleine historische Fiktionen nachhaltig ein, sie beleuchten den Großen mit Blitzlicht und zeigen ihn in seiner Größe und in seinen Schwächen, im Spiegel des täglichen Lebens, zur Freude der Umwelt, der sie reiche Anregungen bieten. In ihnen lebt das, was Fontane bon sens — gesunden Menschenverstand — nennt, dieses herzerfrischende Labsal für den Daseinskampf, dieses einzige Erleichterungsmittel gegen die Tücken des Schicksals. Eine Fundgrube echter Lebensphilosophie, ein wahrhaft goldener Humorschatz erschließt sich hier. So ist die dauernde Schätzung, der sich die Anekdote erfreut, reine Nützlichkeitssympathie. Galt sonst die Erziehung zum Wissen, so gilt jetzt die Erziehung zum Leben; alles wird auf den „Gebrauchswert" hin geprüft, „neue Sachlichkeit" auch hier. Der Kleine, er merkt es bald, kann den Großen als Erzieher brauchen. Er möchte auch seine unbekümmerte und schneidige Weisheit erwerben, jenes

„Freidurchgehen auf Erden", das Wilhelm Raabe dem in Stricken und Banden liegenden Menschengeschlechte gepriesen hat. Der Kleine braucht des Großen Witz als Waffe, seine Tragik als Abwehr. Er freut sich, wenn er sagen kann: da seht einmal den geistreichen Herrn, wie der mit der Welt umspringt und im feindlichen Moment seinen Mann steht! Der Kleine zieht die Großen in seinen Alltag herab, entkleidet sie des Purpurs und der Glorie und redet vom Alten Fritz, vom Marschall Vorwärts, nennt Napoleon notre petit caporal, spricht vom ollen Papa Wrangel, von Menzel als der kleinen Exzellenz, von Ebert als „S. M." und Hindenburg ist einfach „Paul". Der Neid der Masse gegen das Überragende hat eben viele Spielarten ... Mag immer die Anekdote Äußerliches allzu stark betonen, die Menschlichkeiten zu hart gegeneinander ausspielen, den Einzelfall zum allgemeinen machen, widerspruchsvolle, komplizierte Charaktere in naiver Geringschätzung anlachen oder durch derben Witz anschnarchen, so tötet sie doch nicht. Sie hat einen versöhnlichen Zug. Die Großen haben das wohl gewußt und als kluge Lebenskenner stets auch ihre menschliche Seite gezeigt, in der Erkenntnis, daß wahre Volkstümlichkeit der schönste Lebenswert ist. Sie zogen gelegentlich den spanischen Stiefel der Etikette aus und hängten den Galarock an den Nagel. Aber nur in ihrer Originalität besteht die Anekdote vor der Volksseele, — Lachen ist das Leitmotiv. Der König —, wenn er einmal etwas Gutes sagte, sprach, äußerte, meinte, bemerkte, entgegnete oder erwiderte —, er „lachte und schenkte — das ist ein beliebter Refrain, so will man es.

Nun gibt es Anekdoten, die man nur lesen kann, weil sich die Pointe beim Wiedererzählen verflüchtigt, und andere, die erzählt sein wollen, die gedruckt geistlos erscheinen und deren Pointe durch Mimik und Sprachkunst herausgeholt werden muß. Allerdings ist der Geschmack der Zeiten verschieden. Da muß eine Anekdotensammlung schon reich gesegnet sein, will sie jedem etwas bringen. Manche hören die guten alten Histörchen, die schon unsere Großväter belachten, am liebsten, selbst die ausgekochtesten Meidinger[1]) haben noch ihre Liebhaber; andere ver-

[1]) Meidinger, J. V., Lehrer der französischen Sprache, geb. 1756 in Frankfurt a. M., gest. 1822 daselbst; er machte sich durch seine

werfen so altbackene Pasteten und wollen nur „Aktuelles“, Sachlichkeit in Wort und Form, nichts von Persönlichkeiten, die längst keinen Finger mehr krumm machen. Die selbstarbeitende Phantasie des Naiven ist dem erläuternden Drum und Dran abhold — schnell die Pointe — in der Kürze die Würze! Andere lieben wiederum zeitkoloristische Einleitungen in ironisch blitzendem Stil, sie wollen wissen, wer denn das Urviech ist, wieder andere zieht eine feine novellistische Ausschmückung an, die, seit die Anekdote feuilletonfähig geworden, zu einer gewissen Kultur gediehen ist.

So hängt bei der Anekdote, wie überall, alles vom Gesichtspunkt ab. Knigges Rat, keine Anekdoten zu erzählen, die irgend jemand in ein „nachteiliges Licht“ setzen, ließ sich nicht immer befolgen. Manche Persönlichkeiten indessen werden durch Anekdoten gewissermaßen korrigiert. Man denkt da an den großen Turenne, der als Feldherr bedeutend, als Mensch außergewöhnlich war. Wie große Geister, bei ihrer dem seichten Witzbold unverständlichen schöpferischen Anspannung, oft tragikomische Seiten mit herausfordernden Angriffsflächen zeigen, auf die der Volkswitz grotesk losstürmt und über das Ziel hinausschießt, so gibt's Anekdoten mit doppeltem Boden, bei denen der Blamierende der Blamorene ist.

*

Schließlich erlaubt sich der Herausgeber noch zu bemerken: Bei einer so umfangreichen, wenn auch oft gesichteten Sammlung wie der vorliegenden, die alle Jahrhunderte umfaßt, war es oft nicht leicht, zwischen Pointe und charakteristischem Strich zu wählen. Dieses „Konzert der Großen“ verlangt eine gewisse Vollzähligkeit der Stimmen, wo der Kleinere spricht, wird nach dem Größeren gerufen. Die Bedeutung einer Persönlichkeit, das sei für Pedanten bemerkt, läßt sich selbstverständlich nicht nach der Zahl der über sie umlaufenden Anekdoten abschätzen. Der Witz ist bei den Ganzgroßen tatsächlich weniger häufig — mit einer Ausnahme: Heinrich Heine.

---

französischen Grammatiken bekannt. Nach den in diesen Büchern enthaltenen Anekdoten bezeichnet man mit Meidinger schlechthin eine alte, oft gehörte Anekdote.

2*

Den Herausgeber leitete das Bestreben, die Fülle des Stoffes nach Möglichkeit harmonisch abzurunden, Blutvolles und Klaräugiges zu bieten. Gleicht auch das Ganze einem Mosaikbilde, so steht doch jedes Stück an dem ihm gehörigen Platze. Die Scheidung in einzelne Kapitel ist rein äußerlich, im Grunde dürfte jede Anekdote stehen, wo sie mag. Nur um den Leser zu einer gewissen Übersicht zu verhelfen, und um des leicht lesbaren Buchs willen, ist das Gleiche zum Gleichen gestellt. Dies war ein leitender Gesichtspunkt, bei dem auch der Berufswitz zu seinem Recht kommt.

Diese Sammlung ist das Ergebnis langer Arbeit. Aus der reichen Fülle des Stoffes, den Biographien, Tagebücher, Geschichtswerke, Zeitungen, Zeitschriften, ungezählte ältere Sammlungen, schriftliche und mündliche Mitteilungen darboten, konnte gehörig ausgewählt werden. Der Herausgeber hat den Stoff, wo er es verlangte, mehr oder weniger bearbeitet, veraltete Fassungen verbessert, Weitschweifigkeiten oder unwesentliche Ablenkungen behoben, Verblaßtes, aber doch Charakteristisches aufgefrischt, vieles gekürzt oder erweitert, erläutert, — selbstverständlich ohne den Sinn zu ändern. Die Pointe forderte häufig, namentlich bei alten Sachen, eine schärfere Beleuchtung, einen präziseren Ausdruck. Eine große Zahl neuer Funde erscheint in dieser Sammlung zum ersten Male, manche wertvolle Ausgrabung kommt hier wieder ans Licht. Den Mitarbeitern an dieser Stelle Dank, war doch manche der freundlichen Gaben einfach unbezahlbar! Mögen die kundigen Jünger des Momus dem Ganzen auch fernerhin gewogen bleiben!

W. B.

Von ollen Griechen, Römern und Konsorten

Decies repetita placebit

Sokrates, der Weiseste der Weisen, antwortete einem Schüler, der ihn fragte, was er vom Heiraten halte: „Heirate nur, bekommst du ein gutes Weib, so wirst du glücklich leben — ist dir aber ein schlimmes beschieden, so hast du Gelegenheit, Philosoph zu werden."

Die böse Xanthippe, die das hörte, geriet in die höchste Wut, und als sie den Weisen gehörig gescholten, goß sie zuletzt noch einen Topf schmutzigen Wassers über ihn aus. Sokrates sagte gelassen: „Dachte ich's doch, daß auf das Donnerwetter noch Regen folgen würde."

Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Als Sokrates die Nachricht erhielt, daß ihn die Athener zum Tode verurteilt hätten, rief er kalt: „Und die Natur sie."

Den Klagen seiner Schüler, die sich in seiner Sterbestunde um ihn versammelten und weinten, daß er unschuldig sterben müsse, begegnete er mit den denkwürdigen Worten: „Wäre es euch lieber, wenn ich schuldig stürbe?"

*

Der Dichter Euripides fragte Sokrates, wie er über die Lehre des Heraklit denke (den beständigen Fluß der Dinge). Sokrates entgegnete ihm: „Was ich davon verstanden, ist vortrefflich, wahrscheinlich auch das von mir nicht Begriffene, —

aber es gehört ein tüchtiger Schwimmer dazu, ein delischer Taucher, um in diesen Fluß hinabzudringen."

*

Die Schönheit der Helena hat Troja zerstört, die Schönheit der Lukretia war die Ursache vom Untergang des römischen Königtums. Anaxagoras riet daher im Namen der Weisheit dem Perikles von seiner Schwärmerei für die schöne Milesierin Aspasia ab.

Perikles entgegnete dem Weisen: „Ist es denn meine Schuld, wenn die Schönheit von den Göttern mit größerer Macht bedacht worden ist als die Weisheit?"

Was Perikles aber selbst aussprach, daß die besten Frauen die seien, von denen man im Guten und Bösen so wenig als möglich spreche, das traf bei Aspasia nicht zu, ihr Name war in aller Mund. Tatsächlich regierte sie die Griechen.

*

Solon, der Gesetzgeber der Athener, verglich die Gesetze mit den Spinngeweben, worin sich die kleinen Fliegen fangen, während die großen sie zerreißen und davonfliegen. Gefragt, ob seine Gesetze die besten wären, gab er zur Antwort: „Nun, die Athener haben jedenfalls von mir die besten von denen bekommen, die sie ertragen können. Nur der Staat ist dauerhaft, wo die Führer den Gesetzen und das Volk den Führern gehorcht."

Die Städte nannte er die Herbergen des menschlichen Elends.

*

Platon nahm auf seiner Rückreise von Syrakus an den olympischen Spielen teil und machte die Bekanntschaft einiger Kaufleute, mit denen er in einer Herberge wohnte. Ungeachtet er ganze Tage mit ihnen umging, auch in ihrer Gesellschaft nach Athen zurückkehrte, hatte er doch weder von Sokrates, noch von der Akademie, noch von sich und seinen Erlebnissen am Hofe des Dionys ein Wort fallen lassen. In Athen eingetroffen, lud er die Fremden in sein Haus. Diese, kaum angelangt, ersuchten ihn nun, er möge sie zu Platon, dem berühmten Philosophen und Schüler des Sokrates, führen. Jetzt erst entdeckte sich Platon

seinen Gästen, zu ihrem nicht geringen Erstaunen. „Ich hatte," sagte er ihnen, „an ganz andere Dinge zu denken, als an mich." Diese so ausgezeichnete Bescheidenheit ist ein schöner Zug im Leben dieses echten Philosophen.

*

Aristoteles antwortete auf die Frage: „Warum gefällt dir das Schöne?" — „So fragt ein Blinder."

„Nicht wahr, ich habe dich wohl sehr gelangweilt?" fragte ein Schwätzer den Stagyriten. „I wo, du sagtest ja gar nichts, ich habe dich nicht gehört," entgegnete er.

„Eine Sache," dieser Ausspruch stammt auch von ihm, „die erwiesenermaßen gut ist, nochmals untersuchen zu wollen, heißt das Tageslicht mit einer Lampe suchen."

*

Demokrit, der größte Polyhistor vor Aristoteles, lachte so gern (im Gegensatz zu Heraklit ist er „der lachende Philosoph" genannt), daß die Abderiten es nicht begriffen — und erst recht nicht, als der Arzt Hippokrates, den sie herbeigerufen hatten, erklärte, daß Demokrit der einzige Gescheite unter ihnen sei.

Das bedarf jedoch einer Einschränkung, denn Demokrit blendete sich, um ungestört und hell nachdenken zu können, durch ein poliertes, von der Sonne erleuchtetes Becken.

*

Diogenes führte seine Lehre von der absoluten Bedürfnislosigkeit praktisch durch. Er lebte in einer Tonne und besaß sonst nichts als einen Holzbecher, mit dem er Wasser schöpfte; auch diesen soll er fortgeworfen haben, als er von einem Hunde sah, wie sich ohne Becher trinken lasse.

Das Gegenteil war Aristippos, der, wie Diogenes, den Unterricht des Sokrates genossen hatte. Aristippos ging eines Tages an der Tonne des wunderlichen Heiligen vorüber, der gerade damit beschäftigt war, seinen Salat zu putzen. Aristippos lächelte. „Wenn du dich zu begnügen wüßtest," rief ihm Diogenes nach, „dann brauchtest du den Tyrannen nicht zu schmeicheln." Aristipp aber höhnte ihn: „Und du, hättest du gelernt,

mit Menschen zu verkehren, dann brauchtest du nicht deinen Salat zu putzen."

Einst stand der Sonderling unter freiem Himmel und ertrug ein ungestümes Hagelwetter mit übermenschlicher Standhaftigkeit. Er war halb nackt und wurde von vielen deshalb bemitleidet. Platon, der vorüberging, durchschaute diesen sonderbaren Ehrgeiz und rief den Leuten zu: „Wenn ihr wahres Mitleid mit diesem Menschen habt, dann beachtet ihn nicht weiter. Entfernt euch, und ihr sollt sehen, daß er sich gleich ein Obdach sucht."

Diogenes rächte sich. In Platons Hörsaal ließ er einen nackten Hahn laufen, um dessen Definition vom Menschen — ein zweifüßiges Tier ohne Federn — lächerlich zu machen.

*

Als Diogenes einmal aus einer an sich schon öden Stadt ausgewiesen wurde, zog er ab mit den hämischen Worten: „Und ich verurteile die Einwohner, dazubleiben."

Zuweilen ging Diogenes auf die Akropolis, wo er die vielen Statuen um Geld ansprach. Fragte man ihn, was das zu bedeuten habe, so antwortete er: „Ich muß mich daran gewöhnen, ganz unempfindlich zu werden, wenn die Menschen mir etwas abschlagen."

Bekannt ist, daß er am Tage eine Laterne anzündete, herumleuchtete und rief: „Ich suche einen Menschen."

Diogenes fragte nichts nach dem beißenden Spott, mit dem ihn die Athener verfolgten. Sie mochten ihn ruhig den „wahnsinnigen Sokrates" schelten; sein Ehrgeiz fand sich dadurch genug geschmeichelt, daß alles hinzulief, ihn, den vielgenannten Bewohner des Fasses, kennenzulernen. Die größte Genugtuung war es für ihn, daß selbst der Welteroberer Alexander dem Triebe, seine Bekanntschaft zu machen, nicht widerstehen konnte.

Alexander erbot sich, dem Diogenes eine Gunst zu erfüllen. „Geh mir aus der Sonne," soll er geantwortet haben — worauf Alexander zu seinen Begleitern sagte, als ob es zwischen der gänzlichen Verachtung der Welt und ihrem schrankenlosen Besitz kein drittes gäbe: „Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes sein."

*

Alexandern war die Welt zu klein, er hielt sich für einen Gott. Seinen Makedoniern, die nicht mehr weiter wollten, rief er zu: „So geht und sagt zu Hause, daß ihr Alexander allein ließet, die Welt zu erobern."

Alexander verfolgte Darius und war schon mehrere Tage mit seinem Heere in der größten Hitze durch eine Gegend marschiert, wo er kein Wasser fand. Einige Maulesel begegneten ihnen endlich mit Schläuchen voll Wasser. Man füllte einen Helm und reichte ihn dem König dar. Alexander sah ihn mit begierigen Augen an, gab ihn aber ungekostet zurück. „Denn," sagte er, „wenn es nicht für meine ganze Armee hinreicht, so mag ich nicht trinken, sie würden alle unterwegs noch größeren Durst empfinden."

Man gab Alexander den Rat, Darius in der Nacht zu überfallen. „Nein!" sagte er, „stehlen mag ich meinen Sieg nicht."

Alexander pflegte, wenn er die Beschwerden des Krieges besonders lebhaft empfand, auszurufen: „Oh, ihr Athener, was für Mühen kostet es mich, euch Stoff zu geben, von mir zu reden."

Die Priester des Hammon begrüßten ihn einst als den Sohn des Jupiter. „Das sind alle guten Menschen!" sagte Alexander.

*

Bei Philipp von Mazedoniens zweiter Vermählung (er hatte sich von Olympia, der Mutter Alexanders, getrennt) wünschte ihm Attalus einen rechtmäßigen Thronerben. Alexander kam darüber so in Wut, daß er ihm den Becher an den Kopf warf. Philipp, schon ziemlich bezecht, zog das Schwert, fiel aber lang zur Erde. „Mazedonier!" lachte Alexander höhnisch, „seht euch diesen Helden an, der nach Asien will und nicht von einem Tisch zum anderen kommt, ohne zu fallen!"

*

Als Alexander einen gefangengenommenen Seeräuber fragte, was ihn berechtige, das Meer unsicher zu machen, erwiderte dieser dem großen Eroberer mit freimütigem Trotz: „Dasselbe, was dich berechtigt, den Erdkreis unsicher zu machen; aber nicht wahr, weil ich das mit einem elenden Segler tue, deshalb heiße

ich — Räuber; weil du es mit großen Armeen tust, deshalb heißt du — König."

*

Apelles, der Maler, spielte eine große Rolle am Hof Philipps von Mazedonien. Alexander war sein Freund. Auf einem Bilde hat Apelles ihn zu Pferde dargestellt und ihn bei seinem Einzuge in Ephesos damit überrascht. Als Alexander das Gemälde des Apelles sah, lobte er es nicht nach Verdienst. Sein Pferd aber, das später herbeigeführt wurde, wieherte das gemalte Pferd wie ein wirkliches an, und Apelles sprach hierauf: „Dein Pferd scheint bedeutend mehr Kunstverständnis zu besitzen als du selbst, mein König!"

*

Demosthenes war nicht als Redner geboren, da er nicht einmal das R aussprechen konnte und nur eine dünne, harte Stimme hatte. Um dem abzuhelfen, lief er in lautem Gespräch Berge hinan, nahm Steine in den Mund, sprach gegen den Sturm oder predigte am rauschenden Meere. So wurde er der große Redner der Griechen.

Es wird erzählt, daß er vor einem großen Spiegel übte, und da er die schlechte Angewohnheit hatte, die eine Schulter beim Sprechen in die Höhe zu ziehen, so befestigte er über ihr an der Decke ein Schwert, das ihn ins Fleisch schnitt, so oft er mit der Schulter zuckte.

Von Demosthenes sind viele gute Bemerkungen überliefert. Zu einem jungen Schwätzer sagte er: „Warum hat derjenige, der dich sprechen lehrte, dich nicht auch das Schweigen gelehrt?"

Eine große Ehrung wies er zurück. „An deiner Stelle hätte ich sie angenommen," sagte ihm ein Freund. „Ich an der deinigen auch," erwiderte Demosthenes.

*

Die Athener verlangten von Euripides bei Aufführung eines seiner Schauspiele, daß er verschiedene Stellen streiche, da sie ihnen nicht gefielen. Euripides trat an den Rand des Theaters und rief laut den Nörglern zu: „Ich habe meine Stücke nicht

geschrieben, um von euch zu lernen, sondern um euch zu belehren!"

*

Themisthokles verlangte von den Andriern eine Summe Geldes und sprach sie mit folgenden schreckenden Worten an: „Ich komme zu euch in Gesellschaft zweier Göttinnen, der Überredung und der Gewalt." Die Andrier gaben zur Antwort: „Wir haben aber schon zwei Göttinnen, die deine Ansicht vereiteln — Armut und Dürftigkeit!"

*

Der Tyrann Dionys zu Syrakus fragte den Philosophen Aristipp, warum die Philosophen so oft den Fürsten ihre Aufwartung machten und nicht die Fürsten den Philosophen?

„Das kommt daher, weil die Philosophen Hunger haben, die Fürsten aber nicht."

*

Guten Witzes waren die Spartaner. Auf König Philipps Brief: „Wenn ich nach Lakedämon komme, werde ich sengen und brennen!" antworteten die Lakedämonier nur mit „Wenn"...

Agesilaus antwortete einem Fremden auf die Frage: „Wo sind denn die Grenzen Spartas?" „An der Spitze unserer Speere!"

Leonidas machte noch im Angesicht seines Todes in den Thermopylen heroische Witze. Xerxes forderte ihn auf, seine Waffen auszuliefern: „Komm' und hole sie dir," antwortete er. Als man ihm endlich meldete: „Der Feind ist nahe bei uns," da sagte er: „Und wir bei ihm."

*

Iphikrates, der athenische Feldherr, dem jemand seine niedere Herkunft vorwarf, gab die bezeichnende Antwort: „Ja, ich bin der erste meines Stammes, du aber der letzte des deinigen."

*

„Es wird eine schreckliche Schlacht werden!" sagte ein Offizier zu Antigonos, als sie dem Feinde zumarschierten. „Die Pfeile unserer Feinde werden in solcher Menge auf uns herab-

hageln, daß sie das Sonnenlicht verdunkeln werden." „Das ist mir lieb," antwortete Antigonos, „so können wir doch im Schatten fechten."

*

Dem Spartaner Lykurg hatte ein junger Mensch ein Auge ausgeschlagen. Das Volk lieferte ihm den Übeltäter zur beliebigen Bestrafung aus. Lykurg tat ihm jedoch nichts, er erzog ihn vielmehr zu einem tüchtigen Manne. Dann brachte er ihn vor das Volk, und als dieses sich darüber wunderte, sagte er: „Als einen Frevler und Übeltäter habt ihr mir diesen Mann überantwortet; ich gebe ihn euch als einen tüchtigen Bürger zurück."

*

Simonides, aufgefordert, etwas für ein Götteropfer beizusteuern, sagte: „Ich kümmere mich nicht um Götter, die ärmer sind als ich."

Einst lobte er die Mäßigkeit des Gottes Merkur, der sich mit Milch und Früchten begnüge; tadelte hingegen scharf die Unmäßigkeit des Herkules, der so viele Schafe und Ochsen als Opfer wünsche. Als ihm die Leute auf seine gotteslästernde Rede antworteten: „Dieser Gott beschützt ja unsere Herden so gut," da sagte er witzig: „Was liegt mir daran, ob meine Herden von Wölfen oder von demjenigen, der sie beschützt, gefressen werden?"

*

Alkibiades war schon als Knabe ein Schlingel, der seinen Kopf durchsetzen mußte. Als er mit anderen Kindern in einer engen Gasse spielte, kam ein Wagen auf sie zu. Alkibiades rief den Kutscher an, er möge halten, bis das Spiel zu Ende wäre. Der Fuhrmann hob die Peitsche und fuhr weiter. Die anderen Knaben liefen fort, Alkibiades aber legte sich quer auf den Weg und rief: „Wenn du nun Herz hast, so fahre zu."

Niemand wußte diesen Knaben — „des Löwen Junges" nennt ihn Aristophanes — zu zähmen. Von seinem Lehrer forderte er einen Homer, und als dieser erklärte, keinen zu besitzen, gab er ihm eine derbe Ohrfeige.

Unter anderen ist noch folgende Anekdote überliefert, die sehr

stark den frivolen Sinn dieses Draufgängers, im Gegensatz zu der strengen Art des Perikles, kennzeichnet. Im Begriff, seinen Oheim zu besuchen, sah er sich abgewiesen, da dieser beschäftigt war, eine fällige Rechnungslegung für das Volk zu überdenken. „Es wäre besser," meinte Alkibiades, „darauf zu sinnen, wie man überhaupt keine Rechenschaft zu geben brauche." Er selbst hat freilich auch nie Rechenschaft über sein Tun abgelegt.

*

Äsop wurde zugleich mit einem Grammatiker und einem Sänger an den Philosophen Xanthus verkauft. Dieser fragte die letztern, was sie verständen? „Alles!" war die Antwort, und Äsopus lachte laut auf. „Und was verstehst denn du?" — „Nichts, da diese beiden alles wissen." Xanthus zahlte nun sechzig Obolen, gewann ihn lieb, und selbst seine Weiber, die die Mißgestalt zuerst flohen, vergaßen seinen Buckel über seinem schönen Geist.

*

Der Redner Protagoras hatte sich gegen einen jungen Menschen anheischig gemacht, ihm die Geheimnisse seiner Kunst zu lehren gegen eine Summe Geldes, deren eine Hälfte im voraus bezahlt, während die andere fällig sein sollte, wenn der junge Mann durch die erlernte Kunst den ersten Prozeß würde gewonnen haben. Als nun dieser die Weisheit des Protagoras erworben hatte, weigerte er sich, sie anzuwenden. Da forderte ihn sein Lehrer vor den Areopag und sagte in Gegenwart der Richter zu ihm:

„Wenn das Urteil, das man sprechen wird, zu meinen Gunsten ausfällt, so bist du verurteilt; fällt es zu meinen Ungunsten aus, so bist du dennoch mein Schuldner, weil du deinen ersten Prozeß gewonnen hast."

„Du irrst dich sehr," erwiderte der andere, „wenn ich gewinne, so verurteilt dich der Areopag. Dann bin ich dir nichts mehr schuldig. Verliere ich aber, so bezahle ich dir auch nichts, weil ich meinen ersten Prozeß verloren habe."

Die Richter ließen den Prozeß unentschieden.

*

Sarkastische Witze sind von Phokion überliefert. Demosthenes warnte ihn: „Die Athener werden dich töten, wenn sie in Wut geraten." Phokion lachte: „Und dich, wenn sie wieder zur Besinnung kommen."

Ein dickbäuchiger Schwätzer sprach ohne Überzeugung, da ihm die Erfahrung fehlte, mit vieler Anstrengung für den Krieg, und der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirn. „Wie wird der Mann erst schwitzen," sagte Phokion, „wenn es zum Treffen kommt."

*

Zeno ist berühmt durch seine Beweise. Er stellte den vielumstrittenen Satz auf: „Das Langsamere, z. B. eine Schildkröte, kann von dem Schnelleren, z. B. dem schnellfüßigen Achilleus, nie eingeholt werden, denn der Verfolgende muß immer vorher erst da ankommen, wo das Fliehende aufbrach. Der Vorsprung der Schildkröte wird zwar immer kleiner, aber ins Unendliche behält sie einen Vorsprung, da sie während jedes Zeitteils noch um etwas vorwärts kommt, währenddessen der andere ihr nachzukommen sucht." —

Als jemand behauptete, daß die Weisen nicht lieben dürften, rief er: „Wie unglücklich müssen dann die armen Weiber werden, wenn sie nur Narren lieben sollen."

*

Der Skeptiker Pyrrho versicherte einst einem seiner Schüler, daß es keine ausgemachte Wahrheit gäbe.

„Bist du aber auch deiner Sache gewiß?" fragte ihn jener, und Pyrrho antwortete ihm:

„Auch daran zweifle ich."

Weiter kann wohl die Skepsis nicht getrieben werden.

*

Hipparete war das schönste Frauenzimmer Athens, ein Freudenmädchen „kat exochen". Schon war einer der reichsten Bürger durch sie an den Bettelstab gekommen. Nicht einer hatte Geld genug, sich Hipparete ein paarmal im Jahre zu kaufen. Hipparete pries man laut auf allen Gassen. Und doch war es nicht zu sagen, was größer war, ihr Ruhm oder ihre Schönheit.

Ein junger Mann, Thertites, war heiß entbrannt, Hipparete nur einmal für eine einzige Nacht zu besitzen. Es fehlte ihm aber an Geld, und Hipparete hielt auf Preise. Doch alles, was der Jüngling besaß, reichte nicht hin für eine einzige Nacht bei der Schönen.

Der Jüngling ließ die Freuden der Welt fahren, arbeitete und sparte. Noch einige Monate, und Hipparetes Besitz wäre möglich gewesen! Da träumte er und schrie es aus auf der Straße, daß er Hipparete besessen habe, ganz wie in Wirklichkeit. Nun wolle er sie nicht mehr. Hipparete aber erhielt davon Kunde und verklagte ihn auf Zahlung der Summe, die sie sonst für eine Nacht zu fordern pflegte.

Die ganze Stadt war in Aufregung. Thertites gab schon aus Eitelkeit alles zu. Der Areopag, mit würdigen Greisen besetzt, erkannte auf Schuldig, sein Verteidiger hingegen drang auf Freispruch.

Der Gerichtshof verkündete schließlich: Thertites, der Hipparete im Traum besessen hatte, als wenn es Wirklichkeit gewesen wäre, muß den geforderten Preis zahlen, doch Hipparete kann ihn billigerweise nicht anders erhalten, als daß sie in der nächsten Nacht träumt, daß der Verurteilte ihr die Summe auszahlt — genau so wie in Wirklichkeit...

Die Rechtsprechung Athens war zweifellos individuell.

*

Die Scipionen waren alle scharfen Witzes. Scipio lachte auf Hannibals Frage: „Welchem Feldherrn räumst du die erste Stelle ein?“ Er nannte zuerst Alexander, dann Pyrrhus, dann sich selbst. „Wie? Wenn du aber mich und ich nicht dich geschlagen hätte?“ — „Dann hätte ich mich zuerst genannt.“

Von ihm stammt auch der Ausspruch, ein guter General müsse, wie ein guter Arzt, wissen, wann es Zeit sei, Eisen zu gebrauchen.

*

Als Scipio dem Cäsar ein Schiff wegnahm, auf dem der Quästor Geranius Petronius sich befand, wollte er diesem das Leben schenken. Petronius gab ihm die trotzige Antwort: „Cäsars Krieger sind nicht gewohnt, sich das Leben schenken zu lassen.

Anderen es zu schenken, das ist ihre Art!" — Dabei erstach er sich.

*

Scipio Nasica, der den Ennius besuchen wollte, welcher sich aber durch seinen Sklaven verleugnen ließ, rief bei einem Gegenbesuch des Ennius: „Nicht zu Hause!" — „Oh, ich kenne ja deine Stimme!" — „Wie? Ich habe neulich deinem Sklaven geglaubt, und du willst mir nicht glauben?"

*

Auch Hannibal besaß einen lachenden Humor. Dem Antiochus, der ihm seine reichgeschmückten siegreichen Truppen vorführte, erwiderte er auf die stolze Frage: „Werden die Römer genug daran haben?" — „Gewiß, und wenn sie noch so geizig wären."

*

Beim Einzuge des Marcus Antonius in Athen war das ganze Volk auf den Beinen, jubelte ihm zu und nannte ihn in größter Schmeichelei den Gott Bacchus. Sie wollten ihn auch mit der Göttin Minerva, der Schutzgöttin der Stadt, verheiraten, die bislang noch allen Göttern einen Korb gegeben hatte. Da hielt Marc Anton folgende Ansprache an die Athener: „Ich nehme euer Anerbieten freudig an, weil aber die Minerva eine so große Göttin ist, so werdet ihr einsehen, daß ihr auch einen Brautschatz, und zwar einen standesgemäßen, haben müßt. Ich fordere daher von euch zu dieser Heirat sechshunderttausend Talente, weniger könnt ihr doch eurer Göttin nicht mitgeben!"

*

Tiberius Gracchus fand einst in seinem Bette zwei Schlangen. Die Wahrsager rieten ihm, er solle die Viecher ja nicht umbringen, denn wenn er das Männchen töte, so müsse er selbst sterben, töte er aber das Weibchen, dann stürbe seine Gattin.

Gracchus tötete daraufhin, seiner Gemahlin zuliebe, das Männchen.

*

Publius Clodius erteilte dem Wichtigtuer Cicero, der sich in seiner Einbildung fast ein Nationalheiliger dünkte, eine derbe

Lektion. Cicero nannte den Clodius im Senat ständig „unser hübsches Jüngelchen". Das Jüngelchen bewirkte seinen Austritt aus dem patrizischen Stande und wurde durch Adoption Plebejer; nun wurde er Volkstribun, und als solcher ließ er untersuchen, warum unter Ciceros Konsulat während der katilinarischen Wirren Bürger ohne Gerichtsverfahren hingerichtet worden seien. Cicero, der „Vater des Vaterlandes", mußte fliehen, sein Palast wurde niedergerissen. In der Verbannung konnte er darüber nachdenken, daß junge hübsche Leute auch so geistreich sein konnten wie er.

*

Sonst kannte Cicero seine Römer wie kein zweiter und wußte die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Als sein Gegner Vatinius auftrat, der einen Kropf hatte, erledigte er ihn durch den Ausruf: „Welch ein aufgeblasener Redner!"

*

Augustus fragte einen jungen Mann, der ihm sehr ähnlich sah, ob seine Mutter zuweilen in Rom gewesen sei?

„Nein!" antwortete der Jüngling, „wohl aber mein Vater."

*

Ein Spötter, der zu Tiberius' Zeiten lebte, hielt bei einem Leichenzuge eine Ansprache an den Toten:

„Ich befehle dir, dem seligen Augustus zu melden, daß die Vermächtnisse, die er zum Besten des Volkes ausgesetzt hat, bis heute noch nicht bezahlt sind."

Tiberius, der dieses erfuhr, ließ den Spötter rufen, gab ihm, was er zu fordern hatte, und ließ ihm den Kopf abschlagen.

„Sage dem seligen Augustus nun selbst," sagte Tiberius, „daß du dein Vermächtnis ausgezahlt erhalten hast."

*

Kaiser Nero, verhaßt durch Launen und Grausamkeit, verliebte sich derart in einen schönen Freigelassenen, daß er ihn auch zu heiraten beschloß. Er ließ den Ärmsten verstümmeln, dann die Zeremonie vollziehen.

„Eine herrliche Kaiserin hat uns Nero geschenkt," murrte ein Höfling, und ein anderer sagte:

„Wie schade, daß nicht schon sein Vater eine solche Frau nahm.“

*

Vespasian wurde von seinem Sohne Titus wegen einer auf den Harn gelegten Steuer getadelt. Er hielt ihm nun das erste aus dieser Steuer eingekommene Geld vor die Nase und fragte ihn, ob es röche. Und als dieser die Frage verneinte, sagte er: „Geld stinkt nicht, aber es ist dennoch aus Harn.“

*

An Kaiser Nervas Tafel wurde einst viel von einem Bösewicht am Hofe Domitians gesprochen. Jeder Gast wußte eine Anekdote, der Kaiser rief: „Wie ginge es ihm, wenn er noch lebte!“ „Nobiscum coenaret[1],“ wagte einer der Gäste zu erwidern, und Nerva — schwieg.

*

Der Philosoph Favorinus ward einst, einer gewissen Behauptung wegen, vom Kaiser Hadrian getadelt; aus Klugheit gab er nach. Als ihm seine Freunde diese Zurückhaltung verübelten, antwortete er: „Ihr ratet mir sehr schlecht, wenn ihr nicht zugeben wollt, daß ich denjenigen für gelehrter halte als alle anderen, der über dreißig Legionen zu befehlen hat.“

*

Heliogabalus war einer der größten Verschwender und Schwelger, von dem die Geschichte zu berichten weiß. Wo er ging, ließ er zuvor den Weg mit Blumen bestreuen. Seine Bettstellen waren von Silber. Oft gab er Mahlzeiten von Kamelhaxen, abgeschnittenen Hahnenkämmen, Zungen von Pfauen und Nachtigallen. Seine Hofleute traktierte er mit Rebhuhneiern, Papageien-, Fasanen- und Pfauenköpfen, auch mit Eingeweiden von sehr seltenen Fischen und Vögeln bewirtete er sie. Seine Hunde wurden mit Gänselebern, die Pferde mit Weintrauben und die Löwen, von denen er eine große Anzahl zahme besaß, die bei der Tafel herumliefen, mit Papageien und Fasanen gefüttert.

*

[1]) Er würde mit uns bei Tische sitzen.

Hormuzan, persischer Statthalter von Schiras, bestand siebzig Kämpfe mit den Arabern, ehe sie Persien einnahmen. Endlich ward er von den Arabern gefangen, und sie brachten ihn vor Omar, der ihn hinzurichten befahl. Ehe dieses Urteil vollzogen wurde, verlangte Hormuzan zu trinken, allein die Furcht vor dem Tode hatte ihn so sehr eingenommen, daß er nicht imstande war, das ihm gereichte Wasser zu trinken. Omar redete ihm zu, sich zu fassen; so lange er nicht getrunken, habe er nichts zu fürchten. Da nun aber Hormuzan immer noch nicht trank, befahl Omar, ihm den Kopf abzuschlagen.

„Wie?" rief Hormuzan, „du hast mich begnadigt und willst dein Wort brechen?" Omar fragte ihn erstaunt, wie er das verstehen solle? Hormuzan erwiderte: „Du hast gesagt, daß ich nichts zu fürchten haben soll, solange ich nicht getrunken — und ich habe nicht getrunken." Omar schenkte ihm das Leben.

*

Unter dem Kalifen Omar ward Alexandrien erobert. Sein Feldherr Amru nahm auch die berühmte Bibliothek in Besitz, die Ptolomäus Soter zu sammeln angefangen, und die unter seinen Nachfolgern zu einer unermeßlichen Größe gediehen war.

Johann, der Grammatiker, bat den Amru, diese Büchersammlung zu schonen. Der Feldherr schrieb deshalb an den Kalifen und dieser antwortete:

„Entweder stimmen diese Bücher mit den Meinungen des Alkoran überein oder nicht. Im ersten Falle sind sie unnütz und im zweiten verwerflich!"

Auf diesen Befehl wurde die Bibliothek in Alexandrien ein Raub der Flammen. Amru schickte die Bücher in die Bäder der Stadt, deren Zahl sich auf viertausend belief, und diese wurden sechs Monate damit geheizt.

Fürstenspiegel

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich ein Fürst, der es vermochte zu sein.

Goethe, Vier Jahreszeiten

Karl der Große trug, seines glänzenden Hofstaates ungeachtet, nur einen leinenen Rock, dessen Saum mit Seide durchnäht war, dazu einen blauen Mantel. Die reichen fränkischen Herren hingegen trugen bunte, kurze Mäntel mit reichem Schmuck, die sie sich durch venezianische Kaufleute beschaffen ließen und die sehr viel kosteten. Karl wußte ein besonderes Mittel, diesen Aufwand einzuschränken. An regnerischen Tagen zog er mit den Herren auf die Jagd, durch Dickicht und Gestrüpp, und die leichten seidenen Kleider der Höflinge hielten dem Wetter nicht stand. Der Kaiser hielt sie nach der Jagd in diesen kalten Anzügen auch noch lange bei der Tafel fest. Und beim Entkleiden gar zerriß der nasse Plunder. Karl fand seine Absichten erfüllt, er pries seine einfachen Kleider und seinen warmen Schafpelz.

*

Auf der Höhe des Mannesalters wurde Kaiser Karl selbst noch Schüler und freute sich wie ein Knabe seines erworbenen Wissens. Er wollte gern alles verstehen und allen Leuten die Freude der Gelehrsamkeit verschaffen. Er mag oft seinen Weisen unbequem gewesen sein, wenn er sicher urteilte, wo er zu wenig wußte, und wenn er stritt, wo sie trotz ihrer Übung im Schmeicheln sich nicht enthalten konnten, ihn für übel unterrichtet zu erklären. Er mußte sich auch manche Zurechtweisung gefallen lassen, wenn bei

ihm der heilige Eifer einmal allzu heldenhaft aufloderte. Als ihm Alkuin viel von der großen Gelehrsamkeit der alten Kirchenväter erzählt hatte und er zu der Überzeugung kam, daß trotz aller seiner Mühe und unablässigen Arbeit seine Schulen doch nicht diese hohe Gelehrsamkeit zu geben vermochten, da brach er in den sehnsüchtigen Ruf aus: „Oh, daß ich doch nur zwölf Geistliche in meinem Lande hätte von der Gelehrsamkeit des Hieronymus und Augustinus!" Da schalt ihn Alkuin mit der guten Gegenrede: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hatte nur zwei von ihrer Art, und du willst zwölfe haben!"

*

Sehr anschaulich erzählt Karls des Großen Biograph Einhard vom Tagesleben des Kaisers, wie einfach dieser in Kleidung und Küche war, daß er am liebsten Braten aß, den ihm sein Koch auf dem Spieße hereinbringen mußte, und bei jeder Mahlzeit in der Regel nur dreimal trank, was ihm siebenhundert Jahre später Karl V. nachtat. Wenn er aber als Herr vor Fremden seinen Hofhalt sehen ließ, dann bedienten ihn bei Tafel die ersten seiner Großen, erprobte Kriegsmänner, als Schenken und Truchsesse, und wenn der Kaiser abgespeist hatte, wurden wieder sie von andern Edlen bedient; so ging es fort bis hinab zu den Küchenjungen, und ein unglücklicher Bischof, der in den Fasten den König getadelt hatte, weil er bei Tage Fleisch aß, wurde von ihm verurteilt, erst nach den letzten Dienern des Hofes zu essen. Darüber kam Mitternacht heran, und der Kaiser sagte darauf in seiner belehrenden Weise: „Jetzt weißt du, weshalb ich als der Erste schon bei Tage mit meiner Mahlzeit beginnen muß."

*

Kaiser Karl zog fünfzehnmal gegen den großen Sachsenherzog Wittekind zu Felde, und unterlag ihm fünfzehnmal. Darauf aber überwand ihn Karl in drei großen Feldschlachten und bekam als Sieger ihn gefangen in seine Gewalt. Als nun Karl einstmals, wie es Sitte war, thronend auf erhöhtem Platze seine Mahlzeit einnahm, die Armen aber, welche er speisen ließ, demütig auf dem Boden saßen, da ließ der gefangene Wittekind, der an einer andern Tafel speiste, ihm durch einen Boten sagen:

„Euer Christus sagt, durch die Armen werde er selber aufgenommen. Mit welcher Stirn redet ihr denn uns zu, daß wir unsern Nacken beugen sollen vor dem, welchen ihr so verächtlich behandelt und dem ihr nicht die geringste Ehrerbietung beweist?" Bei diesen Worten errötete der Kaiser und war im tiefsten Herzen betroffen darüber, daß aus dem Munde eines Heiden die christliche Lehre in dieser unabweislichen Nutzanwendung zu ihm dringe.

*

Roheste Habsucht der zu Bekehrenden spielte oft bei der Bekehrung keine kleine Rolle. Der Umstand, daß man die Täuflinge zu beschenken pflegte, mehrte ihre Zahl und führte manchen komischen Auftritt herbei. So pflegten zur Osterzeit Dänen am Hofe des glaubenseifrigen Kaisers Ludwig des Frommen, des Nachfolgers Karls des Großen, sich einzufinden, um sich taufen zu lassen, wobei er sie mit einem schönen weißen Gewande beschenkte, das symbolische Bedeutung hatte. Einmal war eine unerwartet große Anzahl erschienen, und die bereitgehaltenen Gewänder reichten nicht aus. Eilends ließ der Kaiser Bettzeug zusammenschneiden und Taufkleider daraus machen. Solches Gewand sagte aber einem dänischen Häuptling nicht zu, und zornig rief er aus: „Hab' ich mich doch schon zehnmal hier taufen lassen und jedesmal das schönste weiße Kleid bekommen; aber ein Sack wie der da steht einem Krieger nicht an, und schämte ich mich nicht, nackt zu gehen, so würd' ich dir den Lappen an den Kopf werfen."

*

Konrad II., der Salier, sandte im Jahre 1027 seinen Gesandten, den Grafen Manewolf, nach Konstantinopel. Der Gesandte, um in der morgenländischen Pracht auch einen recht glänzenden Eindruck zu machen, und die Macht seines großen Kaisers in das hellste Licht zu setzen, verfiel auf folgende List: Um den Anschein zu erwecken, als flöge Konrads Gesandtschaft auf Pferden durch die Welt, die mit Gold beschlagen seien, ließ er allen Pferden seines Gefolges Hufeisen aus Messing machen, das hell genug blinkte, um die gewünschte Täuschung hervorzurufen. Dies wurde noch durch eine schlaue Maßnahme unterstützt: ein Hufeisen, das aus purem Golde war, befestigte man an einem

Pferdehufe so lose, daß es unbedingt verlorengehen und unter der Bevölkerung Aufsehen erregen mußte.

*

Wilhelm II. von England führte in der Normandie einen Krieg, der seine Kasse sehr erschöpfte. Er gab hierauf dem Vizekönig den Befehl, 20000 Mann aufmarschieren zu lassen. Als sie eingeschifft werden sollten, ließ er ihnen sagen, wer zehn Schillinge erlege, könne wieder nach Hause gehen. Der König erhielt durch diesen Einfall die Summe von 10000 Pfund Sterling und konnte seine leeren Kassen wieder füllen.

*

Kaiser Friedrich II. hielt zu Palermo Hof. Er war der arabischen Bildung sehr ergeben, die in der Nähe des Orients blühte. Der Kaiser lebte aber in ständiger Fehde mit Gregor IX., der mehrfach den Bann über ihn aussprach. Der Papst benutzte die Vorliebe des Kaisers für die Sarazenen und sein Einverständnis mit dem Sultan Kamel, ihn einen Anhänger Mohammeds zu schelten, was der gläubigen Christenheit damals das größte Ärgernis war. Auch beschuldigte man den Kaiser, er habe auf seinem Kreuzzug einmal auf ein Kornfeld gewiesen und spöttisch gesagt: „Da wächst euer Gott!" (nämlich das Mehl zu den Hostien). Der Papst behauptete auch, der Kaiser verachte jede Religion und habe Jesus, Moses und Mohammed die drei großen Betrüger der Welt genannt. Mit Recht entgegnete daher der Kaiser, wie er Mohammedaner sein könne, wenn er Mohammed einen Betrüger genannt habe?

*

Einst kam ein Bettler zu Rudolf von Habsburg, sprach ihn als Verwandten an und verlangte ein Almosen. Rudolf konnte sich der Verwandtschaft dieses Mannes nicht entsinnen. Dieser sagte ihm nun, die Verwandtschaft sei von Adam her. Rudolf lachte und gab dem Bettler einen Pfennig mit den Worten: „Laß dir von jedem, der von Adam mit dir auf diese Art verwandt ist, einen weiteren Pfennig geben, so wirst du bald einen Sack voll haben."

*

Die Geistesgegenwart Kaiser Rudolfs zeigte sich bei der Krönung in Speier. Als kein Zepter bei der Belehnung der Fürsten vorhanden war, nahm er, um die Handlung nicht zu verzögern, das Kruzifix mit den Worten: „Das Zeichen der Welterlösung ist so gut als ein Zepter."

*

Im Jahre 1267 kam Rudolf von Habsburg von Schlesien her „völlig blank" nach Pirna. Da stattete ihn der Rat durch Vermittlung des Bürgermeisters Paul Strauske mit 200 Schock Geldes guter Münze aus und half ihm wieder auf die Beine. „Ob nun zwar der Graf sich verschrieben, es innerhalb Jahresfrist zurückzuzahlen, konnte er es nicht, aber als er Kaiser geworden, kam er sechs Jahre später, von Eger her, wieder nach Pirna, traktierte nun seinerseits den Rat aufs freundlichste und ließ ihm obendrein 300 Schock auszahlen. Außerdem begnadete er die Stadt mit besonderen Freiheiten und verordnete, so oft eine Pirnaer Jungfer heiratete, sollten ihr aus der kaiserlichen Kammer 50 Schock als Heiratsgut gezahlt werden."

*

Kaiser Friedrich IV. weilte 1452 in Venedig. Der Doge zeigte ihm den reichen Kirchenschatz von St. Markus und stellte ihm frei, sich das Kostbarste daraus als Geschenk zu wählen. Friedrich zog jedoch einen prächtigen Diamantring vom Finger und überreichte ihn dem Dogen. „Ich bin," sagte er, „von meinen Ahnen unterwiesen worden, Schätze zu vermehren und nicht zu vermindern."

*

Dieser Kaiser war ein sehr geistreicher Herr und hatte gute Menschenkenntnisse. Sein Kanzler, Kaspar Schlick, klagte einst darüber, daß es am Hofe so viele Heuchler gäbe, und wünschte sich an einen Ort, wo jedermann frei seine Meinung sagen könnte. Da sprach der Kaiser: „Da müßt Ihr dahin gehen, wo lauter Engel sind, und doch wäre, sobald Ihr hinkommt, ein Heuchler unter ihnen, denn Ihr seid ja auch ein Mensch, und es ist unter allen Mennschen keiner zu finden, der sich nicht zuweilen anders stellte, als ihm zumute ist."

*

Kaiser Sigismund war gegen seine Gemahlin, die „wüste Barbara", sehr nachsichtig. Er hatte sie häufig mit anderen Männern überrascht, pflegte dann aber nur zu sagen: „Wir machen's auch nicht besser, was dem einen recht ist, ist dem andern billig."

*

Sigismund hörte einmal seine Kammerjunker und Edelknaben sehr laut lachen. Er trat zu ihnen ins Vorzimmer und fragte sie nach der Ursache ihrer Lustigkeit. Anfangs wollte keiner den Grund entdecken, endlich, da der Kaiser durchaus darauf bestand, sagte einer, sie hätten davon gesprochen, daß, wenn ein Frauenzimmer ein Haar von einem Panther verschluckt habe, es unersättlich in der Liebe werde. Da lachte der Kaiser und rief: „Beim Himmel! Ich glaube, in meiner Frau steckt nicht nur ein Haar, sondern ein ganzes Pantherfell!"

*

Sigismund hatte den Doktor der Rechte, Georg Fiscellus, in den Adelsstand erhoben. Er zog mit ihm auf das Konzil zu Konstanz. Als nun bei einer großen Beratung Adlige und Gelehrte vom Kaiser zusammengerufen wurden, befahl er, beide Parteien sollten die Sache für sich erwägen und entscheiden. Fiscellus setzte sich auf die Ritterbank. Als der Kaiser dies gewahr wurde, ging er auf ihn zu und sagte zu ihm: „Lieber Doktor, bist du nicht klug? Was tust du? Weißt du denn nicht, daß ich an einem Tage Tausende adeln und zu Rittern machen kann? Aber so geschickt bin ich nicht, daß ich in tausend Jahren einen einzigen Doktor machen könnte!"

*

Maximilian I., „der letzte Ritter", war gegen seine Hofbeamten überaus nachsichtig. Ein ihm sonst sehr ergebener Diener hatte ihm tausend Gulden entwendet. Der Kaiser fragte ihn, was ein solcher Dieb für eine Strafe verdiene. Der Befragte sagte, er verdiene, gehängt zu werden. Max klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Nein, nein, wir bedürfen deiner Dienste noch länger!"

*

Wenn Maximilian sich die Hände wusch, so trat regelmäßig ein Höfling herzu, der seine kostbaren Ringe inzwischen verwahrte. Einer brachte es fertig, sich mehrere Ringe „unter die Nägel zu reißen", d. h. sie verschwinden zu lassen. Als sich der Kaiser abends die Hände wusch, wollte der Dieb wiederum die Schmucksachen in Empfang nehmen; der Kaiser jedoch wehrte ihn ab: „Du hast mir die Ringe vom vorigenmal noch nicht zurückgebracht, so darf ich's nicht mehr mit dir versuchen. Aber sei guten Muts, es kommt bald viel Gold und Edelgestein aus dem neuen Indien, wo sie sehr wohlfeil sind, dann lassen wir neue Ringe machen, damit du wieder was zu nehmen hast."

*

Maximilian schätzte die Künstler besonders. Einmal suchte er seinen Hofmaler Albrecht Dürer in Nürnberg auf. Der Kaiser sah sich in dem Atelier des Meisters lange Zeit um und forderte bei Gelegenheit einen Edelmann seines Gefolges auf, Dürer, der ihm ein hochhängendes Bild zeigen wollte, die Leiter zu halten. Der Edelmann weigerte sich, und der Kaiser mußte ihn zurechtweisen. Er sagte zu ihm: „Ihr habt keine Ahnung von Dürer und von dem, was er ist. Er ist sehr viel mehr als ein Edelmann. Aus jedem Bauern kann ich einen Edelmann machen, aber nicht aus jedem Edelmann einen Dürer."

*

Maximilian nannte den König von Frankreich einen König der Esel, weil seine Untertanen alles trügen, was er ihnen aufbürde; den von Spanien einen König der Menschen, weil sie ihm nur in billigen Dingen gehorchten; den von England einen König der Engel, denn er gebiete ihnen nichts Unrechtes und sie gehorchten ihm willig und gern. Sich selbst aber nannte er einen König der Könige, „denn," sagte er, „sie gehorchen uns nur, wenn es ihnen gefällt."

*

Der Doge von Venedig übersandte durch eine besondere Abordnung dem Kaiser einstmals ein kostbares Geschirr aus venezianischem Glas. Kunz von der Rosen, des Kaisers Hofnarr, verwickelte sich im Narrenspiel mit den Sporen in das Tischtuch

und riß das Geschenk herunter, dessen Splitter umherflogen. Die entsetzten und beleidigten Gesandten verlangten die Bestrafung des Narren, doch der Kaiser suchte sie zu begütigen: „Liebe Freunde, es war eben nur Glas! Gold oder Silber wäre nicht zerbrochen!"

*

Schon vier Jahre vor seinem Tode hatte sich Maximilian einen Sarg machen lassen, den er überall mit sich führte. In einsamen Stunden betrachtete er den Sarg oftmals und sprach zu sich selbst: „Was machst du dich breit, Maximilian? Was strebst du nach mehr bei schon so großem Glück? So viel Länder sind dir jetzt zu enge, doch einst wird dich dieses enge Gehäuse einschließen!"

*

Bei der Belagerung Braunschweigs durch Herzog Heinrich den Jüngeren, 1553, traf eine Kanonenkugel in der Stadt einen Hahn, der mit neun Hühnern ging. „Da hat der Herzog mit einem Schusse neun Witwen gemacht!" sagten die Bürger.

*

Kaiser Karl V., der sechs Sprachen beherrschte und den Ausspruch tat: „So viel man Sprachen kann, so viel mal ist man Mensch", war kein besonders guter Schüler seines Lehrers Hadrian von Utrecht. Der Lehrer mußte seinem Zögling immer wieder vorhalten, daß sein kaiserlicher Großvater den größten Fleiß von ihm verlange. Karl erwiderte aufgebracht: „Hat Euch mein Großvater auch befohlen, einen Schulmeister aus mir zu machen?"

*

Karl V. pflegte zu sagen, er lerne Italienisch, um mit dem Papst, Spanisch, um mit seiner Mutter, Englisch, um mit seiner Tante, Flämisch, um mit seinen Freunden, Französisch, um mit sich selbst zu reden, Deutsch, damit er Kaiser werden könne. Zum Befehlen brauche er die deutsche, im Rate die italienische, für die Frauen die französische Sprache.

*

Als Karl V. vor dem Kurfürsten Moritz von Sachsen nächtlicherweise aus Innsbruck fliehen mußte, stellte es sich heraus, daß die mit Pelz gefütterten Podagrastiefel des Monarchen gestohlen worden waren. Seine Diener verfluchten den Dieb. „Ich wünsche ihm nichts, als daß ihm die Stiefel baldigst passen mögen!“ bemerkte der Kaiser lächelnd. Karl war immer schwach auf den Füßen. Einst lehnte er an einer Wand und überdachte eine ihm zur Entscheidung vorgelegte Frage, als er einen seiner Hofjunker lachen sah. Der Kaiser, der überhaupt die Lacher nicht leiden konnte, fragte sehr ernsthaft: „Worüber lachst du?“ Der Lacher erschrak, wollte sich entschuldigen und behauptete endlich gar, er habe nicht gelacht. Darüber wurde der Kaiser zornig und sagte: „Ich habe es aber gesehen, daß du gelacht hast. Ich will wissen, worüber du gelacht hast. Bei meiner höchsten Ungnade befehl ich dir, die Wahrheit zu sagen.“ Der Hofjunker fiel nieder und antwortete: „Großmächtiger Kaiser! Als Ihr an der Wand lehntet, mußte ich über einen ‚Einfall‘ lachen, der sich unwillkürlich einstellte.“ — „Über welchen Einfall?“ — „Daß das Römische Reich von einer so schwachen Mauer gestützt würde.“ — „Nimm dich in acht,“ versetzte der Kaiser, „daß du nicht belehrt wirst, daß das Haupt herrscht und nicht die Füße.“

*

Karls Räte meinten, der Kaiser sei nicht verpflichtet, Luther das versprochene Geleit nach Worms und zurück nach Wittenberg zu gewähren. Einem Ketzer brauche man das Wort nicht zu halten. Da erwiderte Karl: „Wenn Glauben und Treue aus der ganzen Welt vertrieben und flüchtig wären, so will ich sie beherbergen.“

*

Luthers Verteidigung in Worms hatte auf den Kaiser einen solchen Eindruck gemacht, daß er voll Verwunderung ausrief: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Mute.“ Die Entschlossenheit Luthers war schon dem Kaiser Maximilian I. nicht entgangen. Er äußerte laut: „Es ist schade um ihn, daß er ein Mönch geworden. Lieber sähe ich ihn bei meinem Heere.“

*

Karls V. spanische und römische Begleiter hatten über den armseligen Schmiedssohn, wie sie Luther nannten, als über ein Nichts gespottet. Ihnen antwortete der schärfer und weiter sehende junge Kaiser: „Lacht immerhin! Das Mönchlein wird in kurzer Zeit in Kirche und Staat mehr Lärmen machen, als sein Vater Jahre hindurch auf seinem Amboß gemacht hat."

*

Als man von Kaiser Karl V. verlangte, er solle den Deutschen das unmäßige Trinken abgewöhnen, antwortete er: „Das wäre so, als wenn man mich auffordern wollte, meinen Spaniern das Stehlen abzugewöhnen."

*

In den älteren Jahren hatte Kaiser Karl V. eine seltsame Vorliebe für Uhren. „Ich habe dreißig Uhren auf dem Tisch," sagte er, „und nicht zwei davon bezeichnen genau die nämliche Zeit. Wie sollte es mir einfallen, alle Menschen auf einerlei Weise denken zu machen!" Da kam ein Bedienter ins Zimmer, stieß aus Unvorsichtigkeit den Tisch um, und die dreißig Uhren zerbrachen. Karl lachte und sagte: „Du bist glücklicher als ich, du hast das einzige Mittel gefunden, sie alle übereinstimmend zu machen."

*

Karl V. war sterblich in die Gattin eines seiner größten Feldherren verliebt. Als ihm einer von seinen Hofleuten zuredete, sich seiner Neigung zu überlassen, gab er zur Antwort: „Da sei Gott vor, daß ich die Ehre eines Mannes kränken sollte, der die meinige mit dem Degen in der Faust verteidigt."

*

„Fürstenbriefe," sagte Friedrich der Weise, „muß man zwei- oder dreimal lesen, denn sie sind mit großem Bedacht geschrieben. Um wieviel öfter aber sollte man die Bibel lesen, die Schrift des Fürsten aller Fürsten."

*

Unter der tyrannischen Regierung Ludwigs XI. von Frankreich hatte sich der Hofastrolog Galeotti fast allein in der Gunst des Königs zu behaupten gewußt, aber auch er verlor sie, als er den Tod der königlichen Mätresse voraussagte und seine Prophe-

zeiung auch wirklich nach acht Tagen in Erfüllung ging. Dem Könige schien dies Ereignis um so verdächtiger, je weniger damals gerade die Astrologie seines Vertrauens genoß. Sein Herz freute sich, strafen zu können, und er beschloß, es auf eine grausame Art zu tun. Er ließ den Sterndeuter zu sich fordern, und nachdem er vorher die Wachen befehligt hatte, denselben auf den ersten Wink, den er geben würde, sogleich zum Fenster hinauszuwerfen, fragte er ihn: ob er, da er doch ein so kluger Mann wäre und alles voraus wisse, wohl auch angeben könne, auf welche Art er selbst sterben würde? Der Astrolog, der seinen Gebieter kannte, antwortete: „Die Sterne sagen nichts von der Art meines Todes, nur so viel weiß ich, daß er genau 22 Stunden vor dem Ableben Ew. Majestät erfolgen wird.“ Ludwig entließ ihn und die Promenade durchs Fenster unterblieb.

*

Ludwig XI. fragte einen seiner Küchenjungen, der ihn nicht kannte, wo er her wäre.

„Ich bin aus Berry, mein Name ist Stephan, ich bin hier Küchenjunge und verdiene so viel wie der König.“

„Wieviel verdient denn der König?“

„Soviel als er braucht.“

Ludwig machte ihn zu seinem Kammerdiener.

*

Ludwig XI. lud nicht bloß die Edelleute seines Hofes zu seiner Tafel ein, um sie sich noch mehr geneigt zu machen, sondern auch oft Fremde, von denen er sich Vorteile versprach, bisweilen Kaufleute, denn er schenkte dem Handel besondere Aufmerksamkeit. Ein Kaufmann, dem diese Auszeichnung geschmeichelt hatte, ließ sich verleiten, um einen Adelsbrief zu bitten; der König gewährte ihm den Brief, beachtete ihn aber seitdem nicht mehr. Der Kaufmann äußerte sein Befremden. „Seien Sie ruhig, gnädiger Herr,“ sagte Ludwig, „da ich Sie an meine Tafel zog, betrachtete ich Sie als den ersten Ihres Standes; nunmehr sind Sie der letzte, und es würde eine Beleidigung für andre sein, wenn ich Ihnen noch dieselbe Gnade erzeigen wollte.“

*

Als Franz I. von Frankreich nach der unglücklichen Schlacht bei Pavia in Spanien gefangen saß, verlangten die Granden, daß der König sie nicht nur durch Abnehmen des Hutes grüßen solle, sondern sie wünschten auch, daß er sich vor ihnen verneige.

Um ihren Stolz zu befriedigen, ließen sie die Türen der Zimmer niedriger machen, damit sie das Bücken des Königs beim Herauskommen als ein Kompliment für sich ansehen könnten.

Franz aber vereitelte ihren Anschlag, indem er von dem Augenblick an immer rücklings aus der Tür ging.

*

Der sonst so tapfere König Franz I. fürchtete sich so vor dem Tode, daß er nicht einmal davon sprechen hören konnte. Alle seine Diener hatten den strengsten Befehl, niemals das Wort „Tod" zu nennen, und würden sie einst merken, daß sein Tod nahe sei, so sollten sie mit ihm wohl von Buße, nicht aber vom Tode sprechen. Bei der geringsten Unpäßlichkeit ließ er Fenster und Türen seiner Zimmer schließen und dieselben stark bewachen. Die Todesangst ließ ihn auch noch den berühmten Jacques Cocter zum Leibarzt annehmen, und der König besoldete ihn mit 10000 Gulden jährlich. Als Franz endlich ernstlich krank wurde, ließ er noch einen damals weit berühmten Einsiedler, den Bruder Robert, herbeiholen, damit auch er ihn durch seine Fürbitte vom Tode rette. Zu gleicher Zeit mußten die Klosterjungfrauen von Tours, die wegen ihrer Frömmigkeit in ganz Frankreich berühmt waren, für ihn bitten. Ja, endlich ließ er sogar das heilige Öl aus Reims herbeiholen — aber alles half nichts, er mußte doch sterben!

*

„Man fängt mit einem Tropfen Honig mehr Fliegen als mit einem Oxhoft Weinessig," sagte Heinrich IV. von Frankreich — der wußte, was er sagte. Einmal aber erregte er sich bei einer dem spanischen Gesandten erteilten Audienz ungemein und drohte in der ersten Hitze, Spanien und seine italienischen Besitzungen mit seiner Armee so schnell zu überschwemmen, daß er in Mailand frühstücken, in Neapel das Mittagessen halten, und — hier fiel ihm der spanische Gesandte in die Rede und sagte ihm: „Sire! so werden Sie eben gerade zur Vesperzeit in Sizilien ankommen"

(hierbei auf das an den Franzosen im Jahre 1282 verübte Massaker, die Sizilianische Vesper genannt, anspielend). Der König fühlte, was der Gesandte sagen wollte, schwieg, und der Feldzug unterblieb.

*

Heinrich IV. von Frankreich wollte, als er noch König von Navarra war, den Herrn d'Aubigne zum Unterhändler bei einer unerlaubten Liebe machen. D'Aubigne schlug es ab. Heinrich war so schwach und warf sich vor ihm auf die Knie nieder. „Euer Majestät," sagte d'Aubigne, „sind Herr über mein Leben, aber mich lassen Sie Herr über meine Ehre sein!"

*

Kaiser Ferdinand II., unter dem sich der Dreißigjährige Krieg abspielte, war schon von frühester Kindheit an auf seine Rolle vorbereitet worden. Zu Loretto hatten ihn die Jesuiten der Jungfrau Maria einen fürchterlichen Eid schwören lassen, daß er die Ketzer vertilgen wolle. Sein spanischer Oheim, Philipp II., sollte sein Vorbild sein. Er hat es aber weit hinter sich gelassen. Er führte auch Krieg gegen Tote, ließ die Kirchhöfe aufwühlen und zerstörte die alten Gräber der Hussiten. Die Günstlinge Ferdinands II. waren der Feldherr Wallenstein, sein Freund Karl Lichtenstein und der Kardinal von Dietrichstein, außerdem die Herren von Eggenberg, Questenberg und Verdenberg. Der einzige Witz dieses finsteren Mannes leitet sich von diesen Günstlingen her. Er pflegte zu sagen, der größte Schatz seiner Krone seien „drei Steine und drei Berge".

*

Einem geflüchteten Edelmann, Friedrich von Roggendorf, versprach der Kaiser Gnade, wenn er zurückkehre; er antwortete aber: „Was für eine Gnade? Eine böhmische? Kopf ab! Eine mährische? Ewiger Kerker! Eine österreichische? Raub aller Güter!"

*

Auch dieser Herrscher wurde, wie alle Habsburger, am Ende seines Lebens elegisch. Nachdem er den Krönungsfeierlichkeiten seines Sohnes Ferdinand III. beigewohnt hatte, sagte er zu einem

seiner Vertrauten: „Alle Pracht und Ehre der Kaiser und Könige scheint mir einem Schauspiel zu gleichen. Ich habe jetzt der Krönung zugesehen und keinen Unterschied zwischen den Theaterkönigen und den wirklichen gefunden, als nur in der Länge der Dauer, indem jene nur etliche Stunden, diese aber einige Jahre regieren. Die ihnen erwiesenen Ehrenbezeugungen dauern nur so lange sie leben!"

*

Gustav Adolf war aufbrausender, heftiger Gemütsart. Einst, als die Armee vor ihm vorbeizog, entrüstete er sich über den Obersten Skaton, und zwar so sehr, daß er ihm eine Ohrfeige gab. Beschimpft im Angesicht des Heeres, blieb dem Obersten nichts übrig, als auf der Stelle abzudanken. Bei seiner Zurückkunft nach Stockholm dachte Gustav Adolf mit kaltem Blut über die Sache nach und überzeugte sich bald, wie unklug er gehandelt, einen wackeren Offizier, der ihm noch gute Dienste leisten konnte, zu beleidigen. Er schickte nach dem Obersten. Dieser aber war inzwischen nach Dänemark abgereist, um dort Dienste zu nehmen. Der König setzte ihm mit seinem Adjutanten nach. An der Grenze holte er ihn ein. „Oberst," rief er, „Ihr seid von mir beschimpft — es tut mir leid, denn ich schätze Euch. Ich bin gekommen, Euch Genugtuung anzubieten. Wir befinden uns beide außerhalb der Grenzen meines Reichs, hier — im fremden Lande — sind wir uns gleich. Hier sind zwei Pistolen und zwei Degen, verschafft Euch Genugtuung wenn es Euch beliebt." Überwältigt von dieser Großmut warf Skaton sich Gustav Adolf zu Füßen, dankte für die Genugtuung und bat um die Erlaubnis, in seinem Dienst zu leben und zu sterben.

*

König Heinrich VIII. von England, der berüchtigte Blaubart, der von seinen sechs Gemahlinnen zwei enthaupten ließ, hielt nach der Hinrichtung der Anna Boleyn um die Hand der Herzogin Christiane von Mailand an, die, eine Nichte Kaiser Karls V., eben Witwe geworden war. Die Herzogin hatte aber zu einer so bedenklichen Ehe durchaus keine Lust und antwortete dem königlichen Abgesandten, als er seine Werbung vorgelegt hatte,

sie besäße leider nur einen Kopf und brauche denselben notwendig für sich selbst.

*

Die Weltgeschichte liebt es, in die tragischen Schlagschatten großer Katastrophen hinein mitunter die Streiflichter einer gräßlichen Komik fallen zu lassen. Ein solches Streiflicht zuckte über das schwarzbehangene Blutgerüst, als der tödliche Beilstreich auf Maria Stuarts Hals gefallen war. Der Henker faßte den abgeschlagenen Kopf bei den Haaren, aber diese blieben ihm in der Hand, während das glatzköpfige Haupt auf dem Boden hinrollte. Seine Verblüffung überwindend, raffte der Henker es auf, hob es empor und rief: „Gott erhalte so die Königin Elisabeth!" Darauf rief der Dechant von Peterborough, um die Stimme der Religion hören zu lassen: „So mögen alle Feinde Elisabeths vernichtet werden!"

*

Der Hofdichter Waller hatte ein sehr schönes Gedicht auf den Protektor Cromwell gemacht und nach seinem Tode ein zweites zum Lobe Karls II., das aber lange nicht so schön war.

Der König fragte ihn nach der Ursache und Waller antwortete ihm sogleich: „Erdichtungen gelingen jederzeit besser als Wahrheiten."

*

Cromwell, der Puritaner, ließ die Sonntage so finster feiern wie die Juden. Karl II. verfiel ins andere Extrem und ließ sogar von den Kanzeln herab befehlen, nur immer recht lustig zu sein. In St. Paul verlas der Prediger das königliche Reskript und sagte:

„Dies ist der Wille des Königs."

Dann verlas er aber auch das dritte Gebot und bemerkte hierzu:

„Dies ist der Wille Gottes — wählet!"

*

Der joviale Karl II., dem man das Urteil seiner Nation über ihn hinterbrachte, daß er nie etwas Dummes sage, aber auch nie etwas Kluges tue, ward hier einmal ernstlich ungehalten: „Das erste geht mich an, das zweite meine Minister."

*

Einst wollte Karl II. sich von einem Bankett des Lordmayors schleichen. Dieser lief benebelt ihm nach: „Beim Teufel, Sire, Sie müssen noch eine Flasche leeren!“ Und Karl kehrte lächelnd mit den Worten zurück: „Ein froher Mensch ist mehr als König!“

*

Karl II. besuchte einmal eine Dorfschule. Dabei schritt der Lehrer sonderbarerweise mit dem Hute auf dem Kopfe durch die Schule. Als der König aber Abschied nahm, sagte der Lehrer, der ihn bis zur Tür geleitet hatte, ehrerbietig: „Ich bitte Ew. Majestät, mein respektwidriges Betragen zu entschuldigen; aber wenn meine Jungens sich einbilden, es gäbe im Königreich einen größeren Mann als ich bin, so würde ich nicht imstande sein, sie in Zucht zu halten.“

*

Georg III., König von England, reiste einst durch die Niederlande nach Hannover, übernachtete in einer Dorfherberge und bestellte zum Frühstück ein einziges Ei. Der Wirt besorgte es ihm und setzte eine Guinee auf die Rechnung. Der König sagte lächelnd zu ihm: „Es scheint wohl, daß die Eier selten sind in diesem Lande.“ „Das nicht,“ antwortete ihm der schlaue Wirt, „die Eier sind so selten eben nicht, wohl aber die Könige.“

*

Wilhelm von Oranien, Statthalter von Holland, war ein Liebling Karls V. gewesen. Wegen seines großen Verstandes und weil er mehr dachte als sprach, wurde er der Schweigsame genannt. Er war über die Absichten Philipps II. klar und warnte vergeblich Egmont und den ebenso tapferen Grafen Horn. Da es aber nicht möglich war, Holland zu entschlossenem Widerstand zu bringen, entschloß er sich zur Flucht. Traurig sagte er beim Abschied zum Grafen Egmont: „Ich fürchte, Sie werden der erste sein, über dessen Leiche der Spanier einziehen wird.“ Die Grafen spotteten über Oranien und riefen ihm nach: „Adieu, Prinz Ohneland!“ Er aber erwiderte: „Adieu, ihr Herren Ohnekopf!“

*

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, begab sich gleich nach seiner Thronbesteigung nach Warschau, um als Herzog in Preußen dem Polenkönige zu huldigen. Der jugendliche Herrscher erschien dort in einem prächtigen Gewande, am goldenen Bandelier das deutsche Schwert tragend. Dem stattlichen Herrn war der Polenkönig gewogen, und die Königin wünschte ihn zum Schwiegersohn. Einer der Großen des Hofes mußte ihm diesen Wunsch vermitteln, doch erhielt er trotz aller Schmeicheleien den ritterlichen Entscheid: „Solange ich mein Land nicht im Frieden regieren kann, darf ich nach keiner anderen Braut ausschauen als nach meinem Degen."

*

Als siebenjähriger Knabe war Friedrich Wilhelm vor den Kriegsstürmen nach Küstrin geflüchtet und wurde dort erzogen. Später reiste er zu seiner Ausbildung nach Holland. Hier hatte er an Wilhelm von Oranien das Vorbild eines guten Regenten und an den fleißigen Holländern das Muster glücklicher Untertanen. Er nahm sich vor, sein Land und Volk ebenso glücklich zu machen. Als man ihn im Haag zu Ausschweifungen verleiten wollte, floh er ins Feldlager zu Oranien und äußerte: „Ich bin es meinen Eltern, meinem Lande und meiner Ehre schuldig." Oranien klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Eure Flucht ist heldenmütiger, als wenn ich diese Festung erobert hätte. Vetter, habt Ihr das getan, so werdet Ihr mehr tun; denn wer sich selbst besiegt, ist großer Taten fähig."

*

Pufendorf berichtet, daß der Zar Iwan im Jahre 1667 einen Gesandten an Friedrich Wilhelm sandte. Der Kurfürst war gerade krank und wollte, als ein wahrhaft großer Mann, über allen Formenkram hinwegsehen und den Russen im Bette empfangen. Darauf aber begehrte der Moskowite beim Empfange „auch im Bette zu liegen", und zwar mit Kopfbedeckung und gestiefelt. Zum Glück wurde der Kurfürst wieder gesund und konnte den wunderlichen Gesellen auf dem Stuhle empfangen.

*

Das Zeremoniell spielte damals eine große Rolle, an der Perücke hing das Glück des Landes. Unrühmlich ist die empörende Art, wie Kaiser Leopold I., die Rettung seines Thrones den starren Formen des Hofzeremoniells nachsetzend, dem tapferen Johann Sobieski nach der Befreiung Wiens begegnete. „Wie soll ich ihn empfangen?“ fragte er den Herzog von Lothringen. „Wie anders, als mit offenen Armen, denn er hat ja das Reich gerettet!“ Leopold empfing ihn aber nur mit Kopfnicken, denn die Etikette verbot, den Hut zu lüften. Der edle Polenkönig war sehr ergrimmt und fühlte sich wie ein Aussätziger, dem man aus dem Wege geht. „Der Zeremonienstreitteufel,“ so schreibt der deutsche Geschichtsschreiber Menzel, „kirrte den plumpen deutschen Hochmut, wie ihn einst der Glaubensstreitteufel gekirrt hatte.“

*

Leopold I. ließ es sich sonst recht wohlgehen. Er liebte Musik und komponierte sogar, so daß sein Kapellmeister ihm darüber sein Kompliment machte: „Schade, daß Ew. Majestät kein Musiker geworden!“ Gut gelaunt, antwortete Leopold: „Tut nix, haben's halt so besser!“

*

Karl VI. war ein Meisterjäger. Sein Vertrauter, Graf Trautsohn, sagte ihm einst bei einem Meisterschuß: „Dös is a Schuß! Wär' gescheiter, Majestät wären a Jager geworden!“ Karl erwiderte: „Nu, nu, haben a so z' löben!“

*

Als Ludwig XIII. von Frankreich auf einem Balle, ärgerlich, daß man sich fast mehr um Richelieu kümmere als um ihn, beim Weggehen dem Kardinal den Vortritt lassen wollte, nahm dieser besonnen eine Fackel: „Nur auf diese Art ist mir erlaubt, vor Eurer Majestät herzugehen!“

*

Ludwig XIV. von Frankreich, der „roi soleil“, war von seinem Gottesgnadentum völlig durchdrungen. Einst sagte er zu einem seiner Hofleute: „Die Könige haben ihre Macht von Gottes Gnaden, und wenn ich einem von Ihnen befehle, ins Wasser zu springen, haben Sie ohne Zögern zu gehorchen.“

Da erhob sich der Graf von Guise und wollte hinausgehen.
„Wohin?" rief der König.
„Schwimmen lernen, Sire!"

*

Die Geistlichen erlaubten sich, dem Sonnenkönige schon eher einmal ein Wort zu sagen. Einst verlangte er unverzüglich nach seinem Beichtiger, der sich aber sehr verspätete und sich vor dem Könige entschuldigte mit den Worten: „Ich war mit Gott im Gespräch, der doch noch ein größerer Herr ist als Ew. Majestät, und daher müßt Ihr schon verzeihen, wenn Ihr warten mußtet."

*

Ludwig XIV. war in Fragen der Religion ein wenig aufgeklärt. Bei Besetzung von Hofämtern spielte sie keine Rolle, und es galt oft für besser, gar keinen als einen für politische Zwecke ungeeigneten Glauben zu haben. Der Herzog von Orleans hatte einen Gesandten für Spanien vorgeschlagen, den der König aber ablehnte, weil er Jansenist sei. „Nein, nein," erwiderte der Herzog, „soviel mir bekannt, glaubt er nicht einmal an Gott." „Kann man sich darauf ernstlich verlassen?" fragte der König, „dann mag er in Gottes Namen den Posten antreten."

*

Ludwigs XIV. Hofschneider vermaß sich, ihm eine Denkschrift über die Umgestaltung der Staatsverwaltung vorzulegen. Der König nahm sie erstaunt aber ruhig entgegen, rief seinen Kammerdiener und befahl ihm: „Rufen Sie meinen Kanzler, er soll mir das Maß für einen neuen Anzug nehmen, da mein Schneider jetzt die Staatsverwaltung übernehmen will."

*

Bei einer Erkrankung des Königs begab sich der Arzt zum Küchenchef, um anzuordnen, daß für den Patienten in Zukunft weniger und einfachere Speisen hergerichtet würden.

Der Hofkoch erwiderte: „Das lassen Sie meine Sorge sein. Mein Amt ist, dem Könige zu essen zu geben, das Eure, für seine Entleerung zu sorgen. Bleiben wir jeder bei unserem Metier."

*

Als Ludwig XIV. auf dem Sterbebette lag, ließ er seinen Urenkel, den Dauphin, rufen und sagte:

„Du wirst einst ein mächtiger König werden. Ich ermahne dich, ahme mir nicht nach in der Liebe für den Krieg. Glaube es einem Sterbenden: der glorreichste Krieg ist schlimmer als ein ehrenvoller Friede!"

Trotzdem ließ Ludwig XV. zeit seines Lebens mehr oder weniger glückliche Kriege führen.

*

Ludwig XV., „Der Vielgeliebte", schon als Kind mit der vierjährigen spanischen Infantin Anna Maria verlobt, sagte einem Herrn von Hofe, der ihm seine eigene Verheiratung mitteilte: „Ich habe es schon weiter gebracht als Sie. Ich habe eine Frau und ein Kind zugleich bekommen."

*

Die Schulden Louis XV. wuchsen bei seiner Mätressenwirtschaft ins ungeheuerliche. Die Königin selbst mußte sich einmal 1000 Fr. leihen, um den in Metz erkrankten Gatten besuchen zu können. Die Pensionen wurden nie bezahlt, und selbst die Leibgarde mußte auf Kredit leben. In seinen berühmten Geheimbriefen erzählt Mirabeau, der Gouverneur von Vincennes habe dem König 20000 Taler vorgestreckt. Es kam nicht selten vor, daß ganze Fabriken sich ruinierten, weil ihre Besitzer dem König gefällig sein wollten. Kein Wunder, daß man allein im Jahre 1771 in Paris zweihundert Selbstmorde und 2350 Bankrotte mit einer Schuldenlast von 50 Millionen zählte.

Mit bewußter Zweideutigkeit und Anspielung auf den jähen Tod des Königs, der ein Opfer der Pocken geworden war, schrieb man: „Hier ruht Ludwig — von Gottes Gnaden."

*

Im Jahre 1706, als Karl XII. von Schweden August dem Starken die polnische Krone raubte und sie Stanislaus Leszynski aufs Haupt setzte, der damals in Leisnig weilte, schrieb er seinem Feldprediger für seine Festrede als Text Hesekiel 21, 26 und 27 vor; der enthielt die ominösen Worte: „Tue weg den Hut und hebe ab die Krone, denn es wird weder der Hut noch die

Krone bleiben, und ich will die Krone zunichte, zunichte, zunichte machen, bis der komme, der sie haben soll, dem will ich sie geben."

Schon drei Jahre später gingen sie in unverhergesehener Weise in Erfüllung: der Pole verlor die Krone und August bekam sie wieder.

*

Von Altranstädt aus diktierte Karl XII. von Schweden August dem Starken den Frieden. Als er einmal während seines Aufenthaltes in Sachsen von Altranstädt nach Leipzig ritt, warf sich ihm bei Miltitz ein sächsischer Bauer zu Füßen, flehend um Gerechtigkeit gegen einen schwedischen Grenadier, welcher ihm das genommen hätte, wovon er mit seiner Familie habe essen wollen. Der König ließ den Soldaten kommen und fragte ihn: „Ist es wahr, daß du diesen Kerl beraubt hast?" „Sire," antwortete der Soldat, „ich habe ihm nicht so Böses getan, als Ew. Majestät seinem Herrn zugefügt haben; dem haben Sie ein Königreich genommen und ich habe diesem Bauern nur einen welschen Hahn genommen." Der König gab hierauf dem Bauern aus seiner Tasche zehn Dukaten und sagte dem frechen Spitzbuben: „Alter Freund, zwischen uns ist ein Unterschied. Ich behalte nichts für mich. Du Strauchdieb wirst das nie verstehen."

*

Friedrich I. von Preußen hatte auf einer Reise ein Unglück und mußte unterwegs rasten. Der König ging auf der Landstraße auf und nieder und sprach einen Jungen des Vorspanns, der eine große Schinkenstulle verzehrte, folgendermaßen an:

„Junge, was schmausest du da?"

„Fleesch, Herr!"

„Was für Fleesch?"

„Rad He mal!"

„Kalbfleisch?"

„Höger rup!"

„Rindfleisch?"

„Höger rup!"

„Es ist am Ende Schinken?"

„Geraten!"

Belustigt über die drollige Unbefangenheit des kleinen Kerls, fragte der König weiter:

„Junge, für was hältst du mich?"

„Je, He mag woll'n Korporal sin."

„Höger rup!"

„Na, 'n Kaptän!"

„Höger rup!"

„He is woll gar General?"

„Höger rup!"

Da staunte der Junge, machte große Augen und rief: „Dunner un Schlag, He is woll gar de König?"

Der König gab dem Burschen einen Taler mit seinem Bilde.

*

Friedrich I. war von einem seltsamen Vertrauen auf die Wissenschaft beseelt. 1709 wütete in Preußen die Pest, und zwar in so schrecklicher Weise, daß in einer Provinz in wenigen Wochen gegen 200000 Menschen starben. Der König forderte Bericht von seinem Sanitätskollegium, und dieses gab unter anderen Ursachen für die Verbreitung der Epidemie auch die an, daß die meisten Pestärzte medicasti (Pfuscher) und empirici, und die meisten Pestprediger unmoralische Menschen seien. Dazu komme noch die schlechte Justiz und Polizei. „Ew. Majestät können sicher glauben," so heißt es in dem Bericht von 1709, „daß die bei uns im Schwange gehende Justiz die Materie ist, welche sowohl pestilenzialische Seuche als alle Landplagen erzeugt und ernährt. Wolle der König an der Wahrheit zweifeln, so möge er so gerecht sein, das Kollegium zu entlassen, andernfalls aber diesem die Leitung der Anordnung übertragen." Dies geschah, und unter den Anordnungen war nun eine, die Galgen zu erbauen befahl, um diejenigen Leichen daran zu hängen, die gestorben waren, ohne Arznei anzunehmen.

*

Friedrich Wilhelm I., das Original des preußischen Königshauses, hatte allerhand merkwürdige Liebhabereien. Bekannt sind die Versuche, recht große Kinder mit großen Weibspersonen und seinen Potsdamern zu erzeugen. „Die Natur wollte keine Pots-

damer zum Possen des Potsdamer Königs," bemerkt Weber-Demokritos dazu. Jedenfalls kosteten die Paradesoldaten, die „Langen Kerls", viel Geld, das der König mit allen Mitteln aufzutreiben suchte. So unterhielt er einen Handel mit selbstgepinselten Gemälden, Orden und — Schweinen. Seine Gemälde bestanden meist in Porträts; vorzugsweise liebte er, Bauern und seine Soldaten abzukonterfeien. Unter dem Bilde stand gewöhnlich das Datum und: F. W. in tormentis pinxit. (Dieses Bild hat König F. W. gemalt, als er sich in Geldschmerzen befand.) Einträglich war auch der Schweinefleischhandel. Die Wildschweine, die bei den großen Treibjagden massenhaft erlegt wurden, mehr als auf der Hoftafel zu verbrauchen waren, verkaufte er anderweitig, und zwar an die Berliner Juden nach Stück- oder Pfundzahl, je nach ihrem Vermögen.

Es ist zu verstehen, wenn dieser praktische Mann den großen Leibniz als völlig untauglichen Menschen bezeichnete, der nicht mal zum Schildwachestehen zu gebrauchen sei.

*

Über das Leben und den Charakter Katharinas II. hat Seume eine Abhandlung hinterlassen. Er rühmt die Güte und Nachsicht der Kaiserin erprobten Dienern gegenüber. Eines Tages sprach Katharina mit ihrer Gesellschaft über den Grad der Kälte des Tages. Einer ihrer alten Herren, der sich mehr durch seinen ehrlichen Eifer, als durch Wissen hervorgetan, erhielt von ihr den Auftrag, im Vorzimmer nachzusehen, ob das Thermometer gefallen sei. Die barocke Exzellenz kam mit der naiven Antwort zurück: „Ihre Majestät, es hängt noch an Ort und Stelle!"

*

Als Diderot seine Bibliothek an die Kaiserin Katharina verkauft hatte, ließ sie ihn wissen, daß er die Schätze, solange er lebe, in seinem Besitz behalten solle, er möge ihr Bibliothekar in Frankreich sein und ein Gehalt von 1000 Livres annehmen. 18 Monate vergingen, ohne daß Diderot etwas bekam. Er entschloß sich endlich, die Kaiserin an ihr Versprechen zu erinnern. Er erhielt alsbald von ihr folgendes Schreiben: „Da ich nicht will, daß Sie jemals wieder einen solchen Verzug wegen Ihres

Gehalts erleiden sollen, so habe ich den Befehl erteilt, daß man Ihnen die Pension auf fünfzig Jahre voraus bezahle."

*

Selten hat die Reise eines großen Monarchen mit dem glänzendsten Gefolge soviel Aufsehen in Europa erregt, als die prunklose Reise Josephs II. nach Frankreich. Damals schwärmten die Pariser schon für den nordamerikanischen Freiheitskampf, Ludwig XVI. war durch das Bündnis, das er mit dem Kongresse geschlossen, populär geworden. Es konnte nicht fehlen, daß Joseph in den Tagesgesprächen auch seine Stimme abgeben mußte, so sorglich er es auch vermied, denn er hatte es sich zum Gesetz gemacht, der Meinung des Tages nicht zu widersprechen. Aber alle seine Vorsicht half nichts, er war bestimmt, die Pariser anfangs zu bezaubern, zuletzt — zu verletzen. In einem Kreise, wo er zu gefallen suchte, pries eine Dame die revolutionären Grundsätze des Kongresses und die unerschrockene Ausdauer der amerikanischen Soldaten. Da der Kaiser beharrlich schwieg, wagte sie endlich die Frage: „Was halten Sie davon? Welche Partei ergreifen Sie?" „Ich muß gestehen," erwiderte der Kaiser, „bei meinem Gewerbe geziemt es mir, Royalist zu sein."

Die Gesellschaft von Paris fand sich durch das Wort des Kaisers in ihren besten Gefühlen gekränkt, und der erste Enthusiasmus für ihn sank in ihren wie in den Kreisen der Gelehrten.

*

Joseph II. besuchte bei seiner Anwesenheit in Mailand das Spiel des berühmten Zenoni, der gerade die Rolle des Trajan meisterhaft darstellte. Voller Begeisterung machte der Kaiser am folgenden Morgen dem Künstler einen Besuch. Zenoni war verzweifelt, daß er den Kaiser im Nachthemd empfangen mußte, und wußte sich vor Verwirrung nicht zu fassen. Joseph tröstete ihn jedoch lächelnd mit den Worten: „Beruhigen Sie sich, mein Lieber, wir Kaisersleute machen keine großen Umstände miteinander!"

*

Joseph II. haßte jede Unnatur und Affektation. Er fragte eine Dame einmal, ob sie Kinder habe: „Ja, Ew. Majestät, drei Fräulein und zwei junge Herren." Da meinte Joseph lakonisch:

„Ja, ich habe auch ein Mäderl gehabt, es ist mir aber gestorben."

*

In der Hofburg erschien einst eine Frau mit einem so enormen Reifrock, daß alles vor ihr zurückwich. Als sie mit aller Prätension vor den Kaiser Joseph trat, schlug dieser ihr das Gesuch ab und sagte: „Madame, zum Himmel führt nur ein Weg, und der ist schmal. Mit Ihrem Rock können Sie da nicht fortkommen."

*

Zwei Frauen, von denen die eine einen auffallenden Kopfputz à la Turque hatte, überreichten Kaiser Joseph II. Bittschriften. Er genehmigte das Gesuch der einen, sagte aber zu der andern: „Sie müssen sich an Ihren Monarchen, den Sultan wenden."

*

Anläßlich eines Besuches in der ungarischen Krönungsstadt Preßburg kam Joseph II. auch durch die Judengasse, deren hohe Einwohnerzahl ihm auffiel. Ein eingeforderter Bericht erwies, daß in der Tat die Judenschaft einen hohen Prozentsatz der Bevölkerung Preßburgs ausmachte, was einen Höfling zu der witzigen Bemerkung veranlaßte: „Daher der Name ‚Das kleine Jerusalem'!" „Nun weiß ich auch," erwiderte der Kaiser, „warum die österreichisch-ungarischen Herrscher auch heute noch den Titel ‚König von Jerusalem' führen!"

*

Kaiser Joseph II. ließ als erster die Friedhöfe außerhalb der Stadt anlegen. Ein Kardinal, der dies als Entweihung ansah, fragte den Kaiser: „Wo werden denn die Bischöfe künftig ihre Grabstätte haben?" — „Ein Hirt muß bei seinen Schafen ruhen," lautete die Antwort.

*

Kaiser Franz I. kam durch einen der Küche benachbarten Gang der Burg. Ein Hofbedienter ging im Mantel vor ihm her, unterm Mantel einen Fisch, den er sorgfältig zu verbergen suchte, dessen Schwanz aber doch vorguckte. Der Kaiser klopfte ihn auf die Achseln und sagte: „Ein andermal einen längeren Mantel oder einen kürzeren Fisch!"

*

Ludwig XVI. beschäftigte sich meist mit nebensächlichen Dingen und hatte allerhand merkwürdige Liebhabereien. Er war ein eifriger Jäger, und wenn er einmal nicht zum Jagen auszog, meinten die Hofschranzen: „Der König tut heute nichts.“ Ludwig XVI. war aber immer beschäftigt. Zuerst fertigte er Tapisseriearbeiten an, dann eine besondere Art Tabakdosen. Auch der Kochkunst war er ergeben. In Geldsachen war er aber von einer unglaublichen Hilflosigkeit und wurde oft betrogen. Als er ein Gitter angefertigt haben will, erklärt man ihm, es koste 40 000 Fr. Ein Schlosser aus Versailles, den er heimlich um einen Kostenanschlag bittet, setzt den Preis auf nur 6000 Fr. an.

Eines Tages erkundigte sich Ludwig XVI. bei Herrn von Montesquieu, dem ersten Stallmeister des Grafen Provence, was eigentlich aus allen Kutschen geworden wäre, die man zur Trauerfeier für den König von Sardinien gebraucht hätte. Der Leiter des Marstalls erklärte darauf, sein Amt gebe ihm ein Anrecht auf diese Wagen. „Ich habe bisher geglaubt,“ sagte der König, „daß man nur den Stallknechten ein Trinkgeld gebe.“

*

Friedrich Wilhelm III. und seinem Adjutanten begegnete einst in den Straßen Berlins ein Kadett zu einer Zeit, wo in der Regel kein Urlaub erteilt wird; in der Tat hat der Junge kein gutes Gewissen und tritt, da er weiß, daß der König über solche kleine Übertretungen der Kadetten sehr ungehalten werden kann, rasch in einen Torweg. Friedrich Wilhelm III. aber hat ihn bemerkt, folgt ihm nach, findet ihn in der Toreinfahrt, überzeugt sich durch wenige Fragen, daß er wirklich ohne Urlaub in den Straßen bummelt, und putzt ihn ganz gehörig herunter. Nach einer Weile hält er inne und kehrt sich halb ab; der geängstigte Kadett denkt, die Sache ist zu Ende, aber der König wendet sich an den Adjutanten mit den befehlenden Worten: „Adjutant, weiterschimpfen,“ und überläßt diesem, indem er selbst langsam vorausgeht, den Schluß der Strafpredigt.

*

Nach dem Einzug der Sieger in Paris 1814 hielten in den Champs Elysées die verbündeten Monarchen Musterung über die

Truppen. Friedrich Wilhelm III. nörgelte an der Haltung seiner Truppen, die sich noch wenige Stunden vorher trefflich geschlagen hatten. Schwerin konnte nicht lassen zu bemerken, daß man über diesen Punkt daher wohl Nachsicht fordern könne. Als das Yorksche Korps vorbeimarschierte, fragte der König den General: „Haben Sie meine Garden gesehen?" — Im schneidensten Ton gekränkten Selbstgefühls erwiderte York, auf das im Kampf und Sieg dreimal aufgeriebene Korps zeigend: — „Ihre Majestät, dies sind Ihre Garden!"

*

Kaiser Alexander von Rußland ward von Schmeichlern bestürmt, seine Bildsäule statt jener Napoleons auf dem Platz Vendome aufstellen zu lassen. „Gott bewahre mich," antwortete er, „das Piedestal ist mir zu hoch. Ich würde fürchten, da oben schwindlig zu werden wie meine Vorgänger."

*

Von Friedrich Wilhelm IV. leben viele Anekdoten. Als er auf einer Huldigungsfahrt im Jahre 1841 durch Pommern kam, hatte man ihm auf der Grenze von Vor- und Hinterpommern in einem Dorfe eine Ehrenpforte errichtet, die folgende Inschrift trug:

„Wie Du im vordern freudig aufgenommen, tönt aus dem hintern Dir ein donnerndes Willkommen!"

*

Beim Besuch der kleinen Stadt Polzien empfing ihn der Bürgermeister mit folgender Ansprache:

„Fünftausend Bürger ...," hier stockte er und konnte nicht weiter. „Fünftausend Bürger ...," und abermals: „Fünftausend Bürger ..." Der ehrsame Bürgermeister stotterte, brachte aber nichts weiter heraus. Der König winkte ab. „Grüßen Sie bitte die fünftausend Bürger von mir, aber jeden einzeln!" Damit ließ er weiter fahren.

*

Als Kronprinz besuchte er den alten Pastor Strauß in Iserlohn, den „Bauernpaster", dessen Sohn in Berlin Hof- und Domprediger war und der dem Kronprinzen nahestand. Der Alte legte

dem Kronprinzen einige Wünsche nahe und bat um Fürsprache beim König. Der Kronprinz versicherte ihm, daß sich die Wünsche schon erfüllen würden, denn, so sagte er, „mein Vater kann viel, hat er doch schon aus einem Strauß einen Dompfaffen gemacht."

*

Der Hofschlächter Raabe in Potsdam, der dem König zu Weihnachten ein Paket vortrefflicher Würste gesandt hatte, bekam darauf eine in Form einer Wurst gearbeitete goldne Dose, worauf die Worte eingraviert waren: „Wurst wider Wurst!"

*

Im Sommer 1855 bereiste Friedrich Wilhelm IV. die Rheinprovinz und fuhr von Trier die Mosel hinab nach Koblenz. In einer der Moselstädtchen wurde ihm ein Becher Wein kredenzt, mit der Versicherung, daß die Gesinnungen an der Mosel so lauter und rein seien, wie dieser Wein. Der König beroch die Blume und fragte: „Ist doch kein 48er?"

*

1845 wurde in Bonn das Denkmal Ludwig van Beethovens feierlich enthüllt. Es erschienen auch Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Viktoria von England, die damals gerade in Deutschland weilte. Die Fürstlichkeiten hatten zwar einen schönen Überblick über den Festplatz, sahen aber die Statue nicht in der Front. Als nun nach der schwungvollen Weiherede plötzlich die Hülle des Denkmals fiel, brach eine der anwesenden Hofdamen in ein Gelächter aus und Friedrich Wilhelm rief heiter: „Sehr artig ist der nicht, er kehrt uns den Rücken zu." Alexander von Humboldt trat an den König heran und sagte: „Majestät, das darf Sie nicht wundern, der Beethoven war immer ein grober Kerl!"

*

Im Königstädtischen Theater wurde Friedrich Wilhelm IV. vom Direktor Cerf während der Vorstellung herumgeführt. Der Direktor wandte sich vorsichtig an den Monarchen: „Nehmen Sie sich aber in acht, Ew. Majestät, sie spucken manchmal vom Heuboden herunter!" Auf dem Wege zum Wagen stieß der Direktor mit einem zugaffenden Schusterjungen zusammen, der ihn „Ochse"

schalt. „Er meinte mir, Ew. Majestät," sagte Cerf entschuldigend. „Das habe ich auch gar nicht anders aufgefaßt," erwiderte der König.

*

Die Konstitutionsakte Friedrich Wilhelms IV. nahmen die Berliner mit gemischten Gefühlen auf. Aus dem Schlußsatz: „Dies alles zu halten, gelobe und schwöre ich!" machte der Volksmund hellseherisch: „Dies alles zu halten, jloobe ick schwerlich!"

*

In seinem Tagebuche erzählt Varnhagen von Ense folgende Anekdote: Eine Sängerin war aus Hannover kontraktbrüchig davongegangen und hatte ein Entschuldigungsschreiben hinterlassen, daß sie es an einem so langweiligen Orte nicht aushalten könne. Darauf bemerkte der Landesherr Ernst August, ein Engländer, der auch lieber drüben gewesen wäre: „Denkt denn das Luder, daß ich mich hier amüsiere?"

*

Napoleon III. wurde von seiner Verwandtschaft häufig angeschnorrt. Eines Tages schlug er das Gesuch eines Bittstellers aus seiner Familie rund ab. Dieser wurde ungehalten und rief dem Kaiser zu: „Sie haben nichts von Ihrem Onkel." Napoleon erwiderte kalt: „Sie irren sich. Ich habe seine Familie!"

*

Als Napoleon III. noch um Eugenie warb, veranstaltete er eine Parade auf der Place du Carrousel, während seine Angebetete aus einem Fenster der Tuilerien zusah. Er ritt heran und fragte sie lächelnd, welchen Weg er nehmen müsse, um am schnellsten zu ihr zu gelangen.

„Durch die Kapelle, Sire," antwortete sie ebenso schlagfertig wie einwandfrei; denn in der Tat konnte man jenen Seitenflügel schnell nur erreichen, wenn man die Tuilerienkapelle passierte.

*

Kaiser Wilhelm I. hatte auf einer Jagd im Harz dreißig Hirsche zur Strecke gebracht. Der Kaiser mußte laut auflachen. „Es geschehen wirklich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde,

man muß an Wunder glauben. Ich habe dreißig Hirsche erlegt, und nur zwanzig Patronen gehabt."

*

Ein Hofzug Wilhelms I. passierte die Stadt Grünberg und hielt dort einige Minuten. Der Bürgermeister kredenzt dem Monarchen einen Pokal, gefüllt mit edlem Grüneberger. Der Kaiser nimmt einen Schluck und bemerkt liebenswürdig: „Der Grüneberger Wein scheint ja viel besser zu sein, als sein Ruf; er schmeckt ja ganz ausgezeichnet!" — „Majestät," stottert der Bürgermeister, „wir haben noch viel besseren!"

*

Eines Tages, während der Kaiser in Ems auf einer Bank sitzt, spielt in seiner Nähe ein hübsches kleines Mädel und betrachtet ihn wohl auch neugierig. Er ruft sie zu sich, scherzt mit ihr und examiniert sie zuletzt ein wenig.

„Zu welchem Reich gehört denn dies hier?" Er zeigt seinen Stock.

„Zum Pflanzenreich," sagte sie.

„Und dies hier?" Er zeigt seine Uhr.

„Zum Mineralreich."

„Und zu welchem Reich gehöre ich denn?"

Da wird die Kleine langsam rot und verlegen. Zum Tierreich mag sie nicht sagen. Zum Deutschen Reich, was Kaiser Wilhelm vielleicht erwartet hatte, das findet sie noch nicht. Aber ein Ausweg fällt ihr trotzdem ein:

„Zum Himmelreich," sagt sie.

Da zog der Kaiser die Kleine an sich und schloß sie in seine Arme.

*

Kaiser Friedrich III. machte als Kronprinz seine Umgebung nicht selten zur Zielscheibe harmloser Neckereien, wobei es denn nicht fehlen konnte, daß ihm jemand, wie man zu sagen pflegt, auch einmal herausgab. In der Potsdamer Garnison hatte er einen Leutnant auf dem Strich, der von Zeit zu Zeit Urlaub nach Afrika nahm. War er wieder zurück, und der Kronprinz traf ihn auf einem Hofball oder sonstwo, konnte er sich nicht enthalten, etwas spöt-

tisch die stereotype Wendung zu gebrauchen: „Na, Afrika gewesen? Löwen geschossen?" Bis ihm einmal der huldvoll Angescherzte antwortete:

„Nein, Königliche Hoheit."

„Aber Sie waren doch dort auf Urlaub?"

„Löwen hatten Schonzeit, Königliche Hoheit."

*

Wilhelm II. hatte als kleiner Prinz die Gepflogenheit, Redensarten und Ausdrücke des Berliner Volksmundes anzuwenden, zum Entsetzen seiner Erzieherin. Diese entschloß sich eines Tages, dem kronprinzlichen Vater Mitteilung davon zu machen, daß der Prinz in unausstehlicher Weise fortgesetzt zu jedem Dinge „Aas" sage.

„Was muß ich hören," erwiderte der erstaunte Vater und verfügt sich ins Prinzenzimmer mit der Erzieherin. Es dauert nicht lange, da schilt der Sprößling sein Schaukelpferd:

„Warte, du Aas." Der hohe Herr sieht die Erzieherin eigen berührt an und macht sich mit der Frage Luft:

„Jetzt sagen Sie mir nur, mein Fräulein, wo hat das kleine ‚Aas' das her?"

*

Als Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1898 der Ankauf von Tuaillons „Amazone" für die Nationalgalerie zur Bestätigung vorgelegt wurde, fiel ihm der für den damals noch unbekannten Namen sehr hohe Preis auf.

Man erklärte ihm, wie schwierig das Problem des Pferdes gewesen sei. Der Künstler habe sich jahrelang ein Reitpferd halten müssen, um zu dieser Gestaltung aus eigenem zu kommen.

Der Kaiser gab darauf seine Unterschrift: „Unser Glück, daß er sich nicht auch eine Amazone halten mußte."

*

Bei Besichtigung der Taucherarbeiten bei Helgoland sprach Wilhelm II. den Obertaucher an und unterhielt sich höchst leutselig mit diesem Manne der Unterwelt. „Wieviel verdienen Sie denn da so jährlich?"

„Nu, det kommt janz drauf an," erwiderte der Spreeathener. „Bei janz jefährliche Taucherarbeet jeht et an 50000 Mark."

„Sakrament, da kriegen Sie ja mehr als mein Kultusminister!"

„Tja, Majestät, der taucht aber ooch nich!"

*

Um Seine Apostolische Majestät Franz Joseph I., die fast 70 Jahre der K. K. Monarchie vorstand, ist ein reicher Anekdotenkranz gewoben. Er war sehr beliebt. Als er einmal nach Ischl fuhr, wurde er, wie immer, am Westbahnhof durch die höheren Bahnbeamten erwartet. Er sollte durch den Hofsalon in seinen Wagen geführt werden, doch nahm er einen anderen Weg und geriet zwischen aufgestapelte Getreidesäcke. Die Bahnbeamten hatten ihn aber erspäht und murmelten Entschuldigungen, die Franz Joseph aber handschlenkernd abwies und auf die Säcke zeigte: „Ich bin durchaus nicht erzürnt, im Gegenteil, das ist der schönste Landesempfang, den man mir bereiten kann."

*

Beim Besuche der Budapester Ausstellung beeilte sich die Leitung, dem Kaiser Franz Joseph eine Anzahl prominenter Aussteller vorzustellen. Der Direktor sagte bei jedem einzelnen Herrn: „Herr X., — Seine Majestät, Herr X., — Seine Majestät, Herr X., — Seine Majestät ..." usw.

Der Kaiser nahm zuerst die Verbeugungen der einzelnen huldvollst entgegen, schließlich aber machte er der Farce ein Ende, indem er den Direktor anraunzte:

„Nun, ich glaube, die übrigen Herren werden mich jetzt schon kennen!"

*

Franz Joseph empfing den Besuch des ungarischen Ministerpräsidenten Wekerle, der im Rufe stand, ab und zu ein wenig zu flunkern.

„Den wievielten haben wir eigentlich heut?" fragte der Monarch.

„Den siebzehnten," erwiderte Wekerle.

5*

„Mein Lieber, ist das auch kein Irrtum von Ihnen? Heut ist tatsächlich der siebzehnte!“

*

Die alte strenge Königin Viktoria von England war für Humor nicht unempfindlich. Ein König von der westafrikanischen Küste, Ja-Ja genannt, Besitzer eines gewaltigen Harems schöner Frauen, war wegen seines aufrührerischen Charakters und seiner unverträglichen Art abgesetzt und aus seinem Lande verbannt worden. In dem Verbannungsbefehl war bestimmt, daß er nicht mehr als fünf seiner Frauen mitnehmen dürfe. Diese Bestimmung empfand Ja-Ja als die ärgste von allen; sie war für ihn eine tödliche Beleidigung. Und sofort schrieb er folgenden Beschwerdebrief an die große weiße Königin: „Liebe Schwester Königin Viktoria! Du hast Befehl gegeben, daß ich mein Land verlassen muß. Vielleicht hast Du damit recht, darüber will ich mit Dir nicht streiten. Aber Du hast auch Befehl gegeben, daß ich nur fünf Frauen mitnehmen darf. Es scheint mir, daß es eines Königs unwürdig ist, nicht mehr als fünf Frauen zu haben. Ich bitte Dich, mir wenigstens zwölf zu bewilligen. Du würdest es auch nicht angenehm empfinden, wenn Du nur fünf Männer haben dürftest.“ Die Königin konnte sich diesem Argument nicht verschließen und gestattete dem verbannten König sofort die zwölf Frauen.

*

Lord Douglas war in Windsor zum Whist geladen. Er spielte mit der Königin Viktoria. Als ihm die Majestät einen groben Bock zu schießen scheint, wird er knurrig und ruft über den Tisch hinüber: „Was machst du denn da, du verdammte alte Kuh?“ Innewerdend, was er gesagt, entschuldigt er sich: „Pardon, Ew. Majestät; ich dachte, ich spräche zu meiner Frau.“

*

Der elegante, aber höchst ungeschliffene Prinz von Wales (der spätere König Eduard VII.) besuchte in Paris die große Schauspielerin Sarah Bernhardt in ihrer Garderobe im Théâtre Français. Da er es unterließ, seinen Hut vom Kopfe zu nehmen, sah ihn die Bernhardt groß an und sagte: „Monseig-

neur, man pflegt wohl die Krone, nicht aber den Hut auf dem Kopfe zu behalten."

*

Von Friedrich August, Sachsens letztem König, gehen ungezählte Anekdoten um. Die Revolution war längst hin. Friedrich August hatte sie überwunden und fuhr wieder im Sachsenlande herum, mitunter in Zivil. Einmal — in Zivil — hatte man ihn auf dem Leipziger Hauptbahnhof erspäht, als er sich den neuesten „Simplizissimus" kaufte. Von Mund zu Mund ein Flüstern ... „August, August!" ... — Dann ein dreifaches Hoch!

... Friedrich August drohte mit dem Zeigefinger, sichtlich unangenehm berührt, und sprach gelassen:

„Na, ihr seid mir scheene Rebubliganer!"

Feldherren, Staatsmänner Diplomaten, Parlamentarier u. a.

Der eine mit dem Sabel,
der andere mit dem Schnabel.
Blücher

Thomas Morus, Staatskanzler von England, der Freund und Geistesbruder des Erasmus, war stets heiteren Herzens. Auch im Kerker und auf dem Blutgerüst verließ ihn sein Humor nicht. Heinrich VIII. wollte ihn aus der Welt haben, und darum wurde er als Hochverräter verurteilt. Niemand, auch seine Familie nicht, wußte etwas vom Verlust seiner Kanzlerstelle; ein Diener pflegte in der Kirche immer den Seinigen zu melden, wenn der Vater sich entfernte; diesmal tat es Morus selbst: „Mylady, der Kanzler ist fort!"

In diesen Zeiten forderte er von einem Hofschranzen geliehenes Geld zurück. Dieser entgegnete ihm: „Memento morieris!" „Ja, ja," entgegnete Morus, „Memento Mori aeris[1])!" — Schon das Haupt auf dem Block, legte er noch seinen Bart seitwärts mit den Worten: „Mein Bart ist unschuldig!"

*

Thomas Morus pflegte zu sagen: „Wer heiratet, ist in einem ähnlichen Falle, wie ein Mensch, der in einen Sack greifen soll, in dem sich hundert Schlangen und ein Aal befinden, um diesen Aal herauszusuchen. Es ist hundert gegen eins zu wetten, er greift fehl."

*

---

[1]) Bedenke, daß du sterben mußt (eine Anspielung auf die bald auch erfolgte Anklage, die Morus den Kopf kostete). — Bedenke des Morus Gold.

Götz von Berlichingen ritt mit seinem Schwager Franz von Sickingen zur Hochzeit seines Pfalzgrafen nach Bamberg. Als er mit Sickingen in der überfüllten Herberge die Treppe hinaufstieg, stand der Bischof von Bamberg an einem eisernen Geländer und gab beiden die Hand. Berlichingen sagte darauf zum Grafen von Hanau: „Der Bischof hat mir die Hand gegeben; ich glaube, er hat mich nicht gekannt, sonst hätte er sie mir nicht gegeben." Der Bischof trat heran und sagte, daß er ihn tatsächlich nicht gekannt habe. „Nehmt Eure Hand zurück," rief Berlichingen, und der Bischof ward rot wie ein Krebs vor Zorn und entfernte sich.

*

Reisende Kaufleute hatten Götz von Berlichingen bei Kaiser Max, der in Augsburg Reichstag hielt, angeklagt. Sie fielen vor ihm auf die Knie und schilderten mit bewegten Worten des Ritters räuberischen Überfall auf ihre Wagen. Auch den Selbitz, der mitgetan hatte, klagten sie an. „Heiliger Gott!" rief der Kaiser, „was ist das — der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein; was wolltet ihr erst machen, wenn sie zwei Hände und zwei Beine hätten?"

*

Als Walter Raleigh, der berühmte englische Seeheld und Politiker, den nach zwölfjähriger Kerkerhaft Jakob I. zum Tode verurteilt hatte, das Schafott bestieg, nahm er die Axt des Scharfrichters in die Hand und sagte: „Das ist eine scharfe Medizin, die für alle Übel gut ist."

Seinen Freunden rief er zu: „Weshalb beunruhigt ihr euch unnötig? Die Welt ist doch nur ein großes Gefängnis, aus welchem täglich einige zur Exekution geführt werden."

Als man ihn dann fragte, ob er sein Haupt selber auf den Richtblock legen wolle, erwiderte er: „Wenn das Herz recht ist, dann ist es gleich, wo der Kopf liegt."

*

Der finstere General Tilly, dessen Name wegen der Zerstörung Magdeburgs wohl immer mit Grauen genannt wird, wurde von seinen eignen Offizieren bestürmt, die teuere Stadt zu schonen und

dem entsetzlichen Blutbade ein Ende zu machen. „Kommt in einer Stunde wieder," rief der kalte Wüterich, „ich werde dann sehen, was ich tun werde."

Er ließ darauf drei Tage lang die kaiserliche Soldateska in blinder Mordgier wüten, wie es „seit Trojas und Jerusalems Zerstörung" nicht geschehen. Dann ritt er in die Stadt und spielte den Edelmütigen, indem er den 3000 im Dome gefangenen Bürgern Brot reichen ließ. Mit einer feierlichen Messe, unter Abfeuerung der Kanonen, beendete er den Mordbrand.

*

In der Armee des Tilly hatte ein gemeiner Soldat nach der Eroberung von Magdeburg eine große Beute, man sprach von 30000 Dukaten, gemacht und bald wieder im Würfelspiel verloren. Tilly ließ ihn henken, nachdem er zu ihm gesagt: „Du hättest mit diesem Gelde dein Lebtag wie ein Herr leben können; da du dir aber selbst nicht zu nützen verstehst, so kann ich nicht einsehen, was du meinem Kaiser nützen sollst."

*

„Wallenstein war nichts, wo er nicht alles war; er mußte entweder gar nicht oder mit vollkommenster Freiheit handeln," sagt Schiller. — Nach der Schlacht bei Lützen, in der Gustav Adolf gefallen war, brach Wallenstein in die Worte aus: „Ein Glück für mich und ihn, daß er dahin ist! Das Deutsche Reich konnte nicht zwei solche Häupter brauchen."

*

Herzog Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel, der berühmte jugendliche Held des 30jährigen Kriegs, war ein Vorkämpfer der protestantischen Sache. Die Geschichte nennt ihn den „Tollen Christian". Er hatte den Handschuh der entthronten Böhmenkönigin Elisabeth auf seinen Helm genagelt und diente mit ganzer Seele ihrer verlorenen Sache. In Paderborn fand er auf seinem Kriegszuge zwölf silberne Apostelstatuen. Er rief sie an: „Hat euer Heiland euch nicht geboten: ‚Gehet hin in alle Welt?'" Und er ließ sie einschmelzen und Münzen aus ihrem Silber prägen. So fanden diese Apostel den Weg in alle Welt.

*

Prinz Moritz von Oranien wurde gefragt, wen er für den größten Kriegsmann halte. Der Feldherr lächelte und antwortete: „Spinola ist der zweite!“ — Oranien hatte sich bei Gertraudenberg in einem festen Lager stark verschanzt, und auf keine Weise gelang es seinem Gegner, ihn zu einem Gefecht zu verlocken. Die Spanier standen unter dem greisen Ernst von Mansfeld d. Ä., der einen Trompeter Oraniens fragte, ob sich sein Herr fürchte, er sei noch jung, und ihm stünde besser an, sich ins freie Feld zu wagen. Der Trompeter antwortete: „Gnädiger Herr, der Prinz fürchtet sich nicht. Aber er möchte gern ein ebenso alter Kriegsmann wie Euer Gnaden werden.“

*

Als einst ein französischer Gesandter bei König Jakob I. von England in der ersten Audienz mehr Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit blicken ließ, als Verstand und Urteilskraft, fragte der König seinen Kanzler Bacon, was er von dem Gesandten halte. „Ein großer und wohlgebildeter Mann!“ antwortete dieser. „Das mein' ich nicht,“ sagte der König; „ich möchte nur wissen, was Sie von seinem Kopfe halten?“ — „Sire,“ antwortete Bacon, „die langen Leute haben bisweilen viel Ähnliches mit den vier bis fünf Stockwerk hohen Häusern, da ist die Oberstube gewöhnlich am schlechtesten möbliert.“

*

Die erste Münze, die Cromwell schlagen ließ, hatte auf der einen Seite die Inschrift: Deus nobiscum und auf der anderen das Wappen der Republik England.

Die Anhänger der königlichen Partei freuten sich über diese Münze — weil Gott und die Republik nicht auf einer Seite seien.

*

Der Ritter Rohan spielte einst mit Ludwig XIV. und verlor eine beträchtliche Summe, die er in spanischen Pistolen bezahlen wollte. Der König bestand jedoch auf Louisdors. Der Ritter bezahlte daraufhin mit Louisdors, warf aber die spanischen Pistolen zum Fenster hinaus mit den Worten: „Der König will sie nicht einmal. Was soll ich damit?“

Als sich der König bei Mazarin über des Ritters Betragen beschwerte, sagte der Kardinal: „Sire, der Ritter hat wie der König, und der König wie der Rohan gespielt.“

*

Als der Kardinal Mazarin merkte, daß der Herzog von Orleans, Philipp I., mehr Geist und Eifer verriet, sich Kenntnisse zu erwerben, als sein Bruder Ludwig XV., befahl er dem Lehrer des ersteren, de la Motte le Vayer, seinem Zögling weniger Unterricht zu geben und ihn zum Spielen aufzumuntern. Er sagte bei dieser Gelegenheit die merkwürdigen Worte:

„Was fällt Ihnen ein, Herr de la Motte, aus dem Bruder des Königs einen klugen Menschen zu machen? Wenn er klüger würde als der König, so würde er bald verlernen, zu gehorchen.“

*

Frankreich steht in der Erfindung von Steuerobjekten sicher obenan. Sein größtes Finanzgenie war wohl Colbert, der Verbesserer des von den Spaniern zuerst erfundenen, unter Karl V. in Praxis gesetzten Merkantilsystems, dessen grundlegender Gedanke war: immer zu verkaufen, ohne je zu kaufen. Colbert schaffte die Binnenzölle ab und legte Zölle und Steuern auf alle möglichen fremden Fabrikate, huldigte aber doch dabei dem Grundsatz: Ein guter Hirt schert die Schafe, schindet sie aber nicht. Um den unaufhörlichen Geldbedürfnissen Ludwigs XIV. zu genügen, sah er sich genötigt, die tollsten Steuerprojekte auszuarbeiten, insbesondere auf Luxusartikel.

Einst wurde ihm von einem französischen Philosophen ein Projekt zu einer Steuer auf Geisteskräfte überreicht mit der Bemerkung, daß sich jeder zu dieser Steuer verstehen würde, schon um für keinen Dummkopf zu gelten. „Trefflich, trefflich,“ sagte Colbert, „Sie sollen dafür von dieser Steuer frei bleiben.“

*

Abbé Boisrobert, der Mitbegründer der Akademie, war ein Freund der schönen Künste, in denen er selbst dilettierte. Corneille zählte zu seinen literarischen Gegnern. Um nun dem erklärten Feind Corneilles, dem Kardinal Richelieu, eine besondere Freude zu machen, ließ er vor ihm den „Cid“ durch La-

kaien in karierter Livree spielen. Bei der Stelle: „Rodrigue, hast du ‚Herz‘?“ mußte der Partner in karierter Livree sagen: „Nein, ich habe nur Karo.“ Richelieu kam vor Lachen außer sich.

*

Boisrobert wollte dem Kardinal Richelieu seinen Neffen vorstellen, hatte aber immer keine Gelegenheit, den Schwarm der Hofschranzen zu durchdringen. Kurz entschlossen warf er seinen Neffen in ein Wasserbassin und präsentierte ihn dem Kardinal, über und über besudelt.

„Hier ist mein Neffe,“ sagte er, „den ich Euer Gnaden empfehle; er hat es sehr vonnöten.“

Diese neue Art der Vorstellung kam dem Kardinal sehr lustig vor, und er fragte am Abend den Abbé, warum er denn solche Späße mache?

„Ich weiß, was ich tue,“ sagte Boisrobert, „hätte ich meinen Neffen wie seinesgleichen präsentiert, so würdet Ihr wohl kaum auf ihn geachtet haben. Nunmehr aber werden sich Euer Eminenz des jungen Mannes erinnern.“

Er behielt recht. Sein Neffe erhielt eine gute Pfründe, die er nie erhalten hätte, wäre es nach seinen Verdiensten gegangen.

*

Herr von Benserade, einer der witzigsten Köpfe seiner Zeit, erhielt ein ansehnliches Jahrgeld von Richelieu. Als der Kardinal starb, verfertigte er folgende Grabschrift:

„Hier liegt, ach, zu meiner Qual,
Herr Richelieu, der Kardinal,
Und was mich noch weit ärger kränkt,
Mein Jahrgeld ward mit ihm versenkt.“

*

Gramont wurde durch Befolgung der Horazischen Maxime Desipere in loco (zu gegebener Zeit vergnügt) Marschall von Frankreich; denn da er einst den allmächtigen Richelieu überraschte, wie er im Hemde gegen die Wand sprang, warf er sogleich seine Kleider ab und rief: „Ich wette, ich springe so gut, als Euer Eminenz zu springen geruhen.“

*

Turennes junger Kornet wurde tiefsinnig, als in der Schlacht einem Grenadier neben ihm der Kopf durch eine Kanonenkugel weggerissen wurde, so daß das Gehirn herumspritzte. „Nun," sagte Marschall Turenne zu dem entsetzten Kornet, „im Kriege ist das nicht anders."

„Gewiß," erwiderte der junge Kornet, „was mich wundert, ist, daß ein Mann mit soviel Gehirn sich hierher stellen konnte."

Turenne, der nicht nur mit den Waffen ein außerordentlicher Mann war, sah seinen Kornet groß an — und ernannte ihn zu seinem Adjutanten.

*

Der Abbé Voisenon hatte den Prinzen von Condé beleidigt. Voisenon ging zu dem Prinzen, um sich zu entschuldigen. Dieser drehte ihm den Rücken zu. „Mein Prinz," rief Voisenon, „ich bin erfreut, ich sehe, Sie behandeln mich nicht als Ihren Feind, Sie haben Ihrem Feinde niemals den Rücken zugekehrt." „Es ist unmöglich, lieber Abbé, Ihnen zu zürnen," sagte der große Feldherr. „Schließen wir Frieden!"

*

Als der große Condé nach der Schlacht bei Rocroi siegreich unter dem Jubel der Einwohner seinen Einzug hielt, fragte ihn ein französischer General, der auf den Prinzen sehr eifersüchtig war: „Was werden nun die Neider Ihres Ruhmes sagen?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Condé, „eben wollte ich Sie danach fragen."

*

Als Prinz Eugen sich vor seiner Abreise zur Armee von Karl VI. verabschiedete, sagte dieser zu ihm: „Ich empfehle Euch einen vorzüglichen Generalissimus, unter dessen Anführung Ihr die Ungläubigen gewiß besiegen werdet." Der Prinz bat den Kaiser um nähere Bezeichnung dieses Feldherrn; da überreichte ihm Karl ein mit Diamanten besetztes Kruzifix mit den Worten: „Der gekreuzigte Herr Jesus Christus ist der Generalissimus, der Euer Liebden wider die Ungläubigen am besten beistehen wird." Prinz Eugen aber forderte vorsichtshalber doch noch weitere 20000 Mann.

*

Marlborough war geizig bis zur Niederträchtigkeit. Geld zusammenzuscharren war ihm eine Wollust, der er nicht widerstehen konnte.

Einst bat ihn jemand um eine sehr einträgliche Stelle. Da er des Herzogs Geiz kannte, so sagte er ihm ohne Umschweife: „Gnädiger Herr! wenn ich die Stelle erhalte, so können Sie über tausend Guineen disponieren, und ich gebe mein Ehrenwort, keinem Menschen das mindeste davon zu sagen."

„Wissen Sie was?" erwiderte Marlborough, „geben Sie mir zweitausend, die Stelle ist es wert, und wenn es Ihnen Spaß macht, so sagen Sie es allen Leuten."

*

Um Deutschland nicht zur Ruhe kommen zu lassen, hetzte Frankreich 1663 aufs neue die Türken auf, deren Großwesier Kiuprilli bis nach Olmütz vordrang und alles vor sich her verwüstete. Aber das Glück gab dem Kaiser Leopold in Montecuccoli einen glänzenden Feldherrn, der die Türken in der Schlacht bei St. Gotthard völlig vernichtete. Der Wahlspruch dieses Feldherrn war: „Zum Kriegführen braucht man drei Dinge: Geld, Geld, Geld!" Er wußte aber auch vom Gelde Gebrauch zu machen, stets war der Sieg mit ihm.

*

Es gibt kaum ein interessanteres Beispiel eifersüchtigen Rangablaufens und der Mittel und Listen, welche dabei in Anwendung gebracht wurden, als dasjenige, welches der Gesandte des Großen Kurfürsten, der bekannte Hofpoet Johann Besser, am Hofe zu Windsor bei der Thronbesteigung Jakobs II. in Szene setzte. Es handelte sich darum, dem venezianischen Gesandten den Vorrang abzugewinnen, weil der Kurfürst nicht hinter einer Republik zurückstehen wollte. Es kam zum Streit, der dahin vermittelt wurde, daß von den Gesandten der das erste Wort erhalten solle, der am Empfangstage als erster im königlichen Vorsaale anlange. Der venezianische Gesandte Vignola, ein alter schlauer Diplomat, fuhr darauf nach Haus. Besser aber blieb die ganze Nacht bei Hofe und empfing den Venezianer, der große Augen machte, im Vorzimmer, als kaum der Tag graute.

Trotzdem erklärte Vignola, er werde den Vortritt zu behaupten wissen. Besser warnte ihn. „Der Zeremonienmeister," so berichtet Bessers Biograph, Johann Ulrich König, „kam herbei; der Audienzsaal wurde eröffnet, beide traten zugleich herein. Vignola war so klug, schon von weitem und weit eher mit der Rede anzufangen, als es Brauch war. Da brachte Besser einen kühnen Griff aus seiner Fecht- und Reitkunst an: er packte, ohne das Gesicht von dem auf dem Thron sitzenden König abzuwenden, den Italiener mit solcher Behendigkeit und Stärke und schleuderte ihn einige Schritte hinter sich, zugleich mit dem besten Anstande seine Rede vor dem Throne vollendend, ehe Vignola sich zusammenraffen und von der unangenehmen Überraschung erholen konnte. Der erstaunte König und sein Hof bezeugten Besser ihren Beifall. Auch dem Kurfürsten gefiel der Streich. Unter Friedrich I. wurde der beherzte Zeremonienmeister sogar Oberzeremonienmeister — für einen Poeten allerlei.

*

Malesherbes, der unter Ludwig XVI. die Zensur über den französischen Buchhandel ausübte, sollte einen Fehlgriff getan haben, weil er ein historisches Werk mit dem Privilegium versehen, trotzdem es gefährliche Grundsätze verkünden sollte. Die Denunziation wurde beim Vater Malesherbes, dem Kanzler Lamoignon, angebracht, und dieser machte seinem Sohne schwere Vorwürfe. Malesherbes versicherte, daß die Anklage völlig haltlos und von Scharfmachern veranlaßt worden sei. Malesherbes drang darauf, mit der Beschlagnahme des Buches noch einige Tage zu warten, er wolle es noch an fünf verschiedene Zensoren senden, die der Kanzler selbst auswählen könne. Die fünf Zensoren, von denen keiner vom anderen wußte, statteten ihr Gutachten ab, bei deren Vergleichung sich ergab, daß keiner mit dem anderen in der Beurteilung der gefährlichen Stellen eines Sinnes war.

Lamoignon war erfreut, auf diese Weise einen Einblick in die Zuverlässigkeit der Zensur erhalten zu haben. Er ließ das Buch unbeanstandet, — es fiel bald der Vergessenheit anheim.

*

Der berühmte englische Staatsmann Lord Chesterfield, der Verfasser des einst vielgelesenen Buches „Letters to his son", war gewissermaßen ein Vorgänger Knigges, denn auch er lehrte Weltklugheit. In den berühmten Briefen steht folgender, ihn völlig bezeichnender Ausspruch: „Niemand hat mich lachen sehen, seitdem ich die Vernunft gebrauche — nichts ist für einen Mann von Stande unschicklicher; es ist so etwas Gemeines. Jeder kann lachen."

*

Chesterfield hörte, daß man am Hofe Georgs II. von dem Plane sprach, St. James Park zu französieren und dem Volke zu verschließen. Gefragt, wie viel das Ganze etwa kosten könne, gab er mit britischer Kürze freimütig zur Antwort: „Nicht mehr als drei Kronen."

*

Chesterfield hatte in den letzten Jahren seines Lebens das Gehör verloren, trotzdem kam das Gerücht auf, er sei zum zweitenmal zum Statthalter von Irland ernannt worden.

Als man ihm dazu Glück wünschte, versetzte er: „Ich weiß zwar von keiner solchen Ernennung, halte mich aber nun zu diesem Amte weit fähiger als früher, da ich jetzt die Klagen des Volks gar nicht mehr hören kann."

*

Shaftesbury sagte einmal: „Streitigkeiten in Religionssachen findet man nur unter Menschen von mittelmäßiger Bildung. Leute von Geist haben nur eine Religion!" — „Und was ist das für eine Religion?" fragte ein anderer.

„Darüber schweigt ein Mann von Geist," antwortete Shaftesbury.

*

Jemand bat den Herzog von Buckingham, sich für ihn bei Hof zu verwenden, „denn," setzte er hinzu, „ich kann mich auf niemanden verlassen als auf Gott und auf Sie, gnädigster Herr."

„Da bedaure ich Sie," gab ihm der Herzog zur Antwort; „grade wir beide gelten bei Hof am wenigsten."

*

Kosciuszko war kein Freund gelehrter Frauen. Der Staël wich er ständig aus. Da sie ihn jedoch eines Tages in Gesellschaft überfiel und unter groben Schmeicheleien aufforderte, die Geschichte der polnischen Revolution zu erzählen, brauste er im Zorn über. „Madame," sagte er, „ich habe die Revolution gemacht, erzählen kann ich sie nicht."

*

Laudon, der österreichische General des Siebenjährigen Krieges, und Gellert waren zur Herstellung ihrer Gesundheit in Karlsbad. So oft sie sich trafen, unterhielten sie sich. Da fragte Laudon einmal: „Sagen Sie mir doch, Herr Professor, wie Sie so viel Munteres haben schreiben können; ich kann es nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe?"

„Sagen Sie mir erst, Herr General, wie ist es möglich, die Kolliner Schlacht zu gewinnen und Schweidnitz wegzunehmen, ich begreife es nicht, wenn ich Sie so ansehe?"

Darauf lachten die beiden, die sonst so selten lachten.

*

Reichsfürst Kaunitz, Österreichs berühmter Minister unter Maria Theresia und Josef II., war ein Original. Sein Egoismus war grotesk, seine Selbstherrlichkeit oft komisch. Josef II. hatte eine Büste des Marschalls Lascy und eine des Ministers Kaunitz herstellen lassen. Die Inschrift bei Kaunitz' Büste rühmte, daß dieser Minister Österreichs Retter gewesen sei. Als jemand den vollendeten Stil dieser Inschrift rühmte, sagte ihm Kaunitz: „Die habe auch ich verfaßt!"

*

Im friderizianischen Heere ward ein Feldprediger zum Erzpriester befördert. General Zieten wünschte ihm hierzu Glück und sagte dabei: der Name Erzpriester gefiele ihm nicht, denn man sage auch oft Erzschelm. Der Erzpriester antwortete hierauf: „Dies sei wohl wahr, allein man sage auch ebenso oft Generalspitzbube."

*

Der Marschall de Broglie setzte sich in einer Schlacht allzusehr der Gefahr aus und wollte sich nicht zurückziehen; seine Freunde verschwendeten ihre Beredsamkeit umsonst. Endlich flü-

sterte ihm Herr de Joncourt ins Ohr: „Bedenken Sie, Herr Marschall, wenn Sie fallen, übernimmt Herr de Routhe das Kommando!" (De Routhe war der dümmste General des ganzen Heeres.) De Broglie stutzte, begriff, in welcher Gefahr die Armee schwebte, und — zog sich zurück.

*

Als William Penn, der Gründer Pennsylvaniens, gestorben war und ein kostbarer Denkstein auf seinem Grabe errichtet werden sollte, sandten die Indianer eine Gesandtschaft in die Kolonie mit der Bitte, daß man in ihrem Namen folgende Worte auf das Denkmal schreiben möge: „William Penn war ein guter Mensch" ... Die Quäker fanden, daß durch diese Grabschrift jede andere überflüssig wurde.

*

Penn führte in Pennsylvanien die völlige Glaubensfreiheit ein und hob den Unterschied der Stände auf.

Wenn die Naturkinder Nordamerikas einen Briten ehren wollen, so sagen sie: „Wir ehren und lieben dich wie William Penn." Menschenliebe ist der höchste Menschenadel und die wahre Menschenwürde.

*

Während des nordamerikanischen Krieges waren Lafayette und der Herzog von Lauzun bei einem Ansiedler einquartiert. Aus Langerweile machte der Herzog nach seiner Gewohnheit einer der Töchter sehr zärtliche Beteuerungen, die ihm darauf schließlich antwortete: „Ihre Reden setzen mich in Erstaunen; denn man versichert mir, daß Sie in Frankreich verheiratet sind." — „Verheiratet, jawohl," erwiderte er, „aber so wenig, so wenig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, davon zu reden. Fragen Sie Lafayette."

*

Warren Hastings, der berüchtigte britische Generalgouverneur von Ostindien, das er zwölf Jahre verwaltete und ausraubte (1773—1785), verstieg sich in dem berühmten Prozeß, den er wegen Hochverrats, Erpressung und anderer Dinge durchzufechten hatte, zu der Behauptung: er könne wohl so schlimm nicht gewesen sein, da die Inder ihm zahlreiche Tempel er-

richtet hätten. Dies Argument machte überall den tiefsten Eindruck, bis es Edmund Burke, der kühne Wortführer der Whigs, mit folgender furchtbaren Replik zu Boden schlug: Er bezweifle nicht, was Hastings in bezug auf seine Tempel gesagt habe. Nur sei dagegen der Einwand zu erheben, daß die Bengalen Altäre mit Vorliebe bösen Gottheiten zur Abwehr von Unheil bauten. Und so stünden am Ganges die Tempel von Warren Hastings mitten zwischen denen der Cholera und der Lustseuche.

*

Charles Fox, der berühmteste der damaligen Whigs, an dessen Beredsamkeit eine Mischung aus Leidenschaft und Vernunft (half passion, half reason) gerühmt wurde, und für dessen Wahl in London die schöne Herzogin von Devonshire jedem seiner Wähler einen Kuß versprach, zog eines Tages gegen das Kriegsministerium los wegen des miserabeln Pulvers, das den englischen Truppen geliefert würde, und wegen der Durchstechereien, die dabei vorgekommen wären. Jener Lord des Kriegsamtes, der sich besonders getroffen fühlte, forderte Charles Fox zum Zweikampf heraus, und Fox nahm an. Aber die Pistole des Fordernden versagte. „Sehn Sie jetzt," rief ihm Fox entgegen, „wie schlecht Ihr Pulver ist?"

*

Als Fox im Jahre 1790 vom englischen Unterhause verlangte, daß England der neuen Regierung Frankreichs Vertrauen zeigen solle, erhob sich Burke und erklärte, daß er Krieg mit der französischen Republik bis zum Messer verlange, und schleuderte einen Dolch auf die Erde. „Der Gentleman bringt zwar das Messer, hat aber die Gabel vergessen!" rief Sheridan unter allgemeinem Gelächter der eben noch erstarrt gewesenen Parlamentsmitglieder.

*

George Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, war ein Staatsmann von großem Format, der kein Todesurteil unbesehen unterschrieb. Er war ein Vorkämpfer für Freiheit und Menschenrechte. Einst war ein Soldat wegen Unbotmäßigkeit zum Tode verurteilt. Ehe Washington das Urteil unterzeichnete, forderte er einen Bericht über

den Soldaten ein und erfuhr, daß dieser von seinem kärglichen Solde seit Jahren seine armen, hochbetagten Eltern unterstütze.

Washington gab dem Soldaten sofort die Freiheit und begnadigte ihn. „Würde ich anders handeln,“ sagte er, „so würde ich ein dreifaches Todesurteil aussprechen.“

*

Benjamin Franklin, einer der größten Männer, die jemals dem Fortschritt und der Freiheit gedient haben, hatte ein an Erfolgen und Ehren außerordentlich reiches Leben hinter sich, als er, 83jährig, seine Grabschrift verfertigte, in der sich der ganze Mann, seine Größe und seine Bescheidenheit charakteristisch ausspricht:

Hier ruht,
Speise für die Würmer,
Der Körper von
Benjamin Franklin,
Buchdrucker,
Gleich dem Deckel eines alten Buches,
Aus welchem die Blätter gerissen,
Dessen Einband abgebraucht ist.
Aber das Werk wird nicht verloren sein,
Denn es wird wieder erscheinen, so hofft er,
In einer neuen Auflage,
Durchgesehen und verbessert
vom
Verfasser.

*

Potemkin stieg als neuer Günstling der Zarin Katharina II. eben die Palasttreppe empor, als er dem Grafen Orlow begegnete.

„Was gibt's Neues?“ fragte er diesen.

„Nichts Besonderes,“ antwortete Orlow, „außer daß ich heruntersteige und Sie hinauf.“

*

6*

Der russische General Suworow, den die Türken und Polacken, die Italiener und Schweizer kennengelernt haben, führte ein scharfes und strenges Kommando. Aber was das Besondere war, er stellte sich unter sein eigenes Kommando, als wenn er ein anderer und nicht der Suworow selber gewesen wäre.

Sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er dann pünktlich befolgte. Einmal war er wütend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fing schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suworow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn überwältigen lassen." Sogleich ließ Suworow nach und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen."

*

Danton stand am Tage vor seiner Hinrichtung nachdenklich da. Ein Mitgefangener fragte ihn, ob sein Sinnen einem philosophischen Gegenstand gelte.

„Nein, einem philologischen," antwortete Danton.

„Inwiefern?"

„Ich dachte daran, daß das Wort hinrichten sich nicht gleich andern Verben durchkonjugieren läßt. Man kann sagen: Ich richte hin, ich werde hingerichtet werden, aber nicht: ich bin hingerichtet worden."

*

Am 2. April 1794 standen die zwei Tage vorher verhafteten Dantonisten vor dem Revolutionstribunal, das mit völliger Willkür arbeitete. Als man Danton die üblichen Personalfragen vorlegte, sagte er voll Stolz: „Ich bin Danton, in der Revolution zur Genüge bekannt, 35 Jahre alt. Meine Wohnung wird bald das Nichts sein, aber mein Name wird im Pantheon der Geschichte fortleben."

Am 5. April erfolgte die Hinrichtung der Dantonisten. Als die Karren an Robespierres Haus vorbeikamen, sprach Danton die prophetischen Worte: „Du wirst uns nachkommen, dein Haus

wird geschleift, und auf seine Stelle Salz gestreut werden." Am Schafott wollte man ihn festbinden. Danton sagte spöttisch: „Ein Riemen genügt, den andern hebt für Robespierre auf!" Nun erinnerte er sich seiner Frau und seufzte. Dann fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte: „Danton, eine Schwachheit!" Als Herault Sechelles, sein Todesgenosse, sich vergebens bemühte, zu ihm zu dringen, um ihn noch einmal zu umarmen, sagte er besänftigend: „Getrost, mein Freund, dort im Sack der Guillotine begegnen sich unsere Köpfe noch einmal, dort mögen sie sich küssen." Dann rief er dem Henker zu, dem Volke seinen Kopf zu zeigen, es lohne schon der Mühe.

*

Dumouriez, der Sieger von Valmy, verübte später Verrat an den Franzosen und wurde in die Bastille geschickt. Er war dort zwar nicht sehr zufrieden, doch äußerte er sich sehr lobend über die Küche. Am Tage seiner Einlieferung in das Gefängnis hatte man ihm freilich ein mageres Essen gereicht. Er bestellte sich sofort ein Huhn von dem Koch. „Ein Huhn," sagte der Verwalter der Bastille, „wissen Sie denn nicht, daß heute Freitag ist?" — „Kümmern Sie sich um meine Bewachung," entgegnete Dumouriez, „und nicht um mein Gewissen! Ich bin krank, denn die Bastille ist eine Krankheit."

*

Von Talleyrand, auf dessen Lippen der französische Witz die vollständigsten Triumphe des Verstandes über Gefühl und Phantasie feierte, kursieren viele Geschichten. „Die erste Regung ist fast immer gut, man muß sie unterdrücken," — dieses mot kennzeichnet die ganze aufrichtige Herzenskälte des unerbittlichen Skeptikers, der auch einem armen Bürger auf sein: „Man muß doch leben" ruhig antwortete: „Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein."

Als einst Mirabeau, dessen Gesicht bekanntlich durch Pockennarben entstellt war, in der Konstituante einmal so unvorsichtig war, den Wunsch nach dem Präsidentensessel durchblicken zu lassen, antwortete Talleyrand: „Der Graf Mirabeau hat in seiner Rede alles vorgebracht, was uns zu wissen frommt, nur

das eine hat er verschwiegen: daß der neue Präsident Pockennarben haben muß."

*

Da jemand vom Polizeiminister Fouché bemerkte, er sei ein großer Menschenverächter, meinte Talleyrand: „Das muß wahr sein, weil er sich selbst ausgezeichnet beobachtet hat."

*

Erzherzog Karl von Österreich, der Sieger von Aspern, beobachtete einst mit großer Aufmerksamkeit die Stellung des feindlichen Heeres.

Einer seiner Adjutanten, ein lebhafter junger Mann, kam eilig auf ihn zu und unterbrach ihn mit der Frage, ob er ihm keine Order zu erteilen habe.

„Gehen Sie zum Teufel!" sagte der Erzherzog, aufgebracht über diese Störung, aber sogleich setzte er mit freundlichem Tone hinzu: „Halt, bleiben Sie nur! Sie sind so brav, daß Sie imstande wären, zu gehorchen."

*

Napoleon I. veranstaltete vor seiner Kaiserkrönung mit seiner Familie eine regelrechte Generalprobe in höfischer Etikette. Alles ging leidlich, nur Joseph Bonapartes Gattin machte ihre Sache beängstigend schlecht. „Sie werden uns noch alle miteinander lächerlich machen!" schrie Napoleon wütend. „Ist es denn so schwer, sich wie eine Prinzessin zu benehmen?"

„Ach," versetzte die Unglückliche schluchzend, „bedenken Sie, es ist das erstemal, daß ich Komödie spiele!"

*

Napoleon war schon im Anfang seiner Laufbahn selbst Vorgesetzten gegenüber von großer Unerschrockenheit. Zuerst fand er indes häufig seinen Meister, auch bei ihm Untergebenen. Einmal sagte ihm ein Offizier: „Ich kümmere mich den Teufel um Ihre Drohungen. Ich fürchte Sie nicht mehr als eine Kanonenkugel!" Dieser Offizier stieg mit ihm empor.

*

General Moreau, der gute Freund Pichegrus und Gegner Napoleons, war besonders berühmt wegen seiner meister-

haften Rückzüge. Als man in der Umgebung Napoleons auch Moreau erwähnte, sagte der Kaiser ernsthaft: „Gewiß, Moreau ist ein bedeutender General, aber er hat mit einer Trommel Ähnlichkeit.“ Man bat den Kaiser um Aufklärung dieses sonderbaren Vergleiches. Er sagte: „Man hört von der Trommel auch nicht früher, bis sie geschlagen wird.“

*

Napoleon besichtigte in Begleitung Talmas, des berühmten Tragöden, ein neuerbautes Theater und stieg mit ihm tief in den Maschinenraum hinab, der düster und mit seinem Gewirr von Seilen, mit seinen Versenkungsgruben und sonstigen maschinellen Vorrichtungen für Unkundige nicht ungefährlich zu begehen war. Talma äußerte auch seine Besorgnis und bat Napoleon, er möge auf seine Sicherheit bedacht sein und lieber wieder umkehren. Da lächelte der Kaiser stolz und sagte: „Beruhigen Sie sich, Talma! Die Weltgeschichte achtet sich selbst zu sehr, als daß sie mich wie einen Opernhelden in einer Versenkung zugrunde gehen ließe!“

*

Napoleon fragte einen Offizier nach seinem Alter.

„Ich bin 30 Jahre, Sire.“

„Und noch nicht avanciert?“

„Leider, Majestät, bin ich durch widrige Zufälle und mehrfaches fatales Pech zurückgeblieben.“

„Nehmen Sie Ihren Abschied,“ sagte Napoleon, „Offiziere, die Pech haben, kann ich nicht brauchen!“

*

Der Gedanke, im Kriege den Feind durch Naturkräfte zu besiegen, ist nicht neu. Bei Ausbruch der Befreiungskriege erhielt der Freiherr vom Stein von einem Professor der Mathematik ein Paket Schriften und Zeichnungen über den Bau einer ungeheuren magnetischen Batterie. Diese sollte alle feindlichen Kugeln unschädlich machen, sie heranziehen und zersplittern. Als Stein von den Schriftstücken Kenntnis genommen hatte, sagte er zu Arndt: „Schreiben Sie dem Narren, er soll mal herkommen und sich als Kugel in eine Kanone laden und gegen seinen Magnet-

berg schießen lassen, damit wir sehen, ob das Ding die Probe aushält."

*

Bei Rippach bat ein junger Offizier den Marschall Bessières um Urlaub zum Besuch seiner Eltern, die in einer nahen Stadt wohnten, da der Vater schwer erkrankt sei. Der Marschall durchschaute den jungen Mann und sagte: „Gehen Sie! Ich sehe wohl, daß Ihnen das Gebot bekannt ist: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden."

*

Blücher, der volkstümlichste Held der Befreiungskriege, war schon bei Jena der große einfache Mann, im Gegensatz zu dem Egoismus mancher Offiziere. Auf dem Marsche nach Hessen sah er einen mit vier Trainpferden bespannten Küchenwagen eines Stabsoffiziers. Kaum hatte er das lächerliche Gefährt wahrgenommen, so erteilte er den Befehl, es ohne weiteres in den Graben zu werfen und die Pferde vor zwei Munitionswagen zu spannen, die fast im Dreck stecken blieben.

*

Den Behörden gegenüber behauptete Blücher stets sein Selbstgefühl. Als er einmal in einem amtlichen Schreiben mit „p. p. Blücher" tituliert worden war, ließ er dem Minister von Klewitz, der ihm zum Geburtstage gratulieren wollte, derb an: „Ihr seid wohl toll, mich einen ‚p. p.' zu nennen? Da soll doch gleich das Wetter dreinschlagen! Für den Soldaten bin ich der Vater Blücher und will ich auch gar nicht anders heißen, aber für euch Tintenkleckser bin und bleibe ich Feldmarschall und Fürst!"

*

Ein junger Mann, dem Blücher die Erlaubnis gegeben hatte, eine Sammlung von Kriegsliedern drucken zu lassen, fand ihn in Dresden, als er zu ihm kam, beim Frühstück. Als der Zivilist ihm vorgestellt wurde, legte ihm Blücher freundlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Man immer munter druffklos gesungen! Das bringt mal Feuer unter die Leute! Jetzt muß ein jeder singen, wie ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel."

*

Nach der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813 sprach man in Berlin davon, daß es, obgleich Napoleon seine jungen Garden selbst angeführt habe, doch nichts gefruchtet habe.

„Aber warum hat er auch die jungen und nicht die alten Garden angeführt?"

„Warum? Frage! Die alten wollten sich nicht mehr anführen lassen."

*

Im Oktober 1814, ein Jahr nach der Völkerschlacht, als Napoleon in Elba weilte, begann der Wiener Kongreß, auf dem Europa neu verteilt werden sollte. Hier war alles vertreten, was in der Welt Namen hatte: Kaiser, Könige in Großformat und Duodez, mit ihrem reichen Gefolge, Diplomaten usw. Der Politik verband sich eine ununterbrochene Kette geräuschvoller Feste, bis Napoleon die Herrschaften aufs neue bemühte. —

Nach einer großen Fete beim österreichischen Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürsten Clemens Metternich, die bis früh um drei Uhr dauerte, trug sich folgendes zu: Metternich hatte seinem Kammerdiener den Befehl erteilt, ihn nicht im Schlafe zu stören. Trotzdem brachte er dem Staatskanzler gegen sechs Uhr früh eine durch Stafette eingegangene dringende Depesche. Metternich legte die Depesche beiseite und überließ sich wieder der Ruhe. Er konnte aber nicht wieder einschlafen, und als er die Schrift öffnete, las er in sechs Zeilen die Anzeige, daß Napoleon von Elba verschwunden sei.

Die Herren des Kongresses äußerten laut, nun müsse man mit dem wortbrüchigen Despoten ohne Barmherzigkeit verfahren. Wie Markgraf Wilhelm von Baden bezeugt, rief Friedrich Wilhelm III. den Maulhelden entgegen: „Erst müssen wir ihn haben!"

*

Der geistreiche Fürst von Ligne wurde während des Wiener Kongresses von einer Dame befragt, von wem eigentlich der gute Ruf abhinge. Er entgegnete lächelnd: „Fast immer von Leuten, die ihn nicht besitzen."

*

Als bei Ligny ein Landwehrbataillon in Unordnung geraten war, ritt Blücher heran und ward mit Hurra empfangen.

„Ach, leckt mich!" antwortete Blücher. „Schlagt euch lieber!" Da machte das Bataillon kehrt und stürmte.

*

Als Blüchers Schwager, Major von Colomb, nach der Schlacht von Waterloo, den Feldmarschall aufsuchte, fand er ihn im Wagen sitzend, die Trophäen aus der gewaltigen Beute betrachtend. Blücher setzte Napoleons Hut auf, nahm dessen Degen an die Seite und sagte: „Wie gefalle ich Ihm so?" Dann sprach er von Napoleon, vor dem er Achtung hatte:

„Hätten sie mir den Napoleon selbst gebracht, ich könnte ihn nicht anders als mit der größten Hochachtung aufnehmen. Obgleich er mich oft den besoffenen Husaren geheißen, ist er doch ein tüchtiger Mann."

*

Blücher war nicht der Mann, der sich mit den Taten anderer brüstete. Als das Befreiungswerk getan, sprach er darüber im weiteren Kreise seiner Freunde in der Freimaurerloge zu den Drei Weltkugeln in Berlin und wies zunächst auf die Männer hin, die ihm vorgearbeitet und geholfen und deren Verdienst er sich nicht anmaßen dürfe. Darauf feierte er seinen Waffengefährten Gneisenau und endlich seinen treuen Freund Scharnhorst, der dem Vaterland zu früh entrissen worden war. „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes," so schloß er begeistert seine ergreifende Ansprache, „dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben."

*

Friedrich Wilhelm III., der sich bei Gelegenheit der Manöver in der Nähe von Krieblowitz, Blüchers Gut, befand, besuchte den Alten kurz vor seinem Tode. Am 12. September 1819 entschied sich das Manöver in nächster Nähe mit einer starken Kanonade und kleinem Gewehrfeuer im Schloßgarten selbst. Über das leidende Gesicht des Feldmarschalls ging ein Lächeln. Auf die Frage, ob ihm das Schießen nicht unangenehm sei, antwortete er:

„Wie sollte es das, ich habe in meinem Leben die Kanonen so oft gehört, ich werde sie wohl auch jetzt noch ertragen können!“
Bald darauf entschlief er.

*

„Wenn ich tot bin,“ rief der sterbende Napoleon seiner Umgebung zu, „werdet ihr den süßen Trost haben, nach Europa zurückzukehren. Der eine wird seine Verwandten, der andere seine Freunde, und ich werde in den elysischen Gefilden meine tapferen Waffengefährten wiedersehen. Alle: Kléber, Lannes, Desaix, Bessières, Duroc, Ney, Murat, Masséna, Berthier, alle, alle werden kommen, um mich zu begrüßen, werden mit mir von den Taten sprechen, die wir zusammen verbracht haben. Bei meinem Anblick werden sie wieder trunken von Enthusiasmus und Ruhm werden. Wir werden über unsere Kriege mit Scipio, Hannibal, Cäsar, Friedrich sprechen, und das wird eine Wonne sein, außer,“ fügte er lächelnd hinzu, „die da unten fürchteten sich, so viele Helden zusammen zu sehen.“

*

Corbière, Minister des Innern unter Ludwig XVIII., ein schlichter Mann, übrigens früher Advokat, legte in einer Sitzung, in welcher der König den Vorsitz führte, Schnupftabaksdose und Taschentuch neben sich auf den Tisch.

Der König, durch diese Zwanglosigkeit etwas pikiert, rief: „Sie leeren ja förmlich Ihre Taschen!“ — „Immer noch besser, Sire, als wenn ich sie füllte!“ — Ludwig XVIII. überreichte ihm bald darauf eine wertvolle Dose.

*

Herr de la Jobardière beschwerte sich, nach der Wiederkunft der Bourbons bei Ludwig XVIII., über die Pariser Polizei.

„Vor fünfundzwanzig Jahren,“ sagte er, „durften wir einen Perückenmacherburschen umbringen, und zahlten dafür zehn Taler, für die Ermordung eines Spions fünfzig Franken. Neulich hab' ich mit meinem Kabriolett ein altes Weib überfahren, es ist nur etwas beschädigt worden, und es hat mir hundert Taler Entschädigung gekostet. So kann es nicht weitergehen, wir können nicht mehr bestehen.“

*

Graf von Châteaubrun, Unterhofmeister Louis Philipps, hatte zwei Nichten und zwei alte Bediente, die er beide mit ernährte. Um sie nach seinem Tode nicht unversorgt zu lassen, machte er folgendes Testament:

„Ich vermache jeder meiner Nichten 500, jedem meiner Bedienten 300 Livres jährliche Renten." Da er aber selbst nichts hatte, bat er Louis Philipp, die Erfüllung des Testaments zu übernehmen. „Ich lese in seinem Herzen," sagte der Graf, „daß er nach meinem Tode mir diese Gnade gewiß erweisen wird."

Louis Philipp erfüllte den letzten Willen seines Hofmeisters pünktlich, ja, er erhöhte sogar die Pension für die Nichten auf 1200 Livres jährlich.

*

Über Radetzky sagte Friedrich Schwarzenberg: „Ich erkläre mir das Methusalemsalter des Feldmarschalls aus seiner gänzlichen Teilnahmlosigkeit; für ihn gibt es nur einen wichtigen Moment am Tage, nämlich den des Diners, wer aber da um eine Minute zu spät erscheint, den bittet er wohl ironisch um Entschuldigung, ihn trotz seiner vielen Geschäfte eingeladen zu haben, denn er selbst umkreist die Tafel schon eine volle halbe Stunde vor Beginn in voller Uniform und mit allen seinen Orden."

*

General Wrangel hat zu einem ganzen Buche Anekdoten Anlaß gegeben. Die besten sind vielleicht folgende:

Als junger Offizier kam Wrangel eines Tages zu seinem Rittmeister von Below, bei dessen Schwadron er stand, in der Absicht, um die Hand des Fräuleins v. Below, der Tochter seines Schwadronschefs, anzuhalten. „Darf ich Ihnen meinen Schwiegervater nennen, Herr Rittmeister?" fragte ohne weiteres der jugendlich stürmische Wrangel. — „Sie haben sich verlobt, Leutnant, i der Tausend!" rief der Rittmeister. — Wrangel wird verlegen, er merkt, daß er sich falsch ausgedrückt habe und verbessert sich: „Wollen Sie mir Ihren Schwiegersohn nennen?" — „Aber, bester Wrangel, ich habe ja nur eine Tochter und die ist unverheiratet." Wrangel wußte sich nicht mehr zu helfen: „Ja,

die möchte ich gerne heiraten," rief er, und erhielt auch das Jawort.

*

Als Wrangel 1848 bei Ausbruch der Revolution zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt worden war, wurde für ihn das Charlottenburger Schloß als Hauptquartier eingerichtet. Er befahl für den 20. September eine Parade in Berlin, die er trotz aller Vorstellungen des Kriegsministers ungestört abhielt. Er hatte am Tage vorher eine Anzahl Drohbriefe ins Haus bekommen, auch einen aus Stettin, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß seine Frau sofort aufgehangen würde, wenn er es wagen sollte, in Berlin einzuziehen. Als Wrangel am anderen Tage mit dem Militär durchs Brandenburger Tor zog, sagte er: „Nu soll mir bloß wundern, ob sie ihr gehangen haben."

*

Wrangels Bedienter klopfte dessen reiche Uniform auf dem Hausflur aus, da trat ein fremder Mensch zu ihm und übergab ihm ein Kuvert mit den Worten: „Geben Sie diesen Brief sogleich Ihrem Herrn, ich warte auf Antwort." — Der Diener lief zum General und überreichte ihm den Brief. — Wrangel entsiegelte ihn und las laut: „Gerät es, so ist es gut, gerät es nicht, auch gut." „Der Mensch, der den Brief gebracht hat, muß toll sein" — rief er aus — „laß ihn hereinkommen." Der Bediente lief hinaus, kam aber sogleich wieder und schrie: „Ach Gott! es ist schon geraten, der Spitzbube hat Ihre Uniform gestohlen."

*

Der „olle" Wrangel ging häufig zu weit. Einmal, bei einer Hoftafel, bewunderte er die zarten Hände einer neben ihm sitzenden Prinzessin. Diese weihte den alten Haudegen in ihre Toilettengeheimnisse ein und verriet ihm, daß sie die Zartheit ihrer Haut durch wildlederne Handschuhe erziele, die sie fortgesetzt trage. „Nich möglich!" erwiderte Wrangel, „ich trage nun funfzig Jahre wildlederne Hosen und hab'n Hintern wie ne Reibe."

*

„Gnädiges Fräulein," sagte der alte Wrangel in einer Abendgesellschaft zu einer jungen Dame, „Ihr Kleid ist ja sehr schön,

aber — zu kurz!" — „Sehen denn Exzellenz nicht meine lange Schleppe?" staunte das junge Mädchen. „Ich meine ooch nich unten," versetzte der Schwerenöter trocken, „ich meine oben!"

*

Nach 1864 wollte man dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen in der Berliner Hofgesellschaft ein Subskriptionsmahl geben. Die Subskriptionen waren aber so zahlreich, daß man vier Essen veranstalten mußte. Die Teilnehmer wurden gefragt, zu welchem sie kommen wollten, worauf Wrangel antwortete: „Ich komme auf allen vieren!"

*

Der königlich sächsische Gesandte am preußischen Hofe, von Globig, war von Berlin nach Dresden gereist. Bei seiner Rückkehr auf seinen Gesandtschaftsposten traf er des Nachts spät in Berlin ein. Beim Einfahren in das Tor mußte der Wagen halten, und der auf der Wache befindliche Unteroffizier trat an den Wagenschlag, höflich fragend:

„Um Verzeihung, wer sind Sie?"

„Ich bin der königlich sächsische Gesandte am Berliner Hofe, Globig," erhielt er zur Antwort.

„Ja," versetzte der Unteroffizier, „das kann mir nichts helfen, was Sie globen (glauben); ich muß wissen, wer und was Sie wirklich sind."

*

Garibaldi ließ bei Orvieto einen Soldaten, der einer armen Frau ein Huhn gestohlen hatte und auf der Tat ertappt worden war, füsilieren und sprach hierbei zu der erstaunten Truppe: „So bestrafe ich jeden Dieb! Sind wir Freiheitskämpfer oder Räuber? Sind wir ausgezogen, das Volk zu schützen oder zu drücken?" —

Zuweilen, aber selten, bestrafte er auch durch Belehrung und Verachtung. Bei der Besetzung von Castello Fiorentino auf dem Marsche nach San Marino hatte man einen in Zivil gekleideten österreichischen Unteroffizier, der eine Depesche der Österreicher aus Cortona nach Arezzo überbringen sollte, aufgefangen. Dieser war ein Italiener aus Trient. Garibaldi befahl, ihm die Uniform, die man im Posthause aufgefunden, anzuziehen und ihn so der

Kolonne vorzustellen. Hier rief er seinen Leuten zu: „Wie traurig ist es, daß die Unterdrücker zur Bekämpfung unseres Volkes Italiener finden! Seht, wie gut dieser sonderbare Hut und die graue Kleidung einem Italiener stehen! Ich schenke ihm das Leben, weil er keine Kugel wert ist."

*

Der bekannte russische Agitator Alexander Herzen war zum Transport nach Sibirien verurteilt und wurde vor seiner Überführung vor den General Strogonoff gebracht. Die über und über mit Orden bedeckte Exzellenz suchte den Verurteilten über sein herbes Geschick zu trösten und sprach ihn an: „Man muß nur Mut haben, sein Kreuz zu tragen."

„Demgemäß, General," erwiderte Herzen, „müssen Sie sehr viel Mut haben, um alle Ihre Kreuze zu tragen!"

*

Aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 wird erzählt: Graf Bismarck habe vom Kaiser Wilhelm I. den Auftrag gehabt, einem Soldaten, der sich in heldenmütiger Weise vor dem Feinde ausgezeichnet, das Eiserne Kreuz I. Klasse zu überreichen. Hierbei habe er den Soldaten, ihn „aufs Glatteis führen wollend", gefragt, ob er wohl lieber, wenn er sich in schlechten Vermögensverhältnissen befinde, anstatt des Kreuzes ein Geschenk von hundert Talern nehmen würde. Darauf habe der Soldat nach dem Werte des Kreuzes gefragt und die Antwort erhalten, daß dieses, abgesehen von der ehrenvollen Auszeichnung, etwa 3 Taler wert sei. „Dann geben Sie mir 97 Taler und das Kreuz," sagte der Soldat. Bismarck soll nun sofort, überrascht von dem Scharfsinn und der Schlauheit des Mannes, unter Lachen ihm beides gegeben haben.

*

Bismarck, der eine Tasse guten Kaffee ebensosehr liebte wie seine Pfeife, bezog während des Feldzuges von 1870/71 im Gasthof eines kleinen französischen Dörfchens Quartier. Da verlangte er nach einer Tasse unverfälschten Kaffees und ließ den Wirt kommen. „Haben Sie Zichorie?" fragte er. — „Gewiß,

Euer Gnaden!" — „Dann bringen Sie mir mal alles her, was Sie haben!" Der Franzose eilt in die Küche und bringt alles heran, was im Hause ist. „Nun, ist das wirklich alles?" fragte Bismarck. „Alles!" Bismarck legte nun auf das ganze Zeug Beschlag und sagte zu dem verdutzten Wirte: „Jetzt kochen Sie mir eine Tasse Kaffee!"

*

Pauline Lucca erzählte bei einem festlichen Diner in Wien unter anderem: Fürst Bismarck hat, solange ich in Berlin war, nicht nur viel auf mich gehalten, er hat sich auch bei jeder Gelegenheit — meiner Eltern erinnert und bei meiner Hochzeit, welcher der große Kanzler beiwohnte, brachte er auf meinen Vater und meine Mutter folgenden Trinkspruch aus: „Ich trinke dieses Glas auf den Verfasser und auf die Herausgeberin unserer Lucca."

*

Schweninger soll Bismarcks Gunst durch besondere Derbheit errungen haben. Bismarck liebte es nicht, von seinen Ärzten mit Fragen belästigt zu werden. Er gab auch Schweninger, als dieser ihn zuerst besuchte, auf die Frage nach seinem Befinden kaum eine Antwort. Schweninger war ebenso kurz angebunden: „Ich stehe zu Diensten, Durchlaucht, wünschen Sie jedoch behandelt zu werden, ohne daß man an Sie Fragen stellt, so täten Sie besser, den Tierarzt holen zu lassen, der sich ohne Fragen behilft." So wurden Arzt und Kanzler Freunde.

*

Als Bismarck, bevor er in die Behandlung Schweningers kam, wieder einmal kränkelte, entstand das Gerücht, er werde sich für einige Zeit nach Ägypten begeben. Ein Mitglied des Herrenhauses erkundigte sich bei dem Kanzler selbst, ob er tatsächlich diese Absicht habe. „Gar nicht unmöglich," lautete die Antwort, „das Kamel, das dieses Gerücht verbreitet hat, nehme ich natürlich auch mit."

*

Julius Langbehn besaß die nicht leicht zu gewinnende Hochachtung Bismarcks. Von den verschiedenen Besuchen des „Rem-

brandtdeutschen“ bei dem Fürsten datiert eine hübsche Anekdote. Als von Langbehns Ausspruch „jeder Baum wächst senkrecht zum Erdzentrum, niemals aber zum Abhang, auf den er gründet“ die Rede war, meinte Bismarck: „Ja, das ist richtig. Nur die Fraktionspolitiker stehen immer senkrecht zu ihrem Parteiboden.“

*

Ein Großindustrieller, der ganz entfernt mit Bismarck verwandt war, tat sich gerade auf diese Verwandtschaft mit dem Kanzler viel zugute. Da er außerdem überzeugt war, gleichfalls ein staatsmännisches Genie zu sein, liebte er es, sich mit Bismarck über politische Fragen zu unterhalten. So leitete er auch, als er eines Morgens ziemlich früh bei Bismarck vorsprach, sein Gespräch mit der Frage ein, was die Regierung in dem ägyptischen Streitfalle zu tun gedenke.

Bismarck wollte sich den unangenehmen Besucher vom Halse schaffen und sagte deshalb: „Ich weiß nicht, Herr Kommerzienrat, ich habe heute die Zeitungen noch nicht gelesen!“

*

Bismarck traf einmal auf einem jener Bälle, bei denen gegen hohes Eintrittsgeld jedermann Zutritt hatte, seinen Schneider Kohlmeier. Bismarck sprach ihn an und fragte ihn, wie es ihm gefalle. „Es ist ganz hübsch, Exzellenz, aber — etwas gemischt.“ Bismarck klopfte dem Biederen lächelnd auf die Schulter und sagte im heitersten Tone: „Aber, mein lieber Herr Kohlmeier, es können doch nicht lauter Schneider da sein!“

*

In Varzin wurde das übliche Erntefest gefeiert, und die Großmagd forderte, wie es Sitte war, den Gutsherrn zum Tanze auf. Bismarck kam der Aufforderung gern nach. Die Magd, eine robuste Schönheit, wirbelte Bismarck kräftig im Tanze herum. Nachdem dieser zu Ende war, meinte der Fürst lachend und pustend zu seiner Umgebung: „Bis jetzt hat mich noch keine Großmacht so zu schwenken vermocht wie meine — Großmagd.“

*

Als die dem Bismarckschen Hause befreundete Baronin Spitzemberg den Kanzler nach dem Grunde der plötzlichen

Wandlung des Kaisers Wilhelm II. gegen ihn fragte, antwortete Bismarck:

„Ein Wort Versens, seines Hauptschmeichlers, drückt es aus; dieser sagte ihm, wenn Friedrich der Große einen solchen Kanzler gehabt oder vorgefunden hätte, wäre er nie der Große geworden. Und er will der Große werden — möge ihm Gott die Gaben dazu verleihen! Ich bin der dicke Schatten, der zwischen ihm und der Ruhmessonne steht, er kann nicht wie sein Großvater zugeben, daß von dem Glanze der Regierung etwas auf seine Minister falle."

*

Bismarck gab einige Zeit nach dem Kriege von 1866 ein Diner, bei dem Moltke, Roon und mehrere hervorragende Generäle und Parlamentarier zugegen waren. Nach der Tafel reichte der besonders heiter gestimmte Wirt selbst seinen Gästen die Zigarren. Seinem Gegenüber, dem Grafen Moltke, die offene Kiste anbietend, fragte er lächelnd: „Wissen Sie auch noch, lieber Graf, wo Sie das letztemal eine Zigarre von mir angenommen haben?"

„Ich erinnere mich nicht," antwortete der Feldherr.

„Nun, ich werde diesen Augenblick nie vergessen," erwiderte Bismarck. „Es war am Tage von Königgrätz, in jenen Stunden, in welchen die Schlacht stillstand, wir nicht vor- noch rückwärts konnten und keine Nachricht vom Kronprinzen eintreffen wollte. Meine Augen suchten Sie, lieber Graf. Da gewahrte ich Sie nicht ferne von mir. Sie blickten in die Schlacht hinaus, mit dem gleichmütigsten Gesicht einen Zigarrenstummel rauchend. Nun sagte ich mir zum Trost: wenn Moltke noch mit solcher Seelenruhe raucht, kann es doch nicht so schlimm stehen! Ich ritt auf Sie zu und präsentierte Ihnen meine Zigarrentasche. Es waren noch zwei Zigarren drin, eine gute und eine schlechte. Sie hatten noch die Gemütsruhe, die gute zu wählen. Meine Herren, ich habe am Abend die schlechte geraucht, aber ich kann Ihnen versichern, daß mir noch nie eine so gut geschmeckt hat!"

*

Moltke, als er der ersten Aufführung von Wagners „Meistersingern" in Berlin beiwohnte, sagte nach dem zweiten Akt: „Im Reichstage haben wir es doch besser; dort kann man wenigstens auf Schluß antragen."

*

Die schöne Marquise von Salisbury war eine geborene Irländerin, mit aller frischen Auffassung und Lebendigkeit ihrer Nation begabt. Die Politik ihres Gatten verstand sie fast so gut wie er selbst und war besonders stolz auf ihre „Wahl-Arithmetik". Im Jahr 1866 war Salisbury (bis zum Tod seines Vaters 1868 hieß er Lord Cranborne) endlich Minister geworden, unter Derby. Doch als dieses Kabinett 1867 eine sehr weitgehende Parlamentsreformbill einbrachte, traten drei von den elf Mitgliedern, unter ihnen auch Salisbury, aus.

Am selben Abend wurde seine Gemahlin auf einer Gesellschaft von einem der im Kabinett Zurückgebliebenen etwas spöttisch gefragt:

„Nun, meine Gnädigste, wie steht es heut mit Ihrer Arithmetik?"

„Oh, schlecht, Mylord, ganz schlecht," antwortete mit gespielter Trauer die Schlagfertige. „Denken Sie nur: ich zog drei von elf ab und übrig blieb — nichts."

*

Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, war einmal, lange bevor er zu seiner hohen Würde gelangte, von einem Nachbar inständig gebeten worden, einen Wechsel für ihn zu unterschreiben; aber Lincoln, schon immer ein sehr kluger, vorsichtiger Mann, weigerte sich, obschon auf die höflichste Weise, seinem Nachbar die verlangte Gefälligkeit zu erweisen. Der Nachbar drang nochmals in ihn, indem er sagte, es sei ja doch nur eine Kleinigkeit, während ihm selbst großer Nutzen gewährt würde, aber Lincoln blieb unerschütterlich bei seiner Weigerung. Als nun der Nachbar immer ungestümer in seinen Bitten ward, sagte Lincoln:

„Schaut einmal her, John, und laßt Euch die Sache begreiflich machen. Wenn ich meinen Namen unter dieses Papier setze, so

7*

werdet nicht Ihr es bezahlen, sondern ich werde es tun müssen; und dann werden wir uns veruneinigen. Wenn es Euch daher recht ist, tun wir dies lieber gleich, während ich das Geld in der Tasche behalte."

*

Gambetta, der französische Ministerpräsident, nach dem Kriege von 1870 die Seele der Revanchepolitik, war durch sein Vorleben gezwungen, oft eine recht gemischte Gesellschaft zu empfangen, die nicht immer nach dem Geschmack der neuen Freunde war, die Gambetta zu gewinnen suchte. Eines Tages nahm an dem Dejeuner bei ihm ein hochgestellter Ingenieur teil, der es sich nicht versagen konnte, beim Abschied zu bemerken: „Ich glaubte einen Augenblick, ich befände mich in der Höhle des Ali Baba mit seinen 40 Räubern." — Gambetta erwiderte bedauernd: „Ach, wenn es nur vierzig wären!"

*

Staatssekretär von Stephan, der Gründer des Weltpostvereins, war ein eifriger Jäger, aber etwas leichtsinniger Schütze, der es auf der Jagd oftmals an der nötigen Vorsicht für seine Umgebung fehlen ließ. Bei den großen Hasenjagden in Schlesien und Sachsen hat mancher Treiber seine Erfahrungen mit ihm gemacht. Anläßlich einer Hofjagd in Bornstedt bei Potsdam begrüßte er einmal einen Treiber, den er zu kennen glaubte, mit den Worten: „Alter Freund, Sie kommen mir so bekannt vor, wo habe ich Sie zuletzt getroffen?" Doch der erwiderte mit einer zarten Handbewegung nach rückwärts: „Hier, Exzellenz, hier!"

*

Jaurès, der berühmte französische Sozialist, sprach vor einer Volksversammlung. „Warum," rief er mit Emphase, „regen sich die großen Männer Frankreichs nicht? Warum bleiben sie kalt und unbeweglich bei der Not des Vaterlandes?" — „Weil sie in Bronze gegossen sind," rief eine Stimme im Hintergrunde.

*

Reichskanzler Michaelis, in kritischen Tagen von Wilhelm II. in Pension geschickt, antwortete einem Freunde auf die Frage, wie ihm die Tatenlosigkeit bekomme und was er nun den ganzen Tag

anfange, mit gutem Humor in Anspielung auf das Modebuch jener Tage: „Ich warte auf den Untergang des Abendlandes."

*

Hindenburg wurde über die Fähigkeiten der russischen Feldherren befragt und erwiderte: „Ich kenne sie alle nur — flüchtig!"

*

Kuropatkin, der russische Oberbefehlshaber, soll 1914 eine Viertelmillion Rubel auf den Kopf Hindenburgs gesetzt haben. Als das Hindenburg erfuhr, hat er geantwortet: „Und ich geb' für seinen nicht fünfundzwanzig Pfennige."

*

Hindenburg konnte sich, als er berühmt wurde, vor Zuschriften aller Art kaum retten. Zur Sichtung seiner Post und Entlastung der geplagten Adjutanten hatten ungezählte Zivilpersonen dem Generalfeldmarschall ihre Sekretärdienste angetragen. Ein Bewerber begründete sein Gesuch nachdrücklich damit, daß er früher „Generalsekretär" gewesen sei.

*

Hindenburg wurde von einem Besucher gefragt, wer seine Vorbilder in der Kriegskunst gewesen seien. „Hannibal, Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon, Moltke und Eduard VII.," erwiderte der Generalfeldmarschall. „Exzellenz belieben zu scherzen," gab der Besucher überrascht zurück. „Worin kann Ihnen Eduard VII. ein Vorbild gewesen sein?" „Im Einkreisen," schmunzelte Hindenburg.

*

Ein „nahrhaftes" Ministerium besaß Württemberg im mageren Weltkrieg. Es gab neben dem Ministerpräsidenten v. Weizsäcker einen Minister des Innern v. Fleischhauer, einen Kultusminister v. Habermaas und einen Handelsminister v. Mosthaf. Diesem „nahrhaften" Ministerium glaubten die Württemberger es verdanken zu sollen, daß es mit der Kriegsernährung in ihrem Lande etwas besser als z. B. in Mitteldeutschland bestellt war.

*

Der Chef der Britischen Militärmission in Paris, Brigadegeneral Spears, erzählte von den Göttern des Versailler Friedens eine prächtige Anekdote. Der „Rat der Fünf" hatte seine Morgensitzung abgehalten, und Punkt 12 Uhr betrat Clémenceau die Sitzung, mit der Anfrage, wann man nachmittags zusammenkommen wollte. „Nicht zu früh nach dem Lunch," meinte der Italiener Orlando, „ich möchte mich gern danach etwas ausruhen." „Bitte nicht zu spät," sagte Lansing, der amerikanische Vertreter, „ich muß vor dem Abendbrot noch etwas ruhen." „Nun, meine Herren," meinte Clémenceau, indem er sich in seinem Sessel bequem zurücklegte, „dann wollen wir die Sitzung um 3 Uhr ansetzen. Dann kann Signor Orlando vor der Konferenz, Mr. Lansing nach der Konferenz und Mr. Balfour und ich, wir können während der Konferenz schlafen."

*

Clémenceau wurde 1906 französischer Ministerpräsident. Er hatte bekanntlich eine sehr radikale Vergangenheit und wurde deshalb von einem alten Bekannten neckisch gefragt, wie er nun als Ministerpräsident über Barrikaden dächte.

„Noch immer so wie früher," sagte Clémenceau, „nur würd' ich jetzt auf der andern Seite stehn."

*

Es ist bekannt, daß die persönlichen Beziehungen zwischen dem früheren britischen Premierminister Lloyd George und Briand nicht gerade die besten gewesen sind. Lloyd George war eines Tages darauf aus, Briand ein wenig den Eigensinn entgelten zu lassen, den er kurz zuvor in einer diplomatischen Verhandlung bewiesen hatte. Er erinnerte ihn an seine Herkunft aus der hartköpfigen Bretagne, indem er mit starkem ironischen Unterton die soldatischen Eigenschaften der Bretonen lobte. — „Ich habe sie während des Krieges bei einer Attacke gesehen," sagte Lloyd George, „sie sind von einem unvergleichlichen Fanatismus." — „Ach," erwiderte Briand gereizt, „das sind eben dumme Bauern, die nicht wissen, was in der Welt vorgeht und denen man alles aufbinden kann. Wir haben sie im Glauben gelassen, daß sie gegen England Krieg führ-

ten, und deshalb gingen sie so unvergleichlich vor." — Lloyd George soll daraufhin das Thema gewechselt haben.

*

Eines Tages machte der Marschall Pilsudski, Oberkommandeur der polnischen Armee, einen offiziellen Besuch in Paris. Er wurde am Bahnhof von Briand selbst empfangen, der damals zum siebenten Male Ministerpräsident war. Briand begleitete den distinguierten Gast zu einem Diner beim Präsidenten der Republik, Alexander Millerand. Das Diner trug einen höchst offiziellen Charakter und verlief infolgedessen äußerst steif. Als man beim Kaffee angelangt war, versuchte Briand die Unterhaltung etwas aufzulockern, indem er Herrn Millerand, der bekanntlich dem konservativen Bloc national seine Wahl zum Präsidenten verdankte, daran erinnerte, daß sie alle drei schon früher einmal einander begegnet seien. Herr Millerand, der sich dieser Begegnung nicht erinnern konnte, fragte, wann und wo das denn gewesen sei, worauf Briand so ganz obenhin antwortete: „Ach, das war damals in Amsterdam, als wir alle drei Delegierte beim zweiten Kongreß der Internationale waren." Und dann fügte er in seiner lässigen Art hinzu: „Unser Genosse Pilsudski ist Marschall geworden, Sie sind Präsident einer Bourgeois-Republik, deren Premierminister ich selbst bin. Da sehen Sie, was wir drei dem Sozialismus zu verdanken haben!"

*

Uljanow-Lenin hatte, wie Napoleon, den Begriff „Unmöglich" aus seinem Wörterbuch gestrichen. Utopistisch und fanatisch, wie er war, verfolgte er kalten Willens mit spiegelklarer Logik seine messianischen Hypothesen. Er predigte, daß das Proletariat kein Vaterland habe, und wenn jemand seinen Wahngebilden einen Einwand aus der Welt der Tatsachen entgegenstellte, antwortete er kühn: „Um so schlimmer für die Wirklichkeit!"

*

Der Held des Faschismus ist neben Mussolini der Nationalprahlheld Italiens Gabriele d'Annunzio. Mussolini mag ihn nicht leiden, immerhin, er muß ihn dulden. Der Vertreter einer fremden Macht fragte ihn gelegentlich, wie es denn komme, daß

er trotz seiner Abneigung gegen d'Annunzio ihn mit Ehren und Gold überschütte. Der Duce erwiderte: „D'Annunzio ist ein hohler Zahn, man muß ihn ausreißen oder mit Gold füllen."

*

Der englische Diplomat Sir Henry Lunn erzählt von einer Begegnung zwischen dem verstorbenen Lord Curzon, der auf seinen Adel sehr stolz war, und dem Bolschewisten Tschitscherin, der einem russischen Adelsgeschlecht entstammt.

Curzon lud Tschitscherin nicht zum Sitzen ein, sondern fragte nur höflich: „Sie wünschen mich zu sprechen?" „Nein," sagte Tschitscherin kurz. „Sie haben mir doch aber etwas zu sagen," fuhr Curzon fort. „Nein, das habe ich nicht," entgegnete Tschitscherin. „Aber da ich nun einmal da bin, so will ich Ihnen, Lord Curzon, sagen, daß, als Ihre Vorfahren noch Schafsfelle trugen und sich mit Ocker färbten, meine Vorfahren schon Häuptlinge mächtiger Stämme waren. Leben Sie wohl!"

Renaissance

Der moderne Mensch ist der freigewordene Mensch. Er ist noch gar nicht so alt. In der italienischen Renaissance schlägt er zum ersten Mal die Augen auf.
Karl Quenzel, Aphorismen

Dante, Petrarca und Boccaccio sind die drei großen geistigen Wegbereiter der Renaissance. Dantes Gedichte wurden auf Lehrstühlen erklärt; an Petrarca bildete sich eine Hofdichterschule; Boccaccios Novellen schufen, trotzdem sie Savonarola verdammte, die Form des Lebens. Die Fürsten, die Beschützer der Musen, hatten den Ehrgeiz, ihre Residenzen zu einem neuen Athen zu machen, „die Früchte des goldenen Friedens" — trotzdem sie ständig um sich schlugen — auch ins Volk zu streuen...

Von allen Dichtern war Dante der volkstümlichste, weniger durch sein Werk, das mehr genannt als gelesen wurde, als durch seine Persönlichkeit, die lange im Volke lebendig geblieben ist. Boccaccio erzählt das Gespräch zweier Frauen, von denen die erste sagte: „Sieh, da kommt der, der in der Hölle war; so oft er will, kehrt er dahin zurück und erzählt dann hier oben seine Erlebnisse."

„Ich glaub's wohl," entgegnete die andere, „denn man sieht es schon an seiner braunen Farbe und den krausen Haaren, daß er durch Glut und Rauch gekommen ist."

*

Der große Herzog und Eroberer der Lombardei, Francesco Attendolo Sforza, bei dem die Kraft des Löwen und die Schlauheit des Fuchses zum Ausdruck kamen, war der Sohn eines einfachen Soldaten und entlief schon im zwölften Jahre seinen Eltern, um

sich einer Waffengesellschaft anzuschließen. Dann schloß er sich den Fahnen Barbianos an und diente später unter Broglia.

Eines Tages, in seiner Jugend, stritt er mit anderen Soldaten um ein Beutestück mit solchem Lärm, daß der große Feldherr Barbiano erschien. Der Großkronfeldherr Neapels war gefürchtet, und wo er sich zeigte, mußte alles verstummen. Bei dieser Rauferei war er machtlos. Attendolo behauptete auch jetzt noch sein Recht. Barbiano war ganz erstaunt. „Wie," rief er aus, „auch mir willst du trotzen? So sollst du den Namen Trotz (sforza) führen." Von nun an hieß er nicht mehr Attendolo, sondern Sforza.

*

Dem Feldhauptmann Colleoni begegneten zwei Bettelmönche mit dem gebräuchlichen Gruß: „Friede sei mit Euch!"

Colleoni erwiderte wütend: „Und euch möge Gott euer Almosen nehmen." Als nun die guten Mönche staunend fragten: „Gnädiger Herr, was sprecht Ihr so?" entgegnete er: „Und ihr, was habt ihr zu mir gesagt?" Da erwiderten die Mönche: „Wir meinten Euch Gutes zu wünschen." Aber Colleoni antwortete: „Wie meint ihr Gutes zu reden, wenn ihr kommt und mir den Wunsch gebt, daß ich Hungers sterben möge? Wißt ihr denn nicht, daß ich vom Krieg lebe und der Friede mich verhungern lassen würde? Wie ich aber vom Kriege lebe, so lebt ihr von Almosen."

*

Ein reicher Patrizier Genuas hatte bei Donatello durch Vermittlung Cosimo de Medicis einen lebensgroßen Bronzekopf bestellt, kam aber mit dem Künstler später wegen des Preises in Streit, und Cosimo ward zum Vermittler ausersehen. Cosimo fand, daß die Forderung des Donatello gerecht sei, doch der Kaufmann blieb bei seiner Meinung und sagte, daß die Arbeit an dem Werke höchstens einen Monat gewährt habe, so daß auf den Tag mehr als ein halber Gulden komme.

Diese Worte versetzten Donatello so in Wut, daß er dem Kopf einen Stoß gab mit solcher Gewalt, daß er in tausend Stücke zerbrach.

Der Kaufmann hatte nur handeln wollen und war entsetzt über den Ausgang der Sache. Er bot Donatello das Doppelte, wenn er den Kopf noch einmal schaffe. Der Künstler aber drehte dem elenden Krämer verächtlich den Rücken.

*

Innozenz VIII. wollte von Mantegna, der in den Diensten Francesco Gonzagas stand, seine Kapelle im Vatikan mit Bildern ausschmücken lassen. Mantegna begab sich nach Rom und begann seine Arbeit. Nun wird erzählt, daß der Papst dem Künstler zuweilen seinen Lohn, länger als nötig war, vorenthielt. Als der Papst das Werk besichtigte, hatte Mantegna auf einem großen Gemälde auch einige Tugenden figürlich dargestellt, besonders sinnfällig die Bescheidenheit. Der Papst fragte nach dieser Gestalt, und der Künstler erklärte sie ihm, vielleicht mit einigen persönlichen Andeutungen. „Wenn du ihr eine gute Begleiterin geben willst," entgegnete der Papst, „so stelle die Geduld daneben."

Mantegna verstand den Papst und erhielt nach Vollendung des Werkes reichen Lohn und kehrte mit großen Ehren heim.

*

Ludovico il Moro, Herzog von Mailand, der Beschützer Leonardo da Vincis, war ein großzügiger Herr. Um die Freigebigkeit des Herzogs zu preisen, erdachte Leonardo eine eigenartige, kunstvolle Allegorie: Moro in Gestalt einer Fortuna nimmt einen Jüngling in Schutz, der vor der furchtbaren Schicksalsgöttin der Armut, die er mit dem Gesicht der „Spinne" bedacht hat, zu entfliehen sucht. Der Herzog wirft seinen Mantel um des Jünglings Schultern und droht dem Ungeheuer mit seinem goldenen Zepter.

Solche Allegorien wurden am Hofe Moros Mode. Damen, Ritter und hohe Würdenträger baten Leonardo um ein solches sinnreiches allegorisches Bildchen. Für die eine der beiden Hauptmätressen des Herzogs, für die Gräfin Cecilia Bergamini, hatte er eine Allegorie des Neides entworfen: Eine gebrechliche Alte mit hängenden Brüsten, mit einem Leopardenfell bekleidet, trägt über der Achsel einen Köcher mit giftigen Zungen und reitet

auf einem Menschengerippe, in der Hand einen mit Nattern gefüllten Becher. — Damit sich nun die andere Mätresse, Lukrezia Crivelli, nicht zurückgesetzt fühle, mußte er noch eine zweite Allegorie entwerfen: Der Zweig eines Nußbaumes wird mit Stöcken geschlagen und geschüttelt, gerade dann, wenn er seine Früchte bis zur vollkommenen Reife gebracht hat. Daneben steht die Inschrift: „Für Wohltaten."

Endlich mußte Leonardo sich noch für die Gattin des Herzogs, für die erlauchte Madonna Beatrice, eine Allegorie des Undanks ausdenken: Ein Mensch bläst bei Sonnenaufgang die Kerze aus, die ihm die Nacht über geleuchtet hat ...

Diese Allegorien ergötzten Leonardo ebenso wie seine Rätselspiele und seine mathematischen Arbeiten.

*

In den letzten Karnevalstagen des Jahres 1496 saß Girolamo Savonarola eines Tages in seiner Zelle und schrieb das Gesicht nieder, das er kürzlich gehabt hatte: Über der Stadt Rom waren ihm zwei Kreuze erschienen, ein schwarzes, von Tod und Sturm umbraust, mit der Inschrift: Kreuz göttlichen Zornes, und ein hellstrahlendes im tiefen Blau, mit der Inschrift: Kreuz göttlicher Barmherzigkeit.

Er fühlte sich müde und dachte an das, was er über das Leben Alexanders VI. erfahren hatte. Girolamo erschauerte. Er warf sich vor dem Kruzifix auf die Knie. Da, nach leisem Klopfen, öffnete sich die Zellentür und herein schaute der treue Bruder Domenico Buonvicini und meldete: „Der Bevollmächtigte des Papstes wünscht Euch zu sprechen."

„Er mag warten. Schickt mir den Bruder Silvester."

Silvestro Maruffi war jener geistesschwache Mönch, der an Krampfanfällen litt. Girolamo hielt ihn für ein erwähltes Gefäß göttlicher Gnade, liebte und fürchtete ihn. Hatte Savonarola das Volk von Florenz ganz in seiner Macht, so war er seinerseits wieder ganz in den Händen des schwachsinnigen Maruffi.

Bruder Silvester trat in die Zelle ein, schnitt eine scherzhafte Grimasse und begann auf Savonarola zu schimpfen. Dann wurde sein Gesicht starr wie das eines Toten. Savonarola glaubte, daß

er jetzt gerade ein Gesicht habe, und verhielt sich in andächtiger Erwartung. Doch Maruffi schlug die Augen auf, drehte langsam den Kopf, als lausche er auf etwas, sah zum Fenster hinaus, dann drehte er sich plötzlich um, schüttelte Savonarola und flüsterte:

„Ich habe ein Gesicht gehabt! Du Sohn des Teufels! Lodernde Flammen eines Scheiterhaufens, und in ihnen ein Mensch ..."

„Wer?"

Maruffi starrte Savonarola mit seinen grünlichen Augen durchdringend an, lachte wie ein Wahnsinniger leise vor sich hin, beugte sich dann zu ihm hin und flüsterte ihm ins Ohr:

„Du!"

Girolamo trat schaudernd zurück. Dann ließ er den Gesandten Alexanders VI. rufen, empfing die Bannbulle und ging den Weg des Märtyrers ...

*

Der alte Borgia, Papst Alexander VI., war dem Goldschmiede Salomone da Sesso, der den Triumph Julius Cäsars auf dem Schwerte des Herzogs von Valentino dargestellt hatte, sehr gewogen. Der Goldschmied hatte sich die Gnade Seiner Heiligkeit dadurch erworben, daß er auf einem großen, flachen Smaragd, in Nachahmung antiker Edelsteine, eine Venus Kallipygos eingeschnitten hatte, die dem Papste so gefiel, daß er diesen Edelstein in das Kreuz einlegen ließ, mit dem er bei feierlichen Gottesdiensten das Volk im Dome von Sankt Peter zu segnen pflegte, so daß er jedesmal die schöne Göttin küßte, wenn er das Kreuz an seine Lippen führte.

*

Die Teilung des Erdballs und die Einsetzung der geistlichen Zensur waren zwei große Ereignisse, die gehörig gefeiert wurden. Alexander VI. zog in feierlicher Zeremonie auf einem Globus einen roten Strich durch den Atlantischen Ozean. Alle bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Inseln, die sich östlich von dieser Grenze befanden, sollten Spanien gehören, was westlich lag, fiel den Portugiesen zu.

Abends veranstaltete Cesare Borgia ein Fest im Vatikan, an dem fünfzig der schönsten Buhlerinnen teilnahmen. Cesare, der

Papst und die Gäste warfen den Buhlerinnen geröstete Kastanien zu, die diese beim Scheine zahlloser Wachskerzen, vollkommen nackt auf allen vieren kriechend, vom Boden auflasen.

Der siebzigjährige Papst ergötzte sich wie ein Kind, warf mit vollen Händen Kastanien aus, wie er im Jahre 1501 in der Nacht vor Allerheiligen sich mit Lukrezia, seiner geliebten Tochter, an demselben Spiel mit den Kastanien ergötzt hatte.

*

Spottverse gegen Päpste wurden in Rom am Pasquinobild aufgehängt, daher der Name Pasquille. Gegen Alexander VI. war eines Tages zu lesen: „Alexander verkauft Petri Schlüssel und die Altäre Christi. Er kann es, denn er hat sie gekauft."

Als sein ermordeter Sohn aus dem Tiber gezogen worden war, hieß es: „Auch du, man kann es nicht leugnen, bist ein trefflicher Fischer wie Petrus, denn du hast deinen Sohn wiedergefischt."

*

Nach dem Tode Alexanders VI. verbreiteten sich in Rom dunkle Geschichten. Der Gesandte von Venedig, Marino Sanuto, schrieb an seine Republik, der Papst habe kurz vor seinem Tode einen Affen gesehen, der im Zimmer herumgesprungen sei und ihn geneckt habe; als ihn einer der Kardinäle hätte fangen wollen, habe er entsetzt ausgerufen: „Laß ihn! Laß ihn! Es ist der Teufel!"

Andere erzählten, er habe gesagt: „Ich komme, ich komme, warte nur noch ein Weilchen!" und erklärten diese Worte damit, daß Rodrigo Borgia nach dem Tode Innocenz' VIII. im Konklave einen geheimen Vertrag mit dem Teufel geschlossen und ihm seine Seele versprochen habe, wenn er ihn auf zwölf Jahre zum Papste mache.

*

Cesare Borgia überwand seine Feinde oft durch Verrat. Er hatte mit den vornehmsten Condottieri verhandelt, täuschte ihnen Freundschaft vor und lud die einzelnen zu sich ein, denn sie hatten gelobt, daß immer nur einer sich in Cesars Hände geben wolle.

Die drei vornehmsten Condottieri, die beiden Orsini und Vitelli kamen aber zugleich an. Borgia lud auch noch den letzten, Oliverotto, ein und sah die Zahl seiner Schlachtopfer voll. Die Betrogenen ahnten nicht, daß er ein großes Heer mit sich führte und vier „Ehrenwachen" gebildet hatte, für jeden Anführer eine. Er ließ alle verhaften, Vitelli und Oliverotto erdrosseln; die beiden Orsini sparte er auf, bis von Rom die Nachricht eintraf, daß sein Vater, Alexander VI., die Familie Orsini niedergedrückt habe.

Der Bote, der dies meldete, brachte auch ein Witzwort des Papstes über die unglücklichen Condottieri mit. „Mit ihnen ist nach Recht verfahren," hatte er gesagt. „Sie hatten gelobt, daß sich immer nur einer auf einmal in Cesares Hände geben wolle, nun sind sie alle vier miteinander gekommen. Darum mußten sie als Wortbrüchige bestraft werden."

*

Eines Tages traf Leonardo da Vinci im Papstsaale des Klosters Santa Maria Novella, wo er seinen Karton zur „Schlacht bei Anghiari" ausgestellt hatte, einen Jüngling, der das Bild studierte. Leonardo unterhielt sich mit ihm und erstaunte darüber, wie dieser Knabe bereits in alle Geheimnisse der Kunst eingedrungen war.

Einmal entschlüpfte dem Knaben ein Wort, das den Meister fast erschreckte:

„Ich habe gefunden, daß man nicht denken darf, wenn man malt, dann geht es besser."

Dieser sanften, sorglosen und gedankenleeren Klarheit gegenüber empfand Leonardo größere Bedenken und eine größere Furcht vor dem künftigen Schicksal der Kunst und dem Werke seines ganzen Lebens als vor der Kampflust und dem Hasse Buonarrotis.

„Wo stammst du her, mein Sohn?" fragte ihn Leonardo bei einer ihrer ersten Begegnungen. „Wer ist dein Vater, und wie heißt du?"

„Ich stamme aus Urbino," erwiderte ihm der Jüngling mit

seinem freundlichen, etwas gezierten Lächeln. „Mein Vater ist der Maler Giovanni Santi, und ich heiße Raffael."

*

Julius II., Kardinal Giuliano della Rovere, bestieg 1503 den päpstlichen Stuhl. Er war ein großer Kriegsmann und Politiker und gleichzeitig ein bedeutender Förderer der Künste und Wissenschaften. Seine Ziele waren: Befestigung des Kirchenstaates und Befreiung Italiens von der Herrschaft der Fremden. Er bereitete Cesare Borgia das Ende. Im Greisenalter noch zog er selbst zu Felde und starb (1513) inmitten großer Pläne, die unvollendet blieben. Er pflegte zu sagen:

„Wissenschaftliche Kenntnisse sind für den Bürgerstand Silber, für den Adel Gold und für Fürsten Edelsteine."

Wenn man mit ihm über seine Kriegsleidenschaft sprach, sagte er: „Wisset ihr nicht, daß der Schlüsselträger Petrus und der Schwertträger Paulus Gesellen waren und zugleich Beschützer unserer Kirche sind? Unsere Vorfahren haben Petri Trägheit oft mit traurigen Erfahrungen bestätigt gefunden. Ich will nun versuchen, was Pauli Schwert vermag."

„Aber," erwiderte einer der Frommen, „sagte nicht Christus zu dem heiligen Petrus: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide'?"

„Das sagte er wohl," antwortete der Papst, „aber erst, als jener dem Malchus das Ohr abgehauen hatte. So wollen auch wir erst zuschlagen und dann einstecken."

*

Michelangelo betrachtete eines Tages die Bronzetür Lorenzo Ghibertis am Baptisterium in Florenz, auf der die Erschaffung von Adam und Eva und ihre Vertreibung aus dem Paradiese dargestellt sind. Er war ganz in den Anblick der herrlichen Schöpfung versunken, und als man ihn fragte, was er davon halte, erwiderte er: „Sie ist so schön, daß sie wohl die Pforte des Paradieses sein könnte."

*

Leo X., der Sohn Lorenzos des Prächtigen, war ein echter Medici, ein Beschützer der Wissenschaften und Künste. Als er

erfuhr, daß man ihn zum Papste erwählt hatte, sagte er zu seinem Bruder Giuliano:

„Laß uns die päpstliche Macht genießen, da Gott sie uns nun einmal geschenkt hat!" Und sein Lieblingsnarr, der Mönch Fra Mariano, fügte mit der Wichtigkeit eines Philosophen hinzu:

„Wir wollen zu unserem Vergnügen leben, Heiliger Vater, denn alles übrige ist Unsinn!"

*

Leo X. umgab sich mit Dichtern, Musikern, Künstlern und Gelehrten. Für die nachahmenden Schriftsteller, die nur den einen unerschütterlichen Glauben hatten: daß die Prosa Ciceros und die Verse Vergils die höchste Vollkommenheit seien, brach ein goldenes Zeitalter an. „Der Gedanke," so sprachen sie, „daß ein neuer Schriftsteller die alten übertreffen könne, ist die Wurzel aller Vermessenheit."

Als König Franz I. von Frankreich nach seinem Siege über den Papst von diesem den eben erst entdeckten Laokoon als Sühne forderte, erklärte Leo X., er würde sich eher von dem Haupte des Apostels trennen, dessen Reliquien in Rom aufbewahrt werden, als vom Laokoon.

*

Leo X. war Leonardo da Vinci nicht hold. Doch gab er den Bitten seines Bruders Giuliano Medici, des obersten Kapitäns und Bannerträgers des päpstlichen Reiches, nach und bestellte eines Tages bei dem Meister ein kleines Bild.

Der Künstler verschob den Beginn der Arbeit wie gewöhnlich von Tag zu Tag. Er beschäftigte sich mit vorbereitenden Versuchen, vervollkommnete die Farben und erfand einen neuen Lack für das beabsichtigte Bild.

Als Leo X. dies erfuhr, rief er mit erkünstelter Verzweiflung aus:

„Dieser sonderbare Kauz wird niemals etwas fertigbringen, denn er müht sich um das Ende, noch ehe er angefangen hat!"

Höflinge griffen dieses Scherzwort auf und verbreiteten es überall. Leonardos Schicksal war besiegelt. Leo X., dieser

größte Kenner und Freund aller Künste, hatte über ihn das Urteil gefällt. Nun konnten Pietro Bembo und Raffael, der Zwerg Baraballo und Michelangelo ruhig auf ihren Lorbeeren ruhen: ihr Nebenbuhler war vernichtet.

*

Der Verfasser der „Asolani", der Dialoge über himmlische Liebe, und des maßlos unanständigen Gedichtes „Priapus", der Gelehrte, Schöngeist, Schriftsteller und spätere Kardinal Pietro Bembo, gestand, daß er die Episteln des Apostels Paulus niemals lese, um „sich nicht den Stil zu verderben".

*

Benvenuto Cellini, der berühmte Florentiner Goldschmied und Bildhauer, erzählt in seiner Lebensgeschichte folgende köstliche Episode aus seiner Jugend: Die Pest war vorüber, und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meiner Gesellen waren gestorben. Man suchte sich wieder auf und umarmte freudig und getröstet diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entstand in Rom eine Gesellschaft der besten Maler, Bildhauer und Goldschmiede, die ein Bildhauer von Siena, namens Michelagnolo[1]), stiftete; er durfte in seiner Kunst sich neben jedem andern zeigen, und man konnte dabei keinen gefälligern und lustigern Mann finden. Er war der älteste in der Gesellschaft, aber der jüngste nach der Gesundheit seines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigstens zweimal zusammen; Giulio Romano und Francesco Penni waren von den unsern.

Schon hatten wir uns öfters versammelt, als es unserm guten Anführer beliebte, uns auf den nächsten Sonntag bei sich zu Tische zu laden; jeder sollte sich seine „Krähe" mitbringen — das war der Name, den er unsern Mädchen gegeben hatte — und wer sie nicht mitbrächte, sollte zur Strafe die ganze Gesellschaft zunächst zu Tische laden. Wer nun von uns mit solchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Kosten und Anstalten eine für den Tag sich aufsuchen, um nicht beschämt bei dem herrlichen Gastmahl zu erscheinen. Ich dachte wunder, wie gut versehen ich wäre: denn ein sehr schönes Mädchen, mit Namen Pan-

---

[1]) Michelangelo.

tasilea, war sterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genötigt, sie meinem besten Freunde Bachiacca zu überlassen, der gleichfalls heftig in sie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß; denn das Mädchen, als sie sah, daß ich sie so leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe schlecht zu schätzen wisse.

Schon nahte sich die Stunde, da jeder mit seiner „Krähe" in die treffliche Gesellschaft kommen sollte. Bei einem solchen Spaße mich auszuschließen, hielt ich für unschicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Ansehn irgendeinen schlechten, gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entschlossen, rief ich einen Knaben von sechzehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines spanischen Messingarbeiters; er hieß Diego, studierte fleißig Latein, war schön von Figur und hatte die beste Gesichtsfarbe. Der Schnitt seines Gesichts war viel schöner als des alten Antinous; ich hatte ihn oft gezeichnet und in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, so daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich sehr schlecht gekleidet und nur in seine Studien verliebt: ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn, daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daselbst vorfand. Er war willig, zog sich schnell an, und ich suchte mit allerlei Schmuck sein reizendes Gesicht zu verschönern; ich legte ihm zwei Ringe mit großen schönen Perlen an die Ohren; die Ringe waren offen und klemmten das Läppchen, so, als wenn es durchstochen wäre; dann schmückte ich seinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelsteinen; auch seine Finger steckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beim Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel; er erstaunte über sich selbst und sagte mit Zufriedenheit: „Ist's möglich, das wäre Diego? . . ."

Als wir an dem Platz ankamen, waren schon alle beisammen und gingen mir sämtlich entgegen. Michelagnolo von Siena, zwischen Giulio Romano und Penni, nahm den Schleier meiner schönen Figur ab, und wie er der allerlustigste und launigste Mann von der Welt war, faßte er seine Freunde zu beiden Seiten an und nötigte sie, sich so tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er selbst fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief alle

8*

zusammen und sagte: „Sehet nur, so sehen die Engel im Paradiese aus! Man sagt immer nur Engel, aber da sehet ihr, daß es auch Engelinnen gibt.“ Dann mit erhobener Stimme sprach er: „O schöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, segne mich!“ Darauf erhob die angenehme Kreatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päpstlichen Segen. Michelagnolo erhob sich und sagte, dem Papst küsse man die Füße, den Engeln die Wangen! Und so tat er auch. Der Knabe ward über und über rot, und seine Schönheit erhöhte sich außerordentlich ...

Die Speisen waren aufgetragen, und Julius erbat sich die Erlaubnis, uns die Plätze anzuweisen ...

Darauf fing ein gewisser Aurelius von Ascoli, der sehr glücklich aus dem Stegreif sang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indessen hörten die beiden Frauen, die meine schöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf zu schwätzen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die andere fragte mein Geschöpfchen, wie es sich geholfen hätte, wer ihre Freunde wären, wie lange sie sich in Rom befände? und andere Dinge derart. Indessen hatte Pantasilea, meine Liebste, aus Neid und Verdruß, auch allerlei Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner schönen Figur, welche den Namen Pomona führte, die abgeschmackten Zudringlichkeiten zur Last, und sie drehte sich verlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob sie sich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen sagte meine Schönheit: „Ja!“ und setzte hinzu, sie glaube, seit einigen Monaten guter Hoffnung zu sein, und fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beiden Nachbarinnen Mitleid mit ihr und wollten ihr Luft machen: da ergab sich's, daß es ein Knabe war; sie schrien, schalten und standen vom Tische auf. Da erhob sich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michelagnolo verlangte die Erlaubnis, mich bestrafen zu dürfen, und erhielt sie unter großem Geschrei. „Er soll leben!“ rief der Alte aus; „wir sind ihm Dank schuldig, daß er durch diesen Scherz unser Fest vollkommen gemacht hat.“ So endigte sich dieser Tag, von dem wir alle vergnügt nach Hause kehrten.

*

Der Feldherr, der nach Trivulzio und Colonna den größten Ruhm erwarb, war Johann Medici, der Führer der „Schwarzen Banden". Seine Mutter, Katharina Sforza, war eine merkwürdige Frau. Als sie in Forli belagert wurde, und die Feinde ihr drohten, daß ihre Söhne umgebracht würden, wenn sie die Stadt nicht preisgebe, antwortete: „Meinetwegen, mein Mann wird mit mir andere zeugen."

*

Als Johann Medici durch die Feldschlangen der Landsknechte Georg Frundsbergs ein Bein verlor, trugen ihn seine Soldaten in das Schloß seines Freundes Ludwig Gonzaga. Es war eine Amputation nötig; ein jüdischer Arzt wollte sie unternehmen, wenn der Verwundete von 10 Männern gehalten würde. „Nicht zwanzig würden mich halten, wenn ich nicht wollte," rief Medici, nahm einem Diener die Kerze ab und leuchtete sich selbst zur Operation, bei der er nicht einmal seine Farbe wechselte.

Von Johann Medici stammt das Wort an seine Soldaten: „Ihr werdet nie hören, daß ich sage: Geht vorwärts! ich sage nur: Folgt mir!" In der Tat kämpfte er stets in der vordersten Reihe.

*

Geistlichen begegnete Johann Medici nicht gern. Wenn er einen Mönch auf einem guten Pferde sah, ritt er auf ihn zu, ließ den schlechtesten Klepper seines Heeres kommen und sagte mit höflichem Gruße: „Vater, dieses Pferd wird gut genug sein, Euch ins Kloster zu bringen; Euer Pferd eignet sich besser für uns."

Von seinem raschen Entschluß und seiner Festigkeit zeugen viele Anekdoten. Einen Kriegsrat beim König von Frankreich, der hin und her überlegte, ob ein Ort eingenommen werden könne oder nicht, unterbrach er mit den Worten: „Handeln ist besser als reden; ich will einmal nachsehen!" Damit ging er, rief seine Soldaten zusammen und erstürmte den Ort.

In einem Streit mit Prosper Colonna fuhr dieser auf, daß Medici in einem Walde nicht wagen würde, ihm solche Worte zu sagen. „Gewiß nicht," antwortete er, „befänden wir uns in einem Walde, so wäre Eure schwarze Montur schon längst rot."

Sein Ruf war weit über Italien hinaus verbreitet. Als kurz vor seinem Tode ein florentinischer Gesandter nach England ging, konnte sich der König nicht genug von Johann Medici erzählen lassen.

*

Kaiser Karl V. und der Papst hatten eine Zusammenkunft in Bologna; es handelte sich um das Herzogtum Florenz, oder, besser gesagt, um das Schicksal Italiens. Der Papst und Karl V. waren im Gespräch auf einer Terrasse gesehen worden, und während ihrer Unterhaltung verharrte die ganze Stadt in Schweigen. Innerhalb einer Stunde war alles entschieden; der Stille folgte ein Tumult, ein Gelärm von Männern und Pferden. Niemand wußte um das Kommende, alles drängte erregt, etwas zu erfahren; allein es war befohlen worden, die Beschlüsse streng geheimzuhalten; mit Furcht und Staunen blickten die Einwohner den geringsten Beamten der beiden Hofhaltungen nach, wenn sie durch die Straßen gingen; Gerüchte von einer Zerstückelung Italiens wurden laut, von Verbannungen und neuen Fürstentümern.

An diesem Tage arbeitete Tizian an einem großen Bilde, und er stand just hoch oben auf einem Gerüst, dessen er sich beim Malen bediente, als mit Piken bewaffnete Hellebardiere die Tür öffneten und längs der Wände Aufstellung nahmen. Ein Page trat ein und rief mit lauter Stimme: „Cäsar!" Einige Minuten später kam der Kaiser, hochaufgerichtet, im schlichten Wams. Tizian war überrascht und entzückt ob dieses unerwarteten Besuches; er stieg, so schnell er vermochte, von seinem Gerüst herab; er war alt; und als er sich an das Geländer lehnte, ließ er seinen Pinsel fallen.

Keiner der Anwesenden rührte sich, denn die Gegenwart des Kaisers hatte sie zu Statuen verwandelt. Tizian war verwirrt, seiner Langsamkeit und Ungeschicklichkeit wegen, allein er fürchtete, wenn er zu hastig hinabstiege, möchte er stürzen. Karl V. trat einige Schritte vorwärts, bückte sich langsam und hob den Pinsel auf.

„Der Tizian," sagte er mit klarer und gebieterischer Stimme, „der Tizian verdient, vom Cäsar bedient zu werden." Und mit

unvergleichlicher Majestät reichte er den Pinsel dem Meister dar und dieser beugte ein Knie, als er ihn nahm.

*

Tizian gab ein Fest. Die Gäste fühlten sich recht wohl. Als sie aber durch Zufall erfuhren, daß die Kosten dieses Festes sehr gering waren, verlachten sie die Feier und den Gastgeber.

Tizian rächte sich auf eine Weise, die recht bezeichnend für die Verhältnisse der Renaissance ist. Er lud zu einem zweiten Feste ein; die Eingeladenen hofften, daß er das Versäumte nachholen würde, und erschienen vollzählig. Zu ihrer größten Verwunderung merkten sie nichts von den Vorbereitungen; nun waren sie aufs äußerste gespannt und erwarteten eine großzügige Überraschung. Die kam denn auch. Tizian bat ums Wort und sagte: „Meine Herren, ihr schätzt nicht das gesellige Beisammensein, sondern nur die Höhe der Kosten. Schaut her!" Er nahm ein Festgewand im Werte von 5000 Zechinen, ein Geschenk Kaiser Karls V., sowie sein neuestes, soeben fertiggestelltes Gemälde und warf beides ins Feuer des Kamins. — „So, meine Herren," beendete er seine Rede, „ich hoffe, daß ihr nunmehr befriedigt seid, und daß die Kosten hoch genug waren. Lebt wohl, das Fest ist zu Ende!"

*

Gegen Paul III. (Alexander Farnese), der seine Verwandten mit Würden und Reichtümern überschüttete, spottete Aretino: „Wir beten für Paul III., daß ihn die Liebe der Seinen auffresse." Und ein andermal: „Vorzeiten bezahlte man die Minstrels, daß sie sängen. Wieviel, o Paul, würdest du mir geben, daß ich schweige?"

*

Nach dem Tode des Kardinals Simonetta hatte ein Betrüger, dessen Persönlichkeit der des Kardinals sehr ähnlich war, die Frechheit, sich für den Kardinal auszugeben, und täuschte durch Kleidung und Auftreten eine Menge Menschen. Er besuchte mehrere Städte Italiens, fungierte hier als wirklicher Legat und erwarb sich dadurch bedeutende Geldsummen. Ihm folgten einige

andere Betrüger, welche ihn als Eminenz behandelten und ihm öffentlich alle Ehre erzeigten.

Man entdeckte endlich den Betrug, und der falsche Kardinal wurde verhaftet. Sein Prozeß war bald gemacht: man knüpfte ihn mit einem golddurchwirkten Seil an den Galgen.

Pius V. befahl, daß man ihm eine leere Börse um den Hals hänge mit der Inschrift: sine moneta, um zu bemerken, daß der Betrüger nicht der Kardinal Simonetta, sondern ein elender sine moneta (Ohne-Geld) sei.

*

Urban VIII. (Barberini) ließ antike Bauten niederreißen. Da spottete Pasquino: „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini.“ („Was die Barbaren nicht taten, das taten die Barberini.“)

*

Die Reformation übte mächtigen Einfluß aus, auch auf die, welche sie bekämpften. Der sinnlichkeitsberauschten Zeit folgte eine, wenigstens äußere Sittenstrenge. Doch hielt sich noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts Papst Innocenz X. eine Mätresse, die berüchtigte Olympia, die große Geldsummen von ihm zog und sie wieder verspielte.

Als sie eines Abends große Verluste gehabt, äußerte sie: „Ich habe ja nur die Sünden der Deutschen verspielt“ (das Geld, das noch immer in großer Menge nach Rom strömte für Sündenvergebung usw.).

Die galante Zeit, Rokoko und Duodez

Witzige Einfälle sind die Sprichwörter
der gebildeten Menschen.
Schlegel, Athenäum

Die Marquise von Maintenon, die mit Ludwig XIV. verheiratet war, beklagte sich einst bei ihrem Bruder, dem Herzog von Aubigne, über die Langeweile und Leere, die sie am Hofe empfände. Dieser kannte ihren Ehrgeiz und sagte: „Ah, du wünschest dich vom Hofe weg in den Himmel! Du denkst gewiß, daß dich Gott der Vater heiraten wird!"

*

Der Protektion der Maintenon erfreute sich der Abt von St. Denis, dessen Klosterleute einen Prozeß gegen ihn führten. Er gewann, bei so hoher Gunst, natürlich seinen Prozeß, so daß die Mönche sagen konnten: „Es ist ja ganz natürlich, daß wir den kürzeren ziehen mußten, wir hatten den König, die Dame und den Buben gegen uns."

*

Unter Ludwig XIV. war bereits das Elend des französischen Volkes durch die beständigen Kriege und die ungeheuere Verschwendung fast bis zum Zusammenbruch gediehen. Nur der „Vater des Volkes" wußte nichts davon. Das Elend der niederen Klassen schilderte einst Racine der Geliebten des Königs, der Maintenon, so überwältigend, daß sie ihn bat, seine Schilderung aufzuschreiben. Er tat es, und die Maintenon zeigte sie dem König. Dieser aber, statt dem freimütigen Dichter, der ihm die Augen zu öffnen suchte, zu danken, geriet in Wut, und Racine,

den eine böse Kritik immer mehr quälte, als ihn alles Lob hätte erfreuen können, starb darüber.

*

Es sagte jemand zu dem großen Bassompierre: „Die Scham ist doch das schönste Kleid der Frauen.“ — „Nur schade,“ versetzte Bassompierre, „daß dieses Kleinod so schwer zu hüten ist, denn jede Mannsperson hat den Schlüssel dazu.“

*

Frau von Cury stand in dem Rufe, sich unter dem Mantel der Galanterie täglich die größten Ausschweifungen zu erlauben. Eines Tages hielt man sich in einer Gesellschaft über ihr Treiben auf. Unter dem Scheine, sie zu verteidigen, sagte ein witziger Kopf:

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, meine Damen und Herren! Sie halten doch alle den Kaiser Titus für einen großen und guten Regenten; — und was tut Madame anderes, als was dieser getan hat? Sie hält den Tag für verloren, an dem sie nicht wenigstens einen glücklich macht!“

*

Der Herzog von Lesdiguières war sehr alt, als er sich verehelichte. Der Kardinal Coislin, Bischof von Orleans, fragte den Herzog, warum er sich so spät noch vereheliche. „Um Nachkommen zu haben,“ versetzte der Herzog.

„Aber man hat mir doch gesagt,“ versetzte der Kardinal, „daß Eure Braut sehr tugendhaft ist!“

*

Lesdiguières, der alte Feldherr, las in der Bibel und sagte zu seiner jungen Frau: „Kind, stelle dir vor, der König Salomo hat 300 Frauen und 700 Kebsweiber gehabt.“

„Das ist nicht möglich!“ rief sie aus.

„Da, lies es selbst.“

Sie sah nach und versetzte:

„Du hast recht!“ und indem sie ihn unter das Kinn faßte, fügte sie hinzu: „Du würdest ein schlechter Salomo sein.“

*

Die Herzogin von Lesdiguières verkaufte einst ein Prachtbett. Als das der Kardinal Camus erfuhr, sagte er:

„Das ist ein schlimmes Zeichen. Wenn ein Handwerker sein Handwerkszeug verkauft, so will er sein Gewerbe niederlegen.“

*

In Frankreich war es einst Mode, daß die Damen Busenstreifen von feiner holländischer Leinwand trugen. Dieser Putz kam aber bald wieder ab, und fortan trugen die Damen den Busen fast ganz entblößt.

Kardinal Camus hielt eine Strafpredigt über die offenen Busen und schloß mit den Worten: „Wenn Holland erst weg ist, dann werden auch die Niederlande bald erobert.“

*

Die Lesdiguières gab sich die größte Mühe, dem König Ludwig XIV. zu gefallen und zeigte sich beinahe täglich in gewähltem Putz bei Hofe. Sie erreichte aber ihren Zweck nicht. Der Herzog von Choiseul sagte daher von ihr: „Sie ist wie die Pferde im alten Marstall, sie werden nur vorgeführt, aber nicht geritten.“

*

Der Herzog von Choiseul machte der berühmten Ninon de Lenclos ohne Erfolg den Hof. Die Schöne hielt es mit dem Tänzer Pecourt. Der Herzog fand diesen Menschen häufig bei seiner spröden Geliebten. Einst trug Pecourt ein Kostüm, das Ähnlichkeit mit einer Uniform hatte. Der Herzog fragte den Tänzer höhnisch: „Bei welchem Korps dienen Sie denn?“

„Ich kommandiere das Korps,“ versetzte Pecourt schlagfertig, „in dem Sie nun schon so lange stehen, ohne zu avancieren.“

*

Ninon brachte Choiseul mehr Ehrerbietung und Achtung als Liebe entgegen. Er konnte sie nicht erweichen und machte ihr, trotz seiner hervorragenden Eigenschaften, Langeweile, etwas, das Ninon nicht gern vergab. Einst wurde sie sogar so ungeduldig über ihn, daß sie ihm zurief: „Ach, Himmel! wie viele Tugenden machen Sie mir verhaßt!“

*

Ninon dankte Gott jeden Abend dafür, daß er sie mit Witz und Verstand begabt habe, und bat ihn in jeder Morgenfrühe, sie vor den gefährlichen Torheiten des Herzens zu bewahren. Aber so erstaunlich jugendfrisch sie sich bis in ihr hohes Alter zu halten wußte, der Zahn der Zeit machte sich doch auch bei ihr fühlbar. „Hätte ich mich," sagte sie eines Tages, „mit dem Schöpfer beraten, als er das Menschengeschlecht erschuf, ich hätte ihn gebeten, die Runzeln — unterhalb der Ferse anzubringen."

*

Die Marquise von Sévigné mußte ihrem Schwiegersohn die Aussteuer für ihre Tochter auszahlen und konnte sich dabei einer Bemerkung nicht enthalten:

„Viel Geld, sehr viel Geld, und wofür? Dafür, daß Herr von Grignan mit meiner Tochter zu Bette geht?"

Aber nach einigem Nachdenken fuhr sie fort:

„Er wird jedoch morgen, übermorgen, über acht Tage, ja Nacht für Nacht mit ihr zu Bette gehn. Nein, dafür ist es nicht zu viel."

*

Zur Zeit Ludwigs XIV. erschienen die Kurtisanen nicht mehr am Hof, sondern der Hof kam zu ihnen. Unter ihnen war Fräulein Dervieux durch Geist und Schönheit ausgezeichnet. Ein Bewunderer, dem sie sich versagte, warf sich ihr einst zu Füßen und bat sie, ihn ein wenig zu lieben.

„Geben Sie mir," sagte er, „doch dieses Almosen."

„Das ist unmöglich," erwiderte sie, „ich habe schon meine Armen."

*

Die Herzogin von Nemours, die am Hofe Ludwigs XIV. lebte, hatte aus Mitleid ein armes, elternloses Kind, ein Mädchen, zu sich genommen und es erziehen lassen. Als die Kleine eingesegnet werden sollte, sagte sie ihrer Wohltäterin:

„Niemand kann Ihre menschenfreundliche Güte inniger erkennen als ich. Ich kann meine Dankbarkeit nicht besser an den Tag legen, als wenn ich allen Leuten sage, daß ich Ihre Tochter bin. Aber, sein Sie darüber nicht böse, ich gebe mich nicht für

Ihre rechtmäßige eheliche Tochter aus, ich sage nur, daß ich ein uneheliches Kind bin."

*

Als Frau von Talmont sah, daß Herr von Richelieu sie vernachlässigte und der Frau von Brionne den Hof machte, die zwar sehr schön war, aber nicht im Ruf stand, besonders geistreich zu sein, sagte sie zu ihm: „Herr Marschall, Sie sind zwar nicht blind, aber ich glaube ein wenig taub."

*

Frau von Brionne brach mit dem Kardinal Rohan, als dieser den Herzog von Choiseul entlassen wollte. Es kam zwischen beiden zu einer heftigen Szene, die Frau von Brionne mit der Drohung beendete, den Kardinal zum Fenster hinauswerfen zu lassen. „Es steht mir wohl an," meinte der Kardinal, „Sie auf demselben Wege zu verlassen, auf dem ich Sie so oft besucht habe."

*

Der alte Richelieu war wegen seines Zynismus geradezu berüchtigt. Einst überraschte er seine Gemahlin mit seinem Stallmeister und sagte: „Denken Sie, Madame, in welche Verlegenheit Sie geraten wären, wenn irgendein anderer als ich ins Zimmer getreten wäre."

*

Damals kam folgender, trotz seiner Kürze vielsagende Dialog auf.

„Hat ein Mann, der sich mit sechzig Jahren verheiratet, Kinder?"

„Zuweilen."

„Und wenn er siebzig Jahre alt ist?"

„Dann immer."

*

Ludwig XV. liebte es, sich gelegentlich seiner Würde zu entäußern und mit seinen Intimen zu spaßen. Eines Abends rühmten sich die Höflinge, daß sie ihren unschönen Frauen gegenüber die Gattenpflicht so treu erfüllten. Dabei fiel ein ungeschicktes

Wort, das nur auf die Königin gemünzt sein konnte. Sofort setzte Ludwig XV. seine Herrschermiene auf, schlug auf den Tisch und rief: „Meine Herren, der König ist unter uns!"

*

Ludwig XV., dessen Ausschweifungen mit Frauen bekannt sind, sagte einst zu seinem Arzte: „Ich muß Vorspann nehmen."

„Nein, Sire," sagte der freimütige Sohn Äskulaps, „Sie sollten lieber ausspannen!"

*

Rousseau machte eine Zeitlang einer Komtesse den Hof; da er aber ihre Erwartungen nicht erfüllen konnte, so erhielt er bald seinen Abschied. Darüber waren beide nicht gut aufeinander zu sprechen.

Einst sagte in einer Gesellschaft, in der beide anwesend waren, ein Aufklärer, daß die Vaterlandsliebe der allgemeinen Menschenliebe schädlich sei.

„Was mich betrifft," sagte die Komtesse, „so weiß ich aus meiner eigenen Erfahrung das Gegenteil. Ich bin eine gute Französin, aber trotzdem liebe ich doch das ganze Menschengeschlecht."

„Ich verstehe Sie," sagte Rousseau. „Sie sind eine gute Französin zur obern Hälfte, mit der untern aber eine echte Weltbürgerin."

*

Die Pompadour glaubte lange Zeit ganz naiv, ihr Verhältnis zum König sei noch ganz diskret. So kam sie eines Tages zu einer Putzmacherin, wählte teure Dinge aus, sah aber schließlich zu ihrem Schrecken, daß sie ihre Börse vergessen habe. Sie wollte daher die Sachen mit Übersendung des Preises abholen lassen. Die Putzmacherin bat sie jedoch dringend, die Sachen gleich mitzunehmen, sie habe nicht die geringste Befürchtung wegen der Bezahlung.

„Aber meine Beste," sagte Frau von Pompadour, „Ihr Vertrauen in meine Ehrlichkeit ist doch sehr gewagt. Sie kennen mich ja gar nicht."

„Oh, gewiß, Madame, alle Welt kennt Sie. Madame haben

doch den Posten der Frau von Chateauroux (die frühere Mätresse des Königs) erobert."

*

Unter dem Regiment der Pompadour öffnete man jeden Brief, der etwas Interessantes versprach und übermittelte einen Auszug daraus dem Könige. Der Postminister genoß infolgedessen einen äußerst schlechten Ruf.

Der Hofarzt Quesnay sagte gelegentlich: „Ich möchte gerade so gern mit dem Postminister, wie mit dem Henker dinieren."

*

Der Abbé Torray, Generalkontrolleur der Finanzen Frankreichs, ließ sich einst ein prächtiges Schloß bauen, das er verschwenderisch ausstattete. So hatte unter anderem ein Bett 40 000 Livres gekostet. Die Holzschnitzarbeit war überaus reich. Am Kopfende des Bettes thronte eine nackte Venus.

Als die Freunde des hohen Herrn darüber scherzten, sagte Torray:

„Ich habe das Bild mit Absicht gewählt, um den Damen dadurch zu verstehen zu geben, welches Kostüm zu diesem Bett gehört."

*

Die Pompadour ließ ihren Günstling Laverdy zum Generalkontrolleur avancieren. Dieser, ein wenig witziger Herr, wurde vom Könige bei einem allgemeinen Empfange durch konventionelle Fragen ausgezeichnet, auf die er aber nicht einmal antworten konnte. Der König ging weiter. Die Pompadour, wütend über die Ungeschicklichkeit ihres Günstlings, sagt ihm: „Sie müssen wissen, daß der König die Geschäfte im Kabinett und im Rat prüft, daß er aber öffentlich zu den Personen, die nicht zu seinen Intimen gehören, nur spricht, um ihnen ein Zeichen seines Wohlwollens zu geben. In diesem Fall ist eine glatte Antwort immer das beste, und eine Torheit besser als ein Stammeln. Warum hielten Sie es nicht wie der venezianische Gesandte? Vor dem blieb der König plötzlich stehen und fragte: ‚Aus wieviel Mitgliedern setzt sich eigentlich in Ihrer Republik der Rat der Hundert zusammen?'

‚Sire, aus zehn,‘ antwortete er — und so ist es bei Hof zu halten.“

*

Frau von Pompadour pflegte ständig Umgang mit den Großen ihrer Zeit. Turgot, Buffon, Helvetius, D’Alembert, Diderot, Marmontel waren ihr verpflichtet. Der König indessen teilte in dieser Hinsicht ihre Neigungen nicht und bezeichnete den Kreis als Schmarotzer. Als man ihm nahelegte, den einen oder anderen in seinen Hofstaat einzureihen, erklärt er mit brüsker Offenheit: „Wie, das alles soll mit mir essen?“

*

Die Dubarry hatte mit einer Hofpartei, an deren Spitze der Herzog von Choiseul stand, schwere Kämpfe zu bestehen, in denen sie schließlich Siegerin blieb. Der Herzog suchte die Mätresse des Königs bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu verspotten. Eines Tages sagte sie zum Herzog von Nivernois: „Haben Sie die Rede des Königs gehört? Am Ende hieß es sehr deutlich, ich werde mich niemals verändern.“ „Ja,“ entgegnete der Herzog spöttisch zur Dubarry, „ich habe sogar bemerkt, daß er Sie dabei angesehen hat.“

*

Bei der Herzogin du Maine vertrieb man sich gelegentlich damit die Zeit, daß man allerhand sinnreiche Unterschiede unter Gegenständen entdeckte. „Was für ein Unterschied ist zwischen mir und einer Uhr?“ fragte die Herzogin den Kardinal von Polignac. — „Eine Uhr, Madame,“ antwortete der Kardinal, „zeigt die Stunden und bei Ihnen vergißt man sie.“

*

Die schöne Marquise von Beaumont saß in ihrem Boudoir mit einem jungen Tenoristen, der bei ihr großen und kleinen Zutritt hatte. Sie erwartete ihren Friseur, der lange ausblieb, und da sie darüber in Verzweiflung geriet, fragte der Sänger:

„Wollen Sie, daß ich einstweilen seine Arbeit beginne?“

„Können Sie denn frisieren?“ fragte die Marquise.

„Ein wenig. In der Provinz hat man nicht immer einen guten Friseur bei der Hand und lernt so, sich selbst zu helfen.“

„Versuchen wir's," entschied die Marquise lachend.

Je mehr das Haargebäude vorrückte, desto ernster ward sie, ja unruhig und zuletzt streng. Endlich fuhr sie mit einem Sprunge vom Sitze auf und rief, dem allzu geschickten Tenoristen die Tür weisend:

„Sie sind ein ehemaliger Friseur!"

Der Unglückliche hatte sich vergessen und klug war er auch nicht, als er jetzt sein früheres Metier wieder einmal ausübte.

*

Die Mätressen Ludwigs XV., die Pompadour und auch die Dubarry, waren immer in besseren Finanzen als die königliche Familie. Der Dubarry hinterließ der König noch ein Portefeuille mit drei Millionen, obschon sie im letzten Lebensjahre des Königs mehr als zwei Millionen verbraucht haben soll. Schon lange waren die Einkünfte des Königs Ludwigs XV. so sehr in Unordnung, daß den Hofbeamten ihr Gehalt nicht zur bestimmten Zeit ausgezahlt werden konnte. Da kamen die Opernsänger beim Minister mit einer Bittschrift ein, daß er ihnen doch ihre angewiesene Besoldung verabfolgen lassen möchte.

„Meine Herren," sagte der Minister, „wir wollen erst die befriedigen, die weinen, dann sollen auch die drankommen, die singen."

*

„Nun werden wir den König von Preußen bald gefangen in Paris sehen," sagte ein französischer Marquis bei Hofe, kurz vor der Schlacht bei Roßbach.

„So," sagte die Herzogin von Orleans, „dann sähe ich doch noch einmal einen — König."

*

Fontenelle war einer der größten Galants seiner Zeit und in seinem geistreichen Witz stets Herr der Situation. Einmal wurde er um die Definition einer schönen Frau angegangen. „Eine schöne Frau ist ein Paradies für die Augen, eine Hölle für die Seele und ein Fegefeuer für den Beutel," antwortete er.

*

Eines Tages hatte Boissy ein ziemlich plattes Pamphlet gegen Fontenelle verfaßt, das den Titel trug: „Der Schüler Terpsichores." Es kam aber der Tag, da Boissy notwendigerweise einen Dienst von Fontenelle brauchte. Er ging also zu seinem Gegner und erschöpfte sich in den lebhaftesten Ausdrücken des Bedauerns über sein Büchlein. „Trösten Sie sich, mein Herr," sagte Fontenelle, „ich habe Ihre Schrift nicht gelesen und bis heutigen Tages auch kein Sterbenswort über sie gehört."

*

Eine noch geistig sehr rege neunzigjährige Matrone sagte zu Fontenelle, der damals 95 Jahre alt war: „Der Tod hat uns vergessen."

„Pst!" machte er und legte den Finger an den Mund.

Der Tod wartete noch fünf Jahre, denn Fontenelle starb erst als hundertjähriger Greis.

*

In Crébillons Tragödie „Xerxes" werden die meisten handelnden Personen umgebracht. Eine Schauspielerin, die schon viele Männer unglücklich gemacht hatte, sagte spottend zu Crébillon: „Monsieur, geben Sie mir doch einmal eine Liste der Personen, die in Ihren Stücken erstochen werden."

„Erst bitte ich mir von Ihnen die Liste derer aus, die von Ihnen vergiftet worden sind," war die Antwort des gekränkten Dichters.

*

Crébillon, der Vater, befragt, welches Werk er für sein bestes halte, erwiderte: „Ich weiß nur, welches mein schlechtestes ist," und deutete auf seinen Sohn, den er wegen seiner schlüpfrigen Romane nicht leiden konnte. Der Herr Sohn entgegnete auf der Stelle: „Man glaubt daher auch, daß Sie dieses Werk nicht selbst gemacht hätten!"

*

Eines Tages, im Jahre 1760, schrieb Rousseau: „Wir gehen raschen Schrittes auf die Revolution zu." Man lachte ihn aus. Einige Jahre später weissagte sie Voltaire auf das bestimmteste. Die Herren und Damen der Salons lächelten und sagten:

„Le cher patriarche de Ferney hat in seinem Leben so viel gute Witze gemacht, daß man ihm schon einmal einen schlechten verzeihen kann.“

*

Drei Damen besuchten den bejahrten Voltaire und zeigten sich sehr liebenswürdig. Voltaire bat sie dringend, Platz zu nehmen und sagte: „Machen Sie sich's so bequem wie möglich. Die Grazien sind stehend allerliebst, sitzend noch schöner, liegend gefallen sie mir am besten.“

*

Von der geistvollen und schönen Mademoiselle Sophie Arnould stammen eine Menge hübscher Scherzworte. Sie war eine gefeierte Schauspielerin des Pariser Theaters. Nach vielen Liebesabenteuern fiel es ihr endlich ein, sich zu verheiraten. Der Mann ihrer Wahl war Baumeister. Ihre Kolleginnen und Freundinnen zogen sie daher auf, daß sie, die so viele große Herren in ihren Armen gehalten, sich zu einem einfachen Architekten herablassen könne. Mademoiselle Arnould aber sagte:

„Wie kann man das tadeln? Es haben so viele meinen guten Ruf untergraben, daß ich endlich einen nehmen muß, der ihn wieder aufbauen kann.“

*

Die Arnould besuchte eines Tages Voltaire, der im Laufe des Gesprächs die Worte fallen ließ: „Mademoiselle, ich bin jetzt 84 Jahre alt und habe geradesoviel Torheiten hinter mir.“

„Das ist eine Bagatelle,“ sagte die scharmante Schauspielerin, „ich zähle 40 Jahre und habe es schon auf Nr. 1000 gebracht.“

*

Die Schauspielerin Düronci hatte einen sehr hübschen Buben. Als das Kind einst hinter den Kulissen von jedermann geliebkost wurde, sagte Sophie Arnould boshaft:

„Kleiner, du suchst wohl deinen Vater?“

*

Eine Dame hatte sich in den Kastraten Albance verliebt. Sie sprach von ihm in Gegenwart der Arnould mit verliebtem Enthusiasmus und lobte seine wohlklingende Stimme.

9*

„Das ist wohl wahr," meinte Sophie, „aber haben Sie denn noch nicht bemerkt, daß ihm etwas fehlt?"

*

Die französische Höflichkeit hat keine Grenzen. Der junge galante Marquis Vetoire wollte eilig seine Andacht bei dem Schutzheiligen seiner Kirche verrichten. Er fand ihn aber nicht auf dem Altar, weil die Geistlichen ihn gerade bei einer Prozession umhertrugen. Da der Herr Marquis, wie gesagt, Eile hatte, ließ er seine Visitenkarte auf dem Altar zurück.

*

Abbé Galiani hatte aus Liebe zu einer Schauspielerin einen Platz auf der Galerie des Theaters genommen.

„Herunter, Abbé!" riefen seine Bekannten im Parterre.

„Verzeihen Sie," rief Galiani herunter, „seitdem mir in Ihrer Gesellschaft meine Uhr weggekommen, bin ich meiner Dose zuliebe hierher gegangen."

*

Eine Dame, die immer Ähnlichkeiten sah, sagte einmal, als sie Herrn de la Popelinière kennenlernte: „Mein Herr, ich bin sicher, Sie schon irgendwo gesehen zu haben."

„Wohl möglich, meine Dame," erwiderte er, „daß ich mitunter dort gewesen bin."

*

Als Montazet, Erzbischof von Lyon, in sein Bistum einzog, gratulierte ihm eine ältliche Stiftsdame, eine Schwester des Kardinals Tencin, zu seinem Glück bei den Frauen und auch zu dem Kinde, das er von Madame Mazarin habe. Der Erzbischof stellte alles in Abrede. „Meine Gnädige," sagte er, „nicht einmal Sie selbst hat ja die Verleumdung verschont. Daß ich ein Verhältnis mit Frau von Mazarin habe, ist ebenso erlogen wie das, was man sich von Ihnen und dem Kardinal erzählt." „Na, wissen Sie," erwiderte die Stiftsdame seelenruhig, „dann zweifle ich nicht mehr daran, daß Sie ein Kind haben."

*

Der Marschall Duras war ein geschworener Feind des Hoflebens: es gäbe nichts Langweiligeres, behauptete er. Als er mit

einem seiner Söhne unzufrieden war, sagte er zu ihm: „Du nichtsnutziger Mensch! Wenn du dich nicht änderst, veranlasse ich, daß du zur Strafe an den Hof kommst.“

*

Duclos sprach einmal vom Paradies und behauptete, jeder Mensch male es sich auf seine eigene Art aus. Frau von Rochefort, die zuhörte, sagte lachend: „Für Sie ist es ein Käsebrot, ein Glas Wein und das erste beste hübsche Mädchen!“

*

Eines Tages sagte Duclos zu Frau von Rochefort und Frau von Mirepoix, die Kokotten würden zimperlich und wollten keine gewagten Geschichten mehr hören; sie seien prüder als die anständigen Frauen. Danach begann er eine saftige Anekdote zu erzählen und dann eine noch saftigere. Bei einer dritten, die gleich zu Anfang starke Dinge enthielt, fiel ihm Frau von Rochefort ins Wort: „Hören Sie auf, Duclos, Sie halten uns für zu anständig!“

*

Rivarol sagte von dem Sohn des berühmten Naturforschers Buffon: „Er ist das traurigste Kapitel aus der Naturgeschichte seines Vaters.“

*

Nicolas Chamfort, dem Nietzsche in der „Fröhlichen Wissenschaft“ einen wundervollen Aphorismus gewidmet hat, war ein echter Anekdotenkönig. Ein junger Mensch fragte ihn einmal, ob er verstünde, warum Frau von A. seine Huldigungen zurückweise, während sie doch dem Herrn von B. nachlaufe, der sich offenbar gar nichts aus ihr mache. „Mein Freund,“ antwortete er ihm, „das mächtige Genua hat mehreren Königen vergebens seine Krone angeboten, aber um die kleine Insel Korsika, die weiter nichts als Kastanien hervorbringt, hat es gekämpft. Das macht: Korsika war stolz und selbstherrlich.“

*

Ein Hofmann gab, wenn man in einer Gesellschaft von der Liebe sprach, regelmäßig Ansichten zum besten, wie sie nur der routinierte Lebemann hat. Im Grunde aber war er ein fein-

fühliger, zurückhaltender Mensch. Chamfort, der das wußte, sagte einmal von ihm: „Er spielt sich ja bloß als unanständig auf, weil er sich bei den Frauen einschmeicheln will."

*

Chamfort wurde gefragt, wie man es verhüten könne, Menschenfeind zu werden.

„Nichts ist leichter!" antwortete er. „Man darf keinen Charakter haben und muß sich das Denken abgewöhnen."

*

Nach schwerer Erkrankung auf dem Wege der Wiedergesundung sagte Chamfort zu seinen Freunden: „Je compterai avec moi, auparavant je comptais sur moi." (Ich werde mit mir rechnen, früher rechnete ich auf mich.) Leider konnte er nicht lange mehr mit sich rechnen. Er verübte Selbstmord, der ihn vor der Rache der Pariser Schreckensherrschaft retten sollte, durch die er bereits seine Stelle als Kustos der Nationalbibliothek verloren hatte, trotzdem er vorher für die Revolution gewirkt.

*

Beaumarchais, der sich viel in der Hofgesellschaft bewegte, wurde von seinem Gönner, dem etwas einfältigen Herzog von Vallière, gebeten, ihm einen guten Einfall zu schenken, um damit beim kleinen Souper mit dem König, der Dubarry und den anderen Intimen zu paradieren. Beaumarchais riet ihm, folgende Scherzfrage aufzuwerfen: „Haben Sie inmitten unserer Heiterkeit nicht bedacht, Sire, daß Sie mehr Livres schuldig sind, als Minuten seit dem Sterbetag unseres Herrn Jesu Christi verstrichen sind? Eine so sonderbare Behauptung wird natürlich bestritten werden. Jeder muß seinen Bleistift zur Hand nehmen, um Sie des Irrtums zu überführen. Dann rechnen Sie vor, daß sich die Sache doch so verhält. Seit Jesu Tode sind nämlich gerade 1768 Jahre verflossen. Nun besteht das Jahr aus 365 Tagen zu 24 Stunden von je 60 Minuten. Zählt man die Schalttage hinzu, so macht die Rechnung zusammen 929948048 Minuten. Dem König kann aber nicht unbekannt sein, daß er mehr als eine Milliarde Livres Schulden hat."

Der Herzog hat nichts Eiligeres zu tun als diesen nicht über-

mäßig geschmackvollen Scherz am Karfreitagabend an den Mann zu bringen. Empfindlich berührt, fragt Ludwig XV.: „Stammt die Idee von Ihnen, Herr Herzog?" „Nein, Sire, Beaumarchais hat sie mir erzählt." Die Gesellschaft spricht dann von dem gefährlichen Dichter und erfährt, er sei der Sohn eines Uhrmachers. „Dacht' ich's doch," sagte der König, „da er sich so gut aufs Minutenzählen versteht."

*

Dem Chevalier de Faublas, einer der fesselndsten Gestalten der galanten Zeit, erklärt eine gewisse Opernnymphe, Coralie, ihre Gewohnheiten, nach denen sie stets einen Mann in mittleren Jahren hat, der sie bezahlt, um von ihr geliebt zu werden, und einen hübschen jungen, der sie liebt, ohne zu zahlen. Manche ihrer Freundinnen, bemerkt sie, fügen noch einen herkulischen Lakaien hinzu, den sie bezahlen, damit er sie liebt.

Als die Coralie das Geschenk des Chevaliers zurückweist, erwidert er hochmütig: „Ich wünsche allein zu sein und zu bezahlen." Sie erwidert: „Das wäre ein schlechter Handel, du bist zu jung und noch nicht reich genug, du bist hübsch, du hast Geist. Im Augenblick, da du zahltest, liebte ich dich nicht mehr. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber so sind wir alle: eine Banknote ist für den, der sie gibt, ein Pfand der Untreue."

*

Man scherzte über den Geschmack des Prinzen von Conti, daß er sich von jedem Frauenzimmer, dessen Gunst er genossen habe, einen Ring zum Andenken schenken lasse.

„Ich sehe darin nichts weiter als eine sinnreiche Allegorie," sagte Sophie Arnould, „eine hübsche Frau ist nichts weiter als ein Ring, der in der Gesellschaft herumgeht, und den ein jeder an den Finger stecken kann."

*

Der Prinz von Conti sagte während seiner letzten Krankheit zu Beaumarchais, er glaube, er würde nicht davonkommen, Krieg, Wein und Weiber hätten ihn zu sehr erschöpft.

„Oh," versetzte Beaumarchais, „deshalb können Sie außer Sorge sein. Prinz Eugen hat einundzwanzig Feldzüge mitge-

macht und ist 78 Jahre alt geworden; der Marquis von Brancos trank täglich sechs Flaschen Champagner und starb im 84. Lebensjahre."

„Ja, aber die Liebe, die Liebe," seufzte der Prinz.

„Ihre Frau Mutter —" fiel ihm Beaumarchais in die Rede, „starb sie nicht im neunundsiebzigsten Lebensjahre?"

„Du hast recht," versetzte der Prinz. „Es ist möglich, daß ich auch so alt werde."

*

Herr von Argenson sagte zum Grafen von Sebourg, dem Galan seiner Gemahlin: „Ich wüßte zwei Stellen, die gleich gut für Sie paßten: das Gouvernement der Bastille und das des Invalidenhauses. Aber, gebe ich Ihnen die Bastille, so wird jedermann sagen, ich hätte Sie hineingeschickt; gebe ich Ihnen die Invaliden, so wird man glauben, meine Frau habe es getan."

*

Der Zwang der Etikette war oft grotesk. Wenn Maria Antoinette in den Tagen ihrer Größe nach dem Bade morgens inmitten ihres Schlafgemachs stand, das Hemd erwartend, so wurde es ihr von der Dame d'honneur präsentiert, oder vielmehr über ihre königlichen Schultern geworfen. In demselben Augenblick trat vielleicht eine Prinzessin von Geblüt in das Zimmer — denn französische Königinnen speisten öffentlich und kleideten sich öffentlich an —, und das Recht, das erste und nächste Gewand Ihrer Majestät anzulegen, kam jetzt ihr, dieser Prinzessin, zu. Allein, es konnte ihr nicht von der Ehrendame übertragen werden; diese mußte die chemise de la Reine im Herabgleiten über den königlichen Rücken aufhalten, geschickt wieder abstreifen und zunächst der première Dame einhändigen, und erst diese edle Dame übergab es der Prinzessin von Geblüt.

Eines Tages hatte die berühmte Madame Campan besagtes Gewand der Herzogin von Orleans zu übergeben, die, nachdem sie es feierlichst übernommen, eben im Begriffe stand, es der Königin über den Kopf zu werfen, als sich ein Kratzen — Anklopfen war gegen die Etikette — an der Tür des Zimmers vernehmen ließ. Gleich darauf trat die Gräfin von Provence ein,

und da diese dem Throne näher stand als die Herzogin, so übertrug ihr letztere die wichtige Dienstleistung.

Mittlerweile aber stand Maria Antoinette vor Kälte klappernd gleich einer Venus da, denn es war mitten im Winter, und murmelte: „Welcher abscheuliche Zwang!" — Die Gräfin von Provence unterzog sich nun dem ihr gewordenen Geschäft, benahm sich aber dabei so linkisch, daß sie den Kopfputz der Königin, dessen Aufbau drei Stunden erfordert hatte, gänzlich zerstörte.

Heinrich Heine hat diese Zeremonie in einem grausigen Gedichte des „Romanzero" phantastisch persifliert.

*

Als Kaiser Josef II. seine Schwester, die Königin Maria Antoinette, in Paris besuchte, betrachtete er gerührt ihr Haar und sagte:

„Toni, dieser Anblick tut mir wohl, — deine Frisur erinnert mich an den Stefansturm!"

*

Maria Antoinette hat den Walzer in Frankreich eingeführt. Sie tanzte ihn zum ersten Male am königlichen Hofe. Frau von Genlis sagte damals: „Eine junge weibliche Person, leicht geschürzt, wirft sich in die Arme eines jungen Mannes, der sie an seinen Busen preßt und sie mit solchem Ungestüm fortreißt, daß sie bald heftiges Herzklopfen empfindet und, außer sich gebracht, ihr der Kopf wirbelt — das ist ein Walzer."

Der Walzer war nicht die letzte Ursache des nachmaligen Hasses, den man gegen Maria Antoinette hegte.

*

Der Herzog von Lauzun, der Anspruch auf den Titel des größten Don Juan seiner Zeit machen darf, gehörte zu den Intimen Ludwigs XVI. Chamfort erzählt, daß er eines Tages von einem Höfling gefragt wurde, ob er glaube, daß Lauzun der Geliebte der Frau von X. sei. Chamfort antwortete: „Er hat nicht einmal die Absicht, sie zu haben; er gibt sich für das, was er ist, für einen Wüstling, einen Mann, der die Weiber über alles liebt." „Junger Mann," entgegnete der Höfling, „lassen Sie

sich doch nichts vormachen! Gerade mit solchen Allüren gewinnt man Königinnen."

*

Malesherbes sagte zu seinen Freunden, als er sich vom Hof auf sein einsames Landgut zurückzog: „Ich habe die eine Hälfte meiner Tugend am Hofe verloren, es ist hohe Zeit, daß ich wenigstens die andere rette."

*

Um 1790 wurden die Skandale in den Pariser Theatern etwas Alltägliches. Einst ereignete es sich, daß die Partei der Patrioten während einer Vorstellung der „Iphigenie" mit der aristokratischen Partei im Parterre in ein Handgemenge geriet. Da man nun in den Logen vor allem Aristokraten vermutete, bombardierte man sie mit faulen Äpfeln. Die Herzogin von Biron, der auch ein Apfel in ihre Loge geworfen wurde, schickte diesen am anderen Morgen an Herrn de Lafayette und schrieb dazu: „Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen die erste Frucht der Revolution anbiete, die ich erhalten habe."

Fridericus

Ich bediene mich aller meiner Waffen gegen meine Feinde wie das Stachelschwein, das, sich sträubend, mit allen seinen Spitzen sich verteidigt.

Friedrich der Große an Voltaire
14. 4. 1759.

Um Fridericus ist ein reicher Anekdotenkranz gewoben. Das Menschlich-Schlichte seiner Persönlichkeit sagte dem Volke besonders zu, denn von dieser Seite hatte es noch keinen Herrscher kennengelernt. Bald nach seiner Thronbesteigung richtete der Kultusminister von Brand an den König die Anfrage, ob es geraten sei, die katholischen Kinderschulen beizubehalten, da sie protestantische Kinder mehrfach zum Katholizismus verleitet hätten. Der König erwiderte:

„Die Religionen müssen alle tolerieret werden und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue, denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden."

*

Als die Prediger nach Friedrichs Thronbesteigung baten, man möchte ihnen ihr Deputatgetreide, welches Friedrich Wilhelm I. in Geld fixiert hatte, wieder in natura verabfolgen lassen, reskribierte Friedrich: „Nein, es Mus bei des Seligen Königs vervaßungen bleiben, wenn auch 100 priesters heute den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wider Krigen. Soldaten Krigen Brodt, aber Prister leben von das Himmlische Manna was von da oben Kömt und ist ihr Reich nicht von dißer Welt, sondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodtKorn gekrigt und ist im Neuen testament kein Apostel-Magacin zu finden."

Als der Potsdamer Hofprediger Cochius 1771 um eine bessere Stelle bat, schrieb der König zurück: „Jesus Saget, mein Reich ist nicht von dißer Welt. So müssen die prediger auch denken, dann predigen Sie nach Ihren Thodt im Duhm [Dom] von Neuen Jerusalem."

*

Im Jahre 1745 bat die Pietistenpartei, welche die Universität Halle beherrschte, um Abschaffung der Komödianten daselbst, weil sich die Studenten im Theater geprügelt hätten. Der König schrieb auf den Rand der Eingabe: „Da ist das geistliche Muckerpack schuld dran, sie Sollen Spillen (spielen) und Francke oder wie der Schurke heisset, Soll darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstellung eine öfentliche Reparation zu tun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschicket werden, das er dargewesen ist. Die Halischen Pfafen müsen kurz gehalten werden; Es seindt Evangelische Jesuiter, und Mus Man Sie bei alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Autorität einräumen."

*

Friedrich ließ um die Potsdamer Nikolaikirche die bedeckten Gänge aufführen. Dadurch aber wurden die inneren Fenster verbaut, und die Kirche verlor etwas an Licht. Den Kirchenvorstehern gefiel das nicht, sie kamen bittend beim König ein, daß er diesen, die Helligkeit der Kirche beeinträchtigenden Bau unterlassen möge. Doch Friedrich schrieb unter die Eingabe:

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

*

Man weiß, daß Friedrich einst gesonnen war, das Geld für die Seelenmessen, die immer noch für die Herzoge von Cleve fortgelesen wurden, besser zu benutzen: „Wann werden denn einmal meine Vettern losgebetet sein?" fragte er den Guardian. — „Sobald ich gewisse Nachrichten habe, werde ich alleruntertänigst nicht ermangeln, Euer Majestät eine Stafette zu schicken." Friedrich ging lachend weiter mit den Worten: „Der Mensch hat sicher bei Jesuiten studiert."

*

Ein geistlicher Rat hatte ein Buch über die Sünde gegen den heiligen Geist geschrieben und sandte es an Friedrich, in der Erwartung besonderer Anerkennung. Friedrich durchblätterte das Buch, las hier und da einige Stellen, dann unterschrieb er die Eingabe:

„Seine Sünde wider den heiligen Geist habe ich erhalten und bitte Gott, daß er Ihren Verstand in seine gnädige Obhut nehmen möge."

*

Der kleine, unansehnliche, doch sehr berühmte protestantische Pastor Dietrich ward einst vom Könige, der das große Licht leuchten sehen wollte, zur Audienz befohlen.

Dietrich, ein pedantischer, seinen Büchern und Studien lebender Gelehrter, der sich nicht ins praktische Leben schicken konnte, redete den König folgendermaßen an:

„Halber Gott, großer Friedrich!"

Der König antwortete kurz gefaßt:

„Ganzer Narr, kleiner Dietrich!"

Die Audienz war zu Ende.

*

Bei Zietens Übergang über die Moldau bei Thein, am 9. Oktober 1744, blieb ein Liebling Friedrichs, der Husarenleutnant von Wedell, im Gefecht. Als dem König die Nachricht hiervon gebracht wurde, geriet er in große Aufregung, ritt selbst auf das Schlachtfeld und rief den Verwundeten zu: „Wo ist Wedell, wo ist Wedell?" Da richtete sich in seiner unmittelbaren Nähe ein Leutnant mit zerschossenem Fuße, so gut er es vermochte, empor und rief vernehmlich:

„Majestät, hier liegen lauter Wedells!"

*

Vor der Schlacht sagte ein General zum Könige: „Ich habe zu Gott gebetet, er möge unsere Waffen segnen."

Friedrich entgegnete: „Merken Sie sich das, mein lieber General: Gott ist immer mit den stärksten Bataillonen!"

*

Der Reitergeneral Seydlitz äußerte, als er noch ein junger Kornett war, einmal in Friedrichs Nähe, daß jeder Reiter ein Feigling wäre, der sich mit seinem Pferde gefangennehmen ließe. Friedrich hatte sich das gemerkt und nahm sich vor, den Kornett Seydlitz bei Gelegenheit auf die Probe zu stellen.

Bei Glogau war's, Seydlitz stand im Gefolge des Königs. Mitten auf der Oderbrücke befahl der König haltzumachen und ließ vorn und rückwärts die Zugbrücken aufziehen, dann ritt er auf Seydlitz zu und sagte zu ihm: „Jetzt ist Er mein Gefangener!"

„Noch nicht, Majestät!" Der kühne Reiter gab seinem Pferde die Sporen und setzte mit ihm über das Brückengeländer in die Oder. Der Kornett ward einer der Intimen des Königs.

*

Die schöne venezianische Tänzerin Barberina (Barbara Campanini) war die berühmteste Ballerina ihrer Zeit. König Friedrich hatte gerade das Opernhaus Unter den Linden von Knobelsdorff erbauen lassen und brauchte, bei der Vorliebe der Zeit für das Ballett, eine erste Tänzerin. Die Wahl war auf den Stern Italiens gefallen. Die Barberina war bereits kontraktlich verpflichtet worden, weigerte sich jedoch im letzten Augenblick, nach Berlin zu kommen, da sie inzwischen einen reichen Anbeter gewonnen hatte, den Engländer Lord Stuart Mackenzie, einen verrückten Millionär, der ihr die Ehe versprochen hatte.

Der König griff zu einem uns heute unverständlichen Mittel, die berühmte Tänzerin in seine Gewalt zu bekommen. Er ließ einfach den venezianischen Gesandten in Berlin als Geisel festnehmen und forderte von Venedig die Überführung der Signora, die sofort erfolgte. In einem geschlossenen Wagen wurde sie nach Berlin gebracht. Der Lord reiste ihr nach, wurde aber durch den englischen Gesandten gewaltsam aus Berlin entfernt.

*

Friedrich besichtigte ein Reiterregiment und fragte den Oberst nach den einzelnen Offizieren. Der Oberst äußerte sich über alle sehr lobend, nur einen Rittmeister tadelte er und meinte, es wäre ihm lieber, wenn derselbe versetzt würde.

„Warum?" fragte Friedrich.

„Er säuft, Ew. Majestät.“ —

Der König haßte dieses Laster — und das wußte der Oberst, der dem Rittmeister feindlich gesinnt war, sehr wohl, er baute darauf seinen Plan, den Rittmeister loszuwerden. So leicht ward ihm das nicht. Der König beobachtete während der Revue den beschuldigten Rittmeister und seine Schwadron genau, fand zu seiner Überraschung, daß die Schwadron unter Führung des Rittmeisters in jeder Beziehung ausgezeichnet gedrillt war, während die Leistungen der belobten Offiziere ihn nicht befriedigten. Nach Beendigung der Revue nahm der König den Oberst beiseite und sagte ihm ins Ohr:

„Weiß Er was, sauf Er auch!“

*

Friedrich mußte es häufig erleben, daß mitten in der großen Krisis des Siebenjährigen Krieges Soldaten desertierten. Einer wurde wieder eingefangen und vor den König geführt, der ihn fragte, warum er ihn verlassen habe.

„Die Sache Ew. Majestät steht eben so schlimm, daß ich glaubte, sie aufgeben zu müssen,“ antwortete der Ausreißer.

„Nun, so bleib' Er noch bis morgen“ (es war nämlich an einem Schlachttag), „und wenn es dann nicht besser steht, reißen wir zusammen aus.“

*

Der König wußte allein durch seine Persönlichkeit seine Soldaten im Zaum zu halten. Unter der Garde hatte sich eine Anzahl unruhiger Köpfe vereinigt, um Vergünstigungen zu ertrotzen. Ohne der Folgen zu gedenken, die nach den Kriegsartikeln bei der Umgehung der direkten Vorgesetzten ihrer warteten, gingen sie eines Tages nach Sanssouci, um dem Könige ihre Wünsche vorzutragen. Der König sah sie kommen, und ihr Aufzug verriet ihm ihre Absicht, der er, um nicht die Strenge des Gesetzes gegen sie anwenden zu müssen, zuvorzukommen beschloß. Er trat ihnen daher schon auf der Terrasse vor dem Schlosse entgegen, und ehe noch der Rädelsführer zu Worte kommen konnte, kommandierte er: „Halt!“ Sofort stand die Rotte still, und nun erscholl das Kommando: „Richt' euch!“ von des Königs Lippen. Die Richtung wurde genommen. Mit durchbohrendem Blicke mu-

sterte Friedrich die Unzufriedenen. Dann kommandierte er: „Links-um kehrt! Marsch!" Prompt wurde sein Kommando ausgeführt. Die Unzufriedenen marschierten wieder ab und waren später froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein."

*

Ein Pommer stand vor Friedrichs Zelte. „Wie lange dienst du?" fragte der König. — „Dreizehn Jahr." — „Wie alt?" — „Neunzehn." — „Hoho! Na!" — „Fünf Jahre Gänsejunge, sechs Jahre Ochsenjunge, zwei Jahre Soldat, macht das nicht dreizehn?" — „Rauchst du?" — „Der Hauptmann hat's verboten." — „Rauche! ich bin der König." Der Pommer ließ sich's nicht zweimal sagen, aber Friedrich steckte es dem Hauptmann. „Dich soll ja das Donnerwetter!" rief dieser, „arretiert den Kerl!" Der Pommer klopfte dem König auf die Achsel mit den Worten: „Na! nun kriegen wir beide den Buckel voll!"

*

Friedrich fragte eine Marketenderin, die in Wochen lag, von welchem Soldaten das Kind sei. „Ach," erwiderte sie, „wüßte ich nur erst, von welchem Regiment!"

*

Im Felde, bei Beuthen, wurde dem Alten Fritz gemeldet, ein Dragoner vom Regiment „Baireuth" habe mit seiner Stute Sodomie getrieben. Friedrich gab kurzen Bescheid: „Der Kerl muß zur Infanterie."

*

Bei Kollin mußten die Preußen der Übermacht der Österreicher weichen. Der König suchte den Widerstand seiner mutlos gewordenen Truppen zu stärken, ritt vor ein Regiment und schrie in höchstem Zorn: „Kerls, wollt ihr denn ewig leben?"

Ein alter, bärtiger Grenadier gab ihm mit höchster Wurschtigkeit die treffende Antwort: „Höre mal, Fritze, ich dächte, für deine dreizehn Pfennige Löhnung wäre es für heute genug!"

Friedrich suchte nach einer passenden Redensart, fand aber keine. Der Kerl hatte ja furchtbar recht.

*

Wie allgemein bekannt, war die bevorzugte Sprache Friedrichs nicht die deutsche, sondern die französische; das einzige deutsche Buch, das er las, waren Gellerts Fabeln; er nahm es während des Siebenjährigen Krieges sogar mit ins Feld. Mit dieser Vorliebe erklärt es sich, daß er, als er den Winter 1760 auf 1761 in Leipzig zubrachte, wo er im „Königshause" am Markte wohnte, auch den berühmten Professor persönlich kennenlernen wollte. Er gewährte ihm also eine Audienz, worüber der damals schon kränkelnde Dichter in einem Briefe selber schreibt: wie der Alte Fritz ihm bekannte, welche Achtung er vor seinen Werken habe und ihm Ratschläge zur Genesung gab, gar sonderbare, drastische Mittel empfehlend, so daß Gellert lächelnd einwendete: „Ihre Regeln, Sire, wie man gut schreiben soll, die werde ich in acht nehmen, und habe sie auch schon in acht genommen, aber Ihren medizinischen Vorschriften werde ich nicht gehorchen, sie scheinen mir eine zweite Krankheit zu sein." Dann drang, was sein Herz erfüllte, auch über seine Lippen: „Wenn Ihro Majestät uns den Frieden geben wollten!" Da hat der König nach seiner Krücke gelangt und mit seinen feurigen Augen dem Dichtersmann ins Gesicht gefunkelt: „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich."

*

Bei Roßbach stritt ein französischer Soldat mit äußerster Tapferkeit und wollte sich durchaus nicht gefangengeben.

„Glaubt Er denn," rief Friedrich, „daß Er unüberwindlich ist?"

„Ja, Sire," antwortete der Soldat, „wenn Ew. Majestät mich kommandieren."

*

Bei Kollin, als Friedrich einmal die Front des Zietenschen Husarenregiments abritt, fiel ihm ein Husar auf, der ziemlich viele und sehr bemerkbare Hiebnarben im Gesicht trug. Friedrich hielt vor ihm an: „In welcher Bierschenke hat Er denn die Hiebe bekommen?"

Ungeniert und schlagfertig erwiderte der Husar: „Bei Kollin, wo Ew. Majestät die Zeche bezahlen mußten!"

*

Als im Siebenjährigen Kriege eines Tages der König zu wiederholten Malen von einer Schanze zurückgeworfen war, sprang ein gemeiner Soldat aus Reih' und Glied, um die Führer auf ein paar Umstände aufmerksam zu machen, die man in der Hitze des Kampfes übersehen hatte, und erhob seine Stimme nur um so lauter, je mehr man ihn als einen Unberufenen zur Ruhe und zu blindem Gehorsam verwies.

„Frecher Bursch! Will Er schweigen?" herrschte ihn der heransprengende König an.

„Majestät," versetzte der Grenadier, „mit Burschen, die nicht frech sind, werden auch Sie diese Schanze nicht stürmen."

Der König stutzte, ließ ihn reden, nickte den Auseinandersetzungen seinen Beifall zu und — nahm die Schanze.

*

Der schlesische Wein ist berühmt wegen seiner Säure, namentlich der Grüneberger. Friedrich fragte einst einen schlesischen Pater, ob im Kloster auch Wein vom eigenen Zuwachs getrunken werde. „In der Marterwoche, Ew. Majestät!" antwortete dieser.

*

Als Friedrich mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, nach dem Siebenjährigen Kriege den eroberten Teil Schlesiens bereiste, kam er eines Tages in ein Kloster. Der Prior, welcher ihn empfing, empfahl das Kloster seinem Wohlwollen und bat zugleich um die Gnade, Novizen aufnehmen zu dürfen, was ihm auch der König mit dem Bemerken gestattete, daß er ihm selbst die ersten Novizen schicken werde.

„Wir werden," sagte der König dann zum Prinzen in französischer Sprache, „ihm zwei junge Ochsen schicken."

„Wir danken Euer Majestät ergebenst," sagte darauf der Prior, der auch Französisch verstand, mit der einfältigsten Miene von der Welt, „und zum Beweis unserer Erkenntlichkeit werden wir die beiden Novizen, welche Sie uns schicken werden, Friedrich und Heinrich nennen."

*

Als Voltaire bei Friedrich dem Großen in Sanssouci zu Gast weilte, wollten die beiden auf einem Spaziergange sich

einmal über die Havel rudern lassen. Doch als sie in dem Boote saßen, bemerkten sie, daß es leck war. Voltaire sprang erschrocken wieder ans Land.

Der König blieb jedoch sitzen und äußerte spöttisch lächelnd zu seinem Gaste:

„Monsieur, haben Sie solche Angst um Ihr Leben?"

„Jawohl," antwortete der französische Dichterphilosoph, „denn es gibt auf Erden wohl viele Könige, aber nur einen einzigen Voltaire!"

*

Voltaire ging so weit, selbst an den Gerichten der königlichen Tafel Kritik zu üben.

„Glauben Sie mir, Monsieur," sagte der König, „ich bin im Felde oft mit einer trockenen Brotrinde zufrieden gewesen."

Darob Voltaire: „Mag sein, Majestät, da waren Sie aber auch wohl nicht bei einem König zu Gast!"

*

Fontane erzählt, in Sanssouci nach dem Siebenjährigen Kriege habe Friedrich der Große einen seiner Generale (er nennt an andrer Stelle v. d. Marwitz) gefragt: „Na, wieviel hat Er bei der Plünderung von Hubertusburg eigentlich eingesackt?" Worauf der General prompt geantwortet habe: „Das müssen Majestät besser wissen als ich; wir haben ja geteilt!"

*

An der Mittagstafel in Sanssouci wurde die Frage aufgeworfen, weshalb die Jesuiten in ihren Klöstern nicht gleich andern Ordensbrüdern den Gesang pflegten.

„Raubvögel singen nicht," sagte Friedrich trocken.

*

Mendelssohn hatte die Gedichte des Königs abfällig kritisiert und wurde von diesem nach Sanssouci zur Verantwortung geladen. Er verteidigte sich mit folgendem Gleichnis: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei, wer er wolle, König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt."

*

Bei den berühmten Abendunterhaltungen in Sanssouci, insbesondere zu der Zeit, als Voltaire dort den Ton angab, war oft die Religion, und vorzugsweise die katholische, ein Gegenstand des Humors und Spottes. Der einzige, der sich nicht unterkriegen ließ und der jeden Hieb parierte, war der Breslauer Domherr Bastiani. Als dieser wieder beim Könige in Sanssouci war, stand unter anderen Seltenheiten auch ein künstlicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser auf der Tafel, aber so vorsichtig der Hofkonditor auch gearbeitet hatte und so viele Mühe er sich gab, die Konstruktion zurecht zu drehen, — der Brunnen wollte nicht springen. Gegen Ende der Tafel aber sprang er plötzlich. Den König belustigte das, und er sagte lächelnd zu Bastiani: „Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, würde man es für ein Mirakel erklärt haben?"

Bastiani zuckte die Achseln und erwiderte: „In Ew. Majestät Gegenwart schwerlich."

*

Die Karschin war wie die Poeten der Zeit eine große Verehrerin des großen Friedrich. Sie dichtete auch auf ihn ein Heldengedicht. Der König ließ ihr für ihre Leistung fünfzig Taler zukommen. Die Karschin sah darin eine Aufmunterung und dichtete den König weiterhin an. Dadurch kam sie auf die Liste der gewöhnlichen Almosenempfänger und erhielt als nächstes Geschenk vom König zwei Taler zugesandt. Gekränkt, packte sie die zwei Taler wieder ein und schickte sie an den König mit den Versen zurück:

> Zwei Taler sind zu wenig
> Für einen großen König;
> Zwei Taler sind für mich kein Glück,
> Drum schick' ich sie mit Dank zurück.

Friedrich nahm die zwei Taler ruhig zurück und amüsierte sich über die komische Alte.

Es währte aber nicht lange, so wandte sich Frau Karschin wieder an den König, diesmal aber bat sie nicht um Geld, sondern um ein Haus. Friedrich sagte seinem Geheimen Kämmerer, er möge die Dichterin besser als das letztemal bedenken, damit ihre

poetische Antwort etwas länger würde. Der Kämmerer glaubte ein übriges zu tun und siegelte diesmal drei Taler ein.

Die Karschin steckte es nun dem Könige ganz gehörig:

Seine Majestät befahlen,
Mir statt eines Hauses Bau,
Doch drei Taler auszuzahlen.
Der Befehl ward ganz genau
Prompt und willig ausgerichtet
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Taler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Morgen mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Von des abgehärmten, alten,
Magern Weibes Überrest,
Das der König — darben läßt.

*

Friedrich ließ einmal seinen Hofkapellmeister Graun rufen und bat ihn, den Anfang des ersten Rezitativs aus seinem Oratorium „Jesu Tod" zu spielen. Graun spielte, und der König rief: „Nicht verhört." Graun wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Da teilte ihm Friedrich mit, daß er ein Abendlied „Der goldenen Sonne Lauf und Pracht" gehört habe, das des Rezitativs Art sei und ihm in allem gleiche.

Graun forschte nach der ihm unbekannten Melodie und fand, daß der König recht hatte; nun erzählte er Quantz die Sache, wollte aber nicht die Stelle ändern.

„Gott behüte mich," sagte er, „es ist mir das ein Beweis für das musikalische Gedächtnis, aber auch für den Beifall des Königs."

*

Der Flötist Quantz wurde von Friedrich häufig gefoppt. Vor einer Musikaufführung schrieb der König ihm einmal aufs Noten=

blatt: „Quantz ist ein Esel. Friedrich II." Als Quantz an sein Pult trat, tat er so, als ob er nichts merke, denn er war durch nichts aus der Ruhe zu bringen, und als Friedrich ihn ungeduldig fragte, ob er gelesen habe, was auf seinem Blatte stände, gab er seelenruhig zur Antwort: „Gewiß." „Und was sagt Er dazu?" „Nichts." „Na, dann lese Er es uns vor!" befahl der König. Ohne mit der Wimper zu zucken, las der Musikus: „Quantz ist ein Esel, Friedrich der zweite."

*

Friedrich fragte den berühmten hannoverschen Leibarzt Zimmermann, ob er schon viele Menschen in die andere Welt geschickt habe. — Zimmermann erwiderte: „Nicht so viele als Eure Majestät, auch nicht mit demselben Ruhme."

*

Friedrich inspizierte einmal die Strafanstalt Spandau und erkundigte sich bei jedem Verbrecher, was er begangen habe. Alle erklärten schuldlos zu sein, nur einer unter ihnen sprach aufrichtig zum König:

„Ew. Majestät, ich bin unter allen Verbrechern hier der schlechteste, und die Strafe, welche ich erleiden muß, ist für mich viel zu mild."

Der König: „Was machst du elender Kerl unter diesen braven Leuten? Packe dich hinaus!"

*

Friedrich verlieh einem Offizier in der Friedenszeit einen Orden. „Majestät," entgegnete der eigensinnige Krieger, „nur auf dem Schlachtfelde steht es mir zu, einen Orden anzunehmen."

Der König wußte den Ehrgeizigen zu begütigen: „Sei Er kein Narr und häng' Er das Ding an, Seinetwegen kann ich doch keinen neuen Krieg anfangen."

*

Einst beschwerte sich die Posthalterei in Köslin darüber, daß ein höherer Offizier seinen Kutscher mit einem Posthorn ausstaffiert habe. Friedrich schrieb eigenhändig folgende Zeilen an den Beklagten: „Mein lieber Oberst! Es ist Euch vergönnt, so-

viel Hörner zu tragen, als Euch gefällig ist. Nur kein Posthorn, das ist wider die Verordnung."

*

Friedrichs Leibkutscher hatte die große Majestät einmal in den Graben gefahren, und es gelang ihm, den erzürnten König zu beschwichtigen durch die Worte: „Na! na! haben Sie denn nie eine Schlacht verloren?"

*

Friedrich forderte, daß seine Offiziere über alle Verhältnisse ihrer Untergebenen informiert seien, und stellte oft höchst unbequeme Fragen. So fragte er einen Hauptmann: „Wieviel Lutheraner hat Er in seiner Kompanie?" Der Hauptmann, welcher sich wenig um das Religionsbekenntnis seiner Soldaten bekümmert hatte, besaß Geistesgegenwart und antwortete aufs Geratewohl: „66." „Wieviel Reformierte?" examinierte der König weiter. „48." „Wieviel Katholiken?" „38." „Das sind ja bloß 152," meinte der König, „ich zähle hier aber 158 Mann, woran glauben denn die andern sechs." „Majestät," erwiderte der Hauptmann resolut, „die sechs Kerle glauben an gar nichts." „Na, da bekehre Er die Heiden," rief Friedrich und ritt davon.

*

Der König hatte den Offizieren in Potsdam verboten, zum Maskenballe nach Berlin zu kommen. Ein junger Offizier gab sich aber doch selbst die Erlaubnis, nach Berlin zu reisen und auf dem Maskenball im Opernhause zu erscheinen, indem er glaubte, daß ihn die Maske unkenntlich machen werde. Der König, ebenfalls verkleidet, erkannte ihn und sagte zu ihm: „Sind Sie nicht ein Offizier aus Potsdam?"

„Ja," erwiderte schnell der Offizier; „aber ein Hundsfott, der es weitersagt!"

Der König wandte sich weg, und der Offizier eilte, wieder nach Potsdam zu kommen; dort fürchtete er jeden Augenblick, arretiert zu werden.

Am andern Tage erschien der König bei der Wachtparade in Potsdam. Er rief den jungen Offizier zu sich, und sagte heimlich

zu ihm: „Ich mache Ihn zum Hauptmann: aber ein Hundsfott, der es weitersagt!"

Der Offizier verbeugte sich. Man fragte ihn darauf, was der König gesagt habe. Leider durfte er weder die Rede des Königs noch seine Erhöhung nicht eher bekanntmachen, als bis er nach einem Jahre die königliche Erlaubnis dazu erhielt.

*

Ein Unteroffizier der Garde prahlte mit einer Uhrkette, hatte aber statt der Uhr nur eine Flintenkugel in der Tasche. Der König erfuhr es und fragte ihn spöttisch, wieviel Uhr es sei. Der Soldat sah sich gezwungen, die Kugel hervorzuziehen, hob sie aber empor und sagte: „Diese Uhr zeigt mir nur eine Stunde, die, in der ich für meinen großen König sterben werde." Sogleich gab ihm Friedrich seine eigene kostbare Uhr.

*

Der Konvertit Baron Pöllnitz hatte schon verschiedene Male um Geldes willen die Religion gewechselt. Einmal wieder in dringender Geldverlegenheit, bat er den König, welcher ihm anfangs reichlich aushalf, persönlich um eine Geldunterstützung.

„Ja, wie soll ich Ihm bei meinen erschöpften Kassen helfen? Wäre Er noch Katholik, so könnte ich Ihm eine eben offene Pfründe verleihen, Sie haben sich indessen einer armen Religion zugewandt und müssen das Los derselben teilen." Anderen Tags trat Pöllnitz wieder zur katholischen Kirche über und meldete dies dem König mit der Bitte um Verleihung der in Aussicht gestellten Pfründe.

Friedrich antwortete:

„Wie schade, daß ich Seinen frommen Eifer nicht belohnen kann, da die Pfründe inzwischen vergeben ist, doch da fällt mir ein, daß ich eine Rabbinerstelle zu besetzen habe, wenn Er Jude werden will, so will ich Ihm dazu verhelfen."

*

Der König war mit seinem Polizeichef Ramin nicht zufrieden und redete ihn eines Tages also an:

„Ramin, Er ist ein Esel, und Seine Polizei kann der Teufel holen! Erfahren tu' ich von Ihm gar nichts; nehm' Er sich ein

Muster an der französischen Polizei, die weiß alles, aber Er ist stockdumm!"

„Halten zu Gnaden, Majestät," erwiderte Ramin, „ich will ebensolche Polizei machen wie in Paris, aber es wird etwas kosten."

„Was wird's denn kosten?" fragte der König.

„Die Ehrlichkeit der Nation, Majestät. Der Vater wird den Sohn, der Bruder die Schwester, der Gatte die Gattin verraten!"

„Nein, nein," rief der König, „ich verzichte auf die beste Polizei, lieber Dummheit als Schurkerei. Laß Er's beim alten."

*

Der preußische Gesandte am Londoner Hofe schrieb einst an Friedrich, seine Besoldung sei so gering, daß er, bei dem dortigen hohen Preise aller Bedürfnisse, sich bald in die Notwendigkeit versetzt sehe, seine Equipage abzuschaffen und zu Fuß an den Hof zu gehen, wenn er nicht Zulage erhielte. Friedrich antwortete ihm lakonisch: „Geh' Er nur immer zu Fuß, das verschlägt nichts, wenn jemand darüber sich mokieret, so darf Er nur sagen: Er sei mein Gesandter und hinter ihm gingen 300000 Mann."

*

„Wie heißt denn Ihr ganzer Name?" fragte Friedrich den Gesandten von Portugal, den General Zaremba.

„Mit meinem ganzen Namen," antwortete dieser, „heiße ich Zirrizarrikorumbarrizi-Zaremba."

„Einen so langen Namen hat ja der Teufel nicht!" sagte der König.

„Ew. Majestät, der ist auch gar nicht mit mir verwandt."

*

Der schlesische Graf Schaffgotsch war durch den Tod seines Oheims in den Besitz der Herrschaft Schlackenwerth in Böhmen gekommen, mußte aber zur katholischen Religion übertreten. Er benachrichtigte den König von seinem Entschluß, die Erbschaft anzunehmen und suchte seinen Religionswechsel zu entschuldigen. Der König schrieb zurück:

„Viele Wege führen zum Himmelreich; Euer Liebden haben den über Schlackenwerth eingeschlagen. Ich wünsche eine glückliche Reise!"

*

Der Weinhändler Kiehn in Berlin reichte ein Gesuch beim König ein, um Entschädigung für den während des Einfalls der Russen erlittenen Verlust von 82 Fässern Landwein.

Friedrich kannte seine Leute und fertigte ihn kurz ab:

„Warum nicht noch, was Er bei der Sündflut gelitten, wo Sein Keller auch unter Wasser gestanden?"

*

Der Leibhusar Friedrichs muß mit seinem Herrn in gutem Einvernehmen gestanden haben, denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals an den Seiten des Kopfes trug, auseinanderfiel und der weiße Puder davonflog, also, daß man es ihm draußen hätte gleich ansehen können. Der Leibhusar bat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht, stäubte mit dem Schnupftuch den Puder ab.

Das war unschicklich. Dem König kam's auch so vor, denn er brummte ihn an: „Was fällt dir ein? Willst du noch eine?" Der Leibhusar sagte, er habe genug an einer; „doch die anderen brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinauskomme, was zwischen uns vorgefallen ist."

*

Dem Generalmajor von Rothkirch, der 1779 um eine Stiftspräbende für eine seiner Töchter bat, gab Friedrich den tragikomischen Bescheid: „Es seynd dreißig bis vierzig anwartschaften auf jeder Stelle. Er sol hübsch Jungens Machen, die kan ich alle unterbringen, aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin."

*

Der König hatte es nicht gern, wenn junge Leutnants heirateten. Auf die Bitte des Generalmajors von Bronikowski, die Heirat seiner Schwester, der es an Mitgift fehlte, mit dem Kornett von

Zmiewsky zu gestatten, lautete die Resolution: „Nein, denn Husaren müsen nicht durch die scheide, sondern durch den Säbel ihre Fortüne machen."

*

Fritz kam eines Tages, im Gespräch mit einem General, an der Marienkirche in Berlin vorüber, vor der sich die Knaben tummelten und ihn umringten, als sie ihn erkannten. Er hatte seine Not, sie abzuwehren und erhob den Krückstock: „Schert euch in die Schule, ich werd' es eurem Schulmeister sagen." Da rief ein rechter Berliner Junge: „Seht mal den, der will König sein und wees nich mal, daß Mittwoch nachmittags keene Schule ist."

*

Bei einer der jährlichen Musterungen kehrte der König bei einem Amtmann, mit Namen Hahn, ein.

Diese Musterungen dauerten in der Regel drei Tage, und er ließ dem Wirt, in dessen Hause er gewohnt hatte, jedesmal dafür hundert Taler zahlen.

Als sein Kämmerer den Auftrag bekam, bei der Abreise des Königs dies Geld ebenfalls dem Amtmann Hahn zu geben, äußerte dieser: „Ich befürchte, Ew. Majestät, daß ihm dies nicht einmal lieb sein wird, er ist ein reicher Mann und macht sich eine Ehre daraus, daß Ew. Majestät bei ihm haben wohnen wollen."

Der König schwieg, verlangte aber, als er im Begriff war, in den Wagen zu steigen, den Amtmann zu sprechen.

Hahn erschien, und Friedrich sagte zu ihm: „Ich danke Ihm für sein Quartier; ich mag Ihm nichts dafür anbieten, denn ich höre, daß Er Vermögen haben soll. Ist das wahr?"

„Ja, Ew. Majestät."

„Wie ist Er dazu gekommen?"

„Dadurch, daß ich immer einen Groschen teurer eingekauft und einen Groschen wohlfeiler verkaufte."

„Das ist ein dummer Scherz. Er sieht, daß ich auf dem Sprunge stehe, abzureisen, ich habe nicht Zeit, mit Ihm zu spaßen. Sag' Er mir kurz und ernsthaft die Wahrheit."

„Wie könnte ich mich unterstehen, mit Ew. Majestät scherzen zu wollen. Es ist die lautere Wahrheit, was ich Ew. Majestät

gesagt habe. Wenn das Getreide wohlfeil war, habe ich immer den Scheffel einen Groschen teurer bezahlt, als der Preis war, und es aufgeschüttet, und wenn es im Preise stieg, es wieder um einen Groschen wohlfeiler losgeschlagen als andere; dadurch hab' ich mir einen hübschen Taler Geld ehrlich erworben."

„Er ist ein braver Mann!" sagte Friedrich, ihm auf die Schulter klopfend: „ich will Ihn in den Adelsstand erheben."

Der Amtmann lehnte dies ab, aber trotzdem erhielt er bald darauf das Adelsdiplom.

*

Ein Domänenpächter unter Friedrichs des Großen Regierung, mit Namen Ochs, war viele Jahre in dem Besitz eines Domänenamts gewesen und hatte sich ein ansehnliches Vermögen erworben.

Dies erweckte Neider, und mehrere meldeten sich bei dem bevorstehenden Ablauf seines Pachtkontraktes und boten einen höheren jährlichen Pachtzins, um ihn aus der Pachtung zu verdrängen. Ein Mann, namens Krebs, gab sich alle Mühe, das Domänenamt des Amtmanns Ochs zu erhalten und erbot sich, sechstausend Taler jährlich mehr Pacht zu zahlen.

Dem Amtmann Ochs wurde von der Behörde die Wahl gelassen, ob er das erhöhte Pachtgeld zahlen oder, nach Ablauf seines Kontrakts, abziehen wolle; alle Gegenvorstellungen von seiner Seite waren fruchtlos, es blieb bei diesem Beschluß.

Der Amtmann Ochs schrieb nun unmittelbar an König Friedrich, trug ihm kurz und bündig vor, in welcher Lage er sich befände, und daß ein gewisser Krebs ihn, durch das Anerbieten von einer mehr zu zahlenden Pacht von sechstausend Talern jährlich, zu verdrängen suche. Er schloß seine Vorstellung mit den Worten:

„Bei der bisher gezahlten Pacht haben sich Ew. Majestät Untertanen auf dem mir anvertrauten Domänenamte sehr wohl befunden, und ich habe die Genugtuung gehabt, daß sie mir alle den Namen Vater gegeben haben, weil ich väterlich für sie sorgen konnte und es auch getan habe. Sollte ich aber noch sechstausend Taler jährlich zu der bisher entrichteten Pacht zahlen, so würde ich dies nur durch Bedrückung der Untertanen leisten kön-

nen, und unter diesen Umständen will ich lieber auf das Amt, als auf den mir erworbenen Namen Verzicht tun."

Friedrich schrieb an den Rand:

„Es bleibt der Ochs, der feste steht,
Und nicht der Krebs, der rückwärts geht."

Der Amtmann Ochs behielt das Domänenamt gegen die alte Pachtsumme.

*

Der Mundkoch Noel setzte dem Könige eines Abends eine ganz vorzügliche Pastete vor, die ihm außerordentlich mundete. Friedrich konnte ihre Vortrefflichkeit nicht genug rühmen, doch empfand er auch Gewissensbisse, wie sie ihn im Alter ab und zu anfielen: „Noel, wenn Er mir dergleichen macht, fürchte ich, mich durch diese Völlerei zu versündigen. Wir beide kommen womöglich in die Hölle!"

„Tut nichts," erwiderte der gleichmütige Koch, „weiß doch alle Welt, daß wir zwei das Feuer nicht scheuen!"

*

Bei einem Musterungsritt durch ein Dorf entzückte den König in einem Garten an der Straße ein prachtvoll blühender Apfelbaum. Er rief den Bauern heran und befahl ihm, sämtliche Früchte dieses Baumes im Herbst nach Sanssouci zu bringen.

Im Herbst sprach der Bauer in Sanssouci vor, brachte aber nur zwei Äpfel mit. „Warum bringt Er nicht alle?" fragte der König.

„Dat sind'se alle, Majestät. Hagel un Sturm hät' alles kaputmakt, nur düße beiden Appel sind bleben."

Es waren aber auch zwei Äpfel, durch die die Natur den Schaden wieder gutzumachen getrachtet hatte. Der König nahm sie, gab einen dem Bauern, und biß selbst herzhaft in den anderen hinein. Der Bauer aber zog sein Taschenmesser heraus, trat an den Kamin und schälte seinen Apfel bedächtig ab.

„Was?" rief der König, „solchen Prachtapfel schält Er noch ab?"

„Tjä, Majestät, dat will ik Sei seggen, ein von düs Appel is grod up'n Mist folln, nu weed ik nich, is dat nu min oder din."

*

1777 wurde zum Geburtstage Friedrichs ein von dem Leutnant von Bonin verfaßtes Stück aufgeführt, in welchem der König schlechtweg „unser Alter Fritze" tituliert wurde. Der Kommandeur des Garde-Grenadier-Bataillons, Oberst von Scheele, fand darin eine Beleidigung der Majestät, weshalb er den Theaterdirektor Döbbelin zur Verantwortung ziehen lassen wollte. Der König verbot das mit dem Entscheid:

„Der Scheele muß Roßbach und Torgau nicht mitgemacht haben, sonst müßte er wissen, daß ich schon vor zwanzig Jahren der Alte Fritz hieß, und jünger wird man mit den Jahren nicht."

*

Der König ließ sich während seiner Krankheit von seinem Kammerdiener den Abendsegen vorlesen. Als dieser an die Stelle kam: „Der Herr segne und behüte dich," so las er: „Der Herr segne Sie und behüte Ew. Majestät." „Esel," fiel ihm der König ins Wort, „lies recht, ich bin vor dem lieben Gott ebenso ein Hundsfott wie du."

*

Der König wollte bei seinen Kammerdienern die Erfahrung gemacht haben, daß die, welche lesen und schreiben konnten, ihn am meisten hintergingen. Deshalb wollte er einen haben, der in diesen Künsten nicht geübt war. Er fand auch einen, der da behauptete, weder lesen noch schreiben zu können. Eines Abends aber sah Friedrich aus der Rocktasche dieses Kammerdieners einen angefangenen Brief herauslugen, nahm ihn an sich und las: „Liebe Rieke, gestern konnte ich nicht ab und zu Dir kommen, weil der Alte große Gesellschaft hatte." Friedrich diktierte sofort den Schluß des Briefes: „Heute kann ich auch nicht kommen, weil der Alte brummig ist, und die nächste Zeit auch nicht, weil ich wegen meiner Lügenhaftigkeit auf acht Tage nach Spandau muß!"

*

Für die mittelalterliche deutsche Dichtung hatte Friedrich der Große kein Verständnis, wie sein im Jahre 1782 an Christoph Heinrich Müller gerichteter Brief zur Genüge beweist. Müller hatte dem König seine „Sammlung deutscher Gedichte aus dem

12., 13. und 14. Jahrhundert" gewidmet, und Allerhöchstderselbe fühlte sich bewogen, dem Editor zu schreiben:

„Ihr urteilt viel zu vorteilhaft von diesen Gedichten, die Ihr durch einen Abdruck besorgt habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver wert und verdienten nicht, aus dem Schoß der Vergangenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wollte ich wenigstens solch elendes Zeug nicht leiden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek erwarten. Viele Nachfolger verspricht aber demselben nicht

Euer gnädiger König."

Dieser Brief gilt zwar nicht, wie vielfach angenommen wird, dem Nibelungenlied, sondern Müllers für Laien schwerverständlicher Ausgabe des Parzival.

*

Zu Ausgang des 18. Jahrhunderts gingen die deutschen Fürsten gegen den aufkommenden Kaffee vor. Eine Anzahl Duodezherren verboten ihn insbesondere den Bauern, „weil dieser Stand für die Soldatenwerberei nicht abgeschwächt werden dürfe."

Friedrich der Große war auch dieser Ansicht und wollte nur die höheren Stände im Genuß des „Tränkleins" wissen. Das Volk brummte, der König ließ aber nichts nach, „dieweil er selbst in seiner Jugend mit Biersuppe auferzogen worden sei". Das Volk ging ihm anders herum zu Leibe und suchte ihn durch Karikaturen lächerlich zu machen. Als er einmal die Jägerstraße heraufgeritten kam, gewahrte er einen johlenden Volkshaufen vor einem Bilde, auf dem er selbst in kläglicher Gestalt mit einer großen Kaffeemühle auf dem Schoße abgebildet war. Er machte sich aber nichts daraus und ließ sogar das Kunstwerk „niedriger hängen", damit es alle sehen konnten.

An der Kaffeeregie wurde nichts geändert, es erstand ihr sogar ein scharfsinniger Verteidiger, der Professor Leidenfrost. Dieser „Gelehrte" schrieb unter anderem: „Es ist so leicht nicht, zwischen diesem anscheinend großen Verlust (des Geldes für Kaffee), und

zwischen dem dafür aus dem Flor des Kommerzes wieder zurückfließenden Vorteil des Landes, eine richtige Abwägung zu machen. Ich glaube, daß solches für eine Privatperson, und wenn sie auch der beste Buchhalter und Rechenmeister wäre, gar nicht möglich ist, sondern nur für die erleuchtete Einsicht der Allerhöchsten Regenten, als in welchen die Fülle aller Erkenntnis des ganzen Landes und alle Weisheit gleichsam aus allen Bächen und Strömen zusammenfleußt." Für diese Weisheit fand man keine Widerlegung.

*

So volkstümlich der große König war, so wenig beliebt war er in seinen letzten Lebensjahren. Seine Freunde, Fouqué, Zieten, waren vor ihm dahingegangen. Der alte König saß in seinem Lehnstuhl und scherzte bitter, daß er allenfalls noch zum Nachtwächter zu gebrauchen wäre. Seine Kabinettsräte mußten schon früh, oft schon um vier oder fünf Uhr, bei ihm antreten. „Mein Zustand nötigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Meine Zeit geht zur Neige; die Stunden, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehören nicht mir, sondern dem Staate."

Selbst der Nachfolger des großen Königs wartete auf seines Onkels Scheiden. Er klagte: „Der Alte scheint mit dem Teufel im Bunde zu sein, daß er ihn noch immer nicht holen will." Aber auch dem Großen gebietet die Zeit. In seinem Lehnstuhl sitzend, den brechenden Blick in die untergehende Sonne gerichtet, murmelte er auf Französisch: „Wir sind nun über den Berg, es geht uns besser." Es waren seine letzten Worte.

*

Als Napoleon I. 1806 die Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam besuchte, trat er ohne Kopfbedeckung an den Sarkophag heran. Sein Gefolge schien an dem geweihten Orte weniger ergriffen zu sein als der Kaiser selbst, er mußte seine Generale erst auffordern, gleichfalls den Hut abzunehmen. „Wenn dieser Mann heute noch lebte, meine Herren," sagte er, „dann stünden wir sicherlich nicht hier!"

Goethe und das klassische Weimar

O Weimar! Dir fiel ein besonder Los!
Goethe, Auf Miedings Tod

Der junge Goethe war, nach seiner Heimkehr von Leipzig ins elterliche Haus, wo er eine schwere Krankheit überstanden hatte, nach Straßburg gegangen, um dort seine Studien fortzusetzen. Die an geschichtlichen Erinnerungen und altertümlichen Bauwerken reiche Stadt übte einen großen Zauber auf den für alles Schöne empfänglichen Studenten aus. Besonders war er ein Bewunderer des herrlichen Münsters. Einstmals soll er auf der Seite des großen Portals in Bewunderung dagestanden haben, als ein Karrenzieher, sein Liedchen pfeifend, an ihm vorüberfuhr. Goethe drehte sich zürnend um und gab dem verblüfften jungen Kerl eine Ohrfeige mit den Worten: „Willst du staunen, Flegel!" und wies mit der Hand zum Münster empor.

*

Goethes Freund, der Dichter J. M. Reinhold Lenz, kam Anfang 1776 nach Weimar. Er war ein Kraftgenie und kümmerte sich nicht um die Regeln der Gesellschaft. Goethe hatte keine Freude an ihm, denn kaum verging ein Tag, ohne daß Lenz nicht irgendeinen dummen Streich gemacht hätte. Schon am Tage seiner Ankunft erregte Lenz unangenehmes Aufsehen. Es war bal paré am Hofe. Lenz verstand darunter einen Maskenball, ging ohne weiteres hin und forderte auch sofort eine Dame von Adel zum Tanze auf. Auf einmal kommt die Redoute in Unordnung, es wird ruchbar, „daß ein bürgerlicher Wolf unter die Adelsherde geraten". Vergebens bemühte man sich, ihn im stillen und mit guter Manier aus dem Saal zu bringen. Man mußte Goethe

rufen, der dem seltsamen Menschen den Text las, ihn auf sein Versehen aufmerksam machte und ihn endlich bewog, sich zu entfernen. Später machte Lenz einen Streich, den Goethe eine Eselei nennt, und der sehr arg gewesen sein muß, da er die Veranlassung wurde, ihn aus Weimar ganz hinwegzubringen. Es soll eine böse Klatscherei, vielleicht in bezug auf Goethes Verhältnis zu Friederike Brion oder gar zur Frau von Stein, gewesen sein. Lenz wurde „ausgeschafft". Goethe konnte derartige Naturmenschen nicht mehr vertragen.

*

Dem Schauspieler Iffland riet Goethe in jungen Jahren: „Spielen Sie entweder-oder: Immer das Äußerste, das niedrigst Komische und höchst Tragische. Es ist ein odieuser Kerl, der einmal Zeug zu was Außerordentlichem hat, und bleibt im Mittel! Hinauf — und dabei spannte er jeden Nerv — hinauf! oder ganz im Dreck." Iffland hielt sich an diesen Rat, stieg auf und blieb oben.

*

Als Karl August und Goethe noch so recht „die Lustigen von Weimar" waren, leisteten sie sich oft ganz sonderbare Späße. Einmal kamen sie auf einem Jagdausflug in ein Bauernhaus und forderten Milch. Als die Bäuerin, die am Butterfaß stand, nach dem Keller ging, packte der Herzog einen Kater und steckte ihn ins Butterfaß. Die Bäuerin merkt nichts, bis sie über alle Berge sind. Den Missetäter aber zieht es immer an den Ort seiner Schuld zurück. Auch den tollen Herzog drängte es wieder einmal, jenes Gehöft zu besuchen. Die Bäuerin erkennt ihre Leute gleich wieder, freut sich des Goldstücks, das ihr der Herzog in die Hand drückt, und verrät, nach Bauernweiberart, an die schönen Herren ihre Geschäftsgeheimnisse. „Die Butter," sagte sie, „die ist an den Hof nach Weimar gekommen. Dort war sie noch immer gut genug."

*

Von Gleim stammt eine lustige Erzählung: „Ich war in Weimar zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, und es hieß, Goethe werde später auch kommen. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mit-

gebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mitteilte. Indem ich noch las, hatte sich noch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrock, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender italienischer Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, daß ich ihn sollte näher kennenlernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies und jenes Stück ihr Urteil abgaben, eines lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblick, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wolle, damit ich nicht allzusehr ermüde. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen, und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen! was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es leidlich:

Die Zephire lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Friedrich Leopold von Stolberg und Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber beschweren konnte. Auf einmal aber war es, als ob den Leser der Satan beim Schopfe nähme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen; er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus, Hexameter, Jamben, Knüttelverse, und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasiert! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur so flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Au-

11*

toren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäzenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite lobte, so vergaß er doch auf der andern nicht, mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Personen vergriffe, denen ich Unterstützung zuteil werden ließe. So verglich er mich witzig genug in einer kleinen in Knüttelversen extemporierten Fabel mit einer über die Maßen geduldigen Truthenne, die eigne und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, der es aber gelegentlich auch wohl einmal begegnet, und die es doch nicht übelnimmt, wenn man ihr statt eines wirklichen Eies — eins von Kreide unterlegt.

‚Das ist entweder Goethe oder der Teufel,' rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. ‚Beides,' gab mir dieser zur Antwort, ‚er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe, da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man tut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.'"

*

Als sich Goethe 1789 in dem damals sehr besuchten Bade Ruhla befand, beredete er seinen Reisegesellschafter, den Oberstallmeister v. Stein, an einem sehr trüben Tage zu einem Spaziergange nach dem Inselsberge. Vergebens stellte ihm dieser das ungünstige, düster drohende Wetter vor, Goethe blieb bei seinem Entschluß. Als nun unterwegs der Nebel immer dichter ward und zuletzt in einen Regen sich auflöste, machte Stein seinem Unmut durch die wiederholte Äußerung Luft, daß er dies vorausgesagt. Goethe schwieg. Beschäftigt, Steine zu suchen, die er mit einem Hammer zerschlug, nannte er dem murrenden Freunde deren Namen, Eigenschaften und die Klasse, zu der sie gehörten. „Was gehn mich Ihre Steine an!" rief sein Begleiter ziemlich heftig. „Ich rede von Ihrem Starrsinn, der uns in dies Wetter geführt hat. Doch," fügte er einlenkend hinzu, als wolle er seine Heftig-

keit wieder gutmachen, „da Sie ein so großer Mineralog sind, so sagen Sie mir doch, was bin ich für ein Stein?“ „Auch das will ich Ihnen sagen,“ erwiderte Goethe; „Sie gehören in die Klasse der Kalksteine; kommt Wasser drauf, so brausen sie auf.“

*

Charlotte v. Kalb, Schillers Freundin, befand sich eines Abends mit Goethe in einem Zimmer des Weimarer Schlosses. Sie standen in einer Fensternische, als der Mond aufging. Die Kalb hatte diesen Augenblick, in dem sich die übrige Gesellschaft in die anderen Zimmer gezogen, benutzt, ihm mit begeisterter Seele und großer Lebhaftigkeit den Vorwurf zu machen, daß er ihr ernstes Streben nach Bildung so ganz unberücksichtigt gelassen habe. Goethe erwiderte, ohne Zweifel in der Annahme, daß der gegenwärtige Zustand ihrer Seele nicht von Dauer sei: „Der Mond ist nur einen Augenblick voll.“

*

Goethe aß zuweilen bei der Herzogin Amalie in Tiefurt zu Mittag. Der Mundkoch hatte eine Schwäche für Sauerkraut, das er häufig vorsetzte, trotzdem es Goethe zuwider war. Eines Tages, da man ihm wieder Sauerkraut aufgetischt hatte, stand er voll Verdruß auf und ging in ein Nebenzimmer, wo er ein Buch aufgeschlagen auf dem Tisch fand. Es war ein Jean Paulscher Roman. Goethe las etwas davon, dann sprang er auf: „Nein, das ist zu arg! Erst Sauerkraut und dann Jean Paul! das halte aus, wer will!“

*

Auf dem Landsitze der verwitweten Herzogin Amalie zu Tiefurt wurden einst „Die Ritter“ des Aristophanes durch Wieland, der sie für sein Athenäum übersetzt, vorgelesen. Es war im Spätherbst. Nun traf es sich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, sein Weg durch Tiefurt führte. Er kam, als die Vorlesung bereits begonnen hatte. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leicht bekleideten Achseln in seidne Tücher gehüllt, die den Fenstern zu-

nächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder schloß. Des Herzogs Gesicht, der indes auf der andern Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurückkehrte und sah, daß man eigenmächtig seinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenster, die ich vorhin geöffnet, wieder zugemacht?" fragte er die Bedienten des Hauses, deren keiner jedoch auch nur einen Seitenblick auf Goethe zu tun wagte. Dieser aber trat sogleich mit ehrerbietig schalkhaftem Ernste, wie er ihm eigen war, und dem oft die feinste Ironie zugrunde lag, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „Ew. Durchlaucht haben das Recht über Leben und Tod der sämtlichen Untertanen. Aber erst nach Urteil und Spruch!" Der Herzog lächelte, und die Fenster wurden nicht wieder geöffnet.

*

Einmal, vor Verona, ward Goethe, als er eine alte Ruine zeichnete, von Häschern angegriffen. „Da ward mir schwül," erzählte er selbst, „aber ich erwog gleich das Beste. Ich raffte mich zusammen, nahm alle Würde an und begann eine Rede. Ich entwickelte ihnen die Schönheit der Ruine, den Wert durch das Alter; ich griff ihren Stumpfsinn an und schalt sie für Klötze und Stöcke, lenkte aber bald ein, sie entschuldigend: ‚Ihr könnt solche Schönheiten nicht fühlen, da ihr sie täglich vor Augen seht und das Alltägliche keiner Aufmerksamkeit würdigt.' Die Häscher wurden ganz erstaunt über die Unbefangenheit des Spions und sahen nun alle auf die Ruine, um auch die Schönheiten zu entdecken, und da sie doch nichts sehen konnten, wurden sie ganz verdutzt." Endlich zieht Goethe den Geldbeutel und läßt Münzen klingen. Nun veränderte sich ihre Sprache. Der eine sagt zu den übrigen: „Hab' ich's euch nicht gleich anfangs gesagt, daß der Mann ein Ehrenmann sei? Da seht ihr's!" Als Goethe einige Tage darauf nach Verona kam und die Gefängnisse von außen betrachtete, „da," sagte er, „dankte ich doch dem lieben Gott, daß er mich von diesem Unglück befreit hatte."

*

1801 hatte Franz Kirms, der treue Mitarbeiter Goethes in Theaterdingen, ein scherzhaftes Rundschreiben an die Junggesellen Weimars ergehen lassen mit der Aufforderung, sich durch eine Beisteuer von einer ihnen drohenden Karikatur loszukaufen, auf der sie porträtähnlich als Mietsgäule dargestellt werden sollten, die in der Unterwelt von alten Jungfern regiert würden. Goethe sandte darauf folgenden Vierzeiler:

Ich wüßte nicht, daß ich ein Grauen spürte
Vor jenen Alten in der Unterwelt,
Wenn nur nicht jede, die mir wohlgefällt,
Hier oben mich nach Wunsch regierte.

*

Eines Sommers war Goethe zum Besuch in Dresden auf dem Körnerschen Weinberge mit Schiller. Eine ganze Anzahl Xenien entstanden in dieser ländlichen Einsamkeit. Die Damen des Körnerschen Hauses hörten über sich in der Dachkammer die Stimmen der dichtenden Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren um 12 Uhr zum Mittagessen herunterkamen, waren sie äußerst aufgeräumt und sagten mehr als einmal: Heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert worden!

*

Goethe haßte leidenschaftlich Hunde und Tabak und empfand beim Anblick schief hängender Bilder solchen Widerwillen, daß er aus diesem Grunde sogar einmal das Theater verließ.

Schiller ließ sich vom Geruch fauler Äpfel inspirieren, so daß Goethe, der die seltsame Vorliebe Schillers nicht kannte, in dessen Arbeitszimmer einmal von plötzlichem Unwohlsein befallen wurde.

*

Goethe behandelte den kränklichen Schiller wie ein zärtlicher Liebhaber, tat ihm alles zu Gefallen und sorgte für die Aufführung seiner Trauerspiele. Doch manchmal brach Goethes kräftige Natur durch, und einmal, als eben die „Maria Stuart" bei Schiller besprochen war, rief Goethe beim Nachhausegehen: „Mich soll nur wundern, was das Publikum sagen wird, wenn

die beiden Huren (die Königinnen von England und Schottland) zusammenkommen und sich ihre Aventuren vorwerfen."

*

Die erste Darstellung von Schillers „Wilhelm Tell" sollte in Weimar unter Goethes persönlicher Leitung stattfinden, der auch die Dekorationen dazu größtenteils neu anfertigen ließ. Eines Tages nahm er die schon fertig gewordenen Hintergründe in Augenschein, unter denen sich auch der zu der Szene vor Stauffachers Haus befand. Da schüttelte Goethe mißbilligend den Kopf und bat den Maler, ihm einen recht dicken Pinsel zu geben. Ohne ein weiteres Wort tauchte er ihn in die Farbe und begann zum Schrekken des Künstlers durch die schöne Schweizer Landschaft mit ihren Höhenperspektiven kräftige Striche zu ziehen. Aber siehe da! bald entwickelten sich statt der fernen kleinen Gipfel unter Goethes Händen gewaltige, ganz nahe Berge und Felsmassen. „Wir dürfen nicht vor der Schweiz stehen," rief er dabei; „wir wohnen mittendrin." Der Maler erkannte das als zutreffend und verbesserte seine Arbeit.

*

Wie Goethe sich einmal aus einer Gesellschaft entfernte, damit nicht dreizehn Gäste anwesend sein sollten, erzählt er selbst in „Dichtung und Wahrheit". Es war in Straßburg, wo er durch Salzmann Zutritt in manchen Familien fand. „In einem solchen Falle," berichtete er, „traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erst zum zweitenmal besuchte, sehr schnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß, einige spielten, und einige spazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirtin und ihre Schwester lebhaft und wie in einer besonderen Verlegenheit miteinander sprechen. Ich begegnete ihnen eben und sagte: ‚Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimnisse einzudringen; vielleicht bin ich aber imstande, einen guten Rat zu geben oder wohl gar zu dienen.' Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage: daß sie nämlich zwölf Personen zu Tische gebeten, und in diesem Augenblick sei ein Verwandter von der Reise zurückgekommen, der nun als der dreizehnte, wo nicht sich selbst, doch gewiß einigen der Gäste ein fatales Memento

mori werden würde. ‚Der Sache ist sehr leicht abzuhelfen,‘ versetzte ich; ‚Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entschädigung vorbehalte.‘ Da es Personen von Ansehen und guter Lebensart waren, so wollten sie es keineswegs zugeben, sondern schickten in der Nachbarschaft umher, um den vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geschehen, doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartentür hereinkommen sah, entwischte ich und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenau (Vorort von Straßburg) zu. Daß mir diese Entsagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge.“

*

Goethe las seine „Natürliche Tochter“ in Jena im Kreise der Professoren vor, auch Herder war dabei. Als Goethe geendet, wurde das Stück außerordentlich gelobt, nur Herder blieb stumm.

„Nun, Alter,“ redete ihn Goethe an. „Du sagst gar nichts, gefällt dir denn das Stück nicht?“

„O doch!“ antwortete Herder, „am Ende ist mir aber doch dein natürlicher Sohn lieber, als deine ‚Natürliche Tochter‘.“

Goethe hat danach Herder nicht wiedergesehen.

*

„Dieser Goethe,“ schreibt Schopenhauer, „war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht in den Sinn wollte, daß die Objekte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt werden. „Was?“ sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, „das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe.“

Wie Goethe übrigens von Schopenhauer dachte, zeigt eine Anekdote aus dem beiden Männern nah befreundeten Frommannschen Hause zu Jena, nach der Goethe zu den am Teetische über Schopenhauer, der in mürrischer Absonderung am Fenster stand, kichernden Mädchen sagte: „Kinderchen, laßt mir den dort in Ruhe, der wächst uns allen noch einmal über den Kopf!“

*

Goethe ließ Zacharias Werners „Wanda“ aufführen. Am Tage der Darstellung waren der Dichter und einige nähere

Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Goethe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzu großen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und sie, wie er es oft in ähnlichen Fällen tat, der armen Schopenhauer zuzuwenden, die, gastfrei und gefällig, dergleichen Schicksale über sich ergehen lassen mußte. Als nun nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolge die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisierten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, den die Wirtin schon des Tages zuvor angeschnitten; in ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittswunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem bekanntlich sehr zynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!" Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der „Wanda" auf den Kopf.

*

Frau von Staël war nach Weimar gekommen, um Goethe zu besuchen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, aber nach ihrem Inhalte befragt, meinte Goethe: „Es war eine interessante Stunde, ich bin nicht zu Worte gekommen, sie spricht gut, aber viel, sehr viel." Frau von Staël, die allerdings im Rufe einer ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit stand, behauptete ebenfalls, nicht zu Worte gekommen zu sein und fügte seufzend hinzu: „Wer aber so gut spricht, dem hört man gern zu."

*

Goethe litt nicht, daß Widerspenstigkeiten des Theaterpersonals seine Pläne bedrohten. Selbst die militärische Strafart, die damals bei den Hoftheatern schon außer Gebrauch war, wandte er noch an. Mehr als einen Pflichtvergessenen schickte er auf die Wache; den Damen aber gab er Stubenarrest und stellte ihnen Schildwachen vor die Tür. Für die ausgezeichneten Mitglieder und solche, die dem Antrieb des Ehrgeizes zugänglich waren, hatte

er andere Mittel. Als der Schauspieler Becker sich weigerte, in „Wallensteins Lager" eine untergeordnete Rolle zu spielen, ließ Goethe ihm sagen, wenn er die Rolle nicht spielen wollte, so würde er es tun. „Das wirkte," so erzählte er Eckermann, „denn sie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollste zu tun. Ich hätte die Rolle gespielt und würde den Herrn Becker heruntergespielt haben, denn ich kannte die Rolle besser als er."

*

Die Schauspieler, so erzählt der Kanzler von Müller, nahmen sich in einer Probe, wie immer, in Goethes Gegenwart sehr zusammen, und die Probe ging untadelig vonstatten. Die Agierenden waren sehr erfreut, der Exzellenz gar keine Veranlassung gegeben zu haben, sich über dieses oder jenes mißfällig zu äußern. Eine Schauspielerin, die dem Geheimrat eine Bitte vorzutragen wünschte, begab sich in seine Loge. Und siehe da, der Gestrenge schlief ganz behaglich.

*

Im Hause Goethes drehte sich die Unterhaltung meist um Kunst und Wissenschaft. Goethes Augen schleuderten Blitze, sobald irgendeine Klatscherei zum Vorschein kam. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er einmal sehr derb. Er rief mit dröhnender Stimme: „Euren Schmutz kehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus!"

*

Goethe hielt bekanntlich streng auf Anstand und Etikette und ärgerte sich über tölpelhafte oder anmaßende junge Leute. Eines Tages polterte ein Referendarius mit klirrenden Sporen in eine amtliche Sitzung. Goethe, der Minister, unterbrach die Sitzung und sagte in liebenswürdigstem Ton: „Herr Referendar, reiten Sie doch gefälligst einmal in die Registratur und lassen sich die Akten in Sachen Meyer geben."

Goethe soll seitdem nicht mehr über unvorschriftsmäßiges und schlechtes Benehmen junger Beamter geklagt haben.

*

Die Schokolade, das gewöhnliche Frühstück Goethes, war eines Morgens schlecht geraten.

„Unbegreifliche Ironie des Schicksals!" sprach der große Dichter zu sich selbst. „Gestern, als ich zu Bette ging, nahm ich mir vor, am heutigen Morgen den Plan zu einem Stücke zu entwerfen, zu dem die Idee sich in meinem Gehirn versteckt hält. Die ganze Nacht dachte ich daran, selbst während ich träumte. Ich wollte eine Trilogie szenieren, eine Art von gesellschaftlichem Vorwärtsschreiten, das sich recht gut dramatisieren ließe. Da sieht man nun, an was oft die Unausführbarkeit einer guten Idee hängt; ich nehme gewohnheitsmäßig nur eine Tasse Schokolade des Morgens, die Schokolade gerinnt, und die Idee ist futsch. Ich habe diesen Morgen nun gar keine Lust mehr zum Arbeiten."

Als er bis zu diesem Punkte seines Monologs gekommen war, klopft es dreimal an die Tür seines Arbeitszimmers. Wollte man bei Goethe vorkommen, so war dies nur durch Vermittlung seines Kammerdieners möglich; nur die vertrautesten Freunde klopften dreimal an die Türe und durften eintreten.

„Wenn das Schiller wäre!" dachte er. „Vielleicht könnte ich durch seine Hilfe den Faden meiner verlorenen Idee wieder aufnehmen. Herein!" rief er dann, in dieser Erwartung, mit lauter Stimme.

Unglücklicherweise war es aber nicht Schiller, aber es war der beste Dolmetsch seiner Werke, eine junge schöne Frau.

„Ich grüße Friederike Bromser, die erste Liebhaberin am großherzoglichen Theater zu Weimar, die Perle der deutschen Schauspielerinnen!"

Mit diesen Worten empfing Goethe die Eintretende höflich, aber kalt, denn sie kam stets mit demselben Anliegen zu ihm, welches in nichts anderem bestand, als in der Bitte: „Schreiben Sie mir eine Rolle."

Die Bromser setzte sich nicht, und Goethe forderte sie auf, Platz zu nehmen. Da bemerkte er, daß die Schauspielerin zitterte und bewegt war. Etwas freundlicher geworden, fragte er nach der Ursache.

„Ich zittere vor Schreck," antwortete sie, „eben als ich durch Ihr Vorzimmer ging, schauderte ich vor dem Anblick einer abscheulichen Raupe."

„Eine Raupe — bei mir? — sind Sie auch dessen gewiß?"

„Ganz gewiß," antwortete die schöne, zitternde Frau.

Er öffnete die Tür, und sie traten in das benachbarte Zimmer. Bei dem Ofen lag ein weißes Papier, auf diesem ein Maulbeerblatt und auf diesem ein kleiner, weiß und schwarz gestreifter, kriechender Wurm.

„Ach!" lachte Goethe, „was Sie, mein schönes Kind, eine abscheuliche Raupe nennen, ist nichts anderes, als ein Seidenwurm."

Er nahm sie bei der Hand, führte sie, die noch immer voll Angst war, näher und sprach:

„Sehen Sie, ohne diesen kleinen winzigen Wurm wären Sie beinahe nichts. Sie hätten nicht so feine Strümpfe, welche die Formen Ihres schönen Fußes erraten lassen; Sie hätten keine Kleider, wie Sie eben eines tragen und das Ihre Wespentaille in das schönste Licht stellt; Sie hätten nicht diese Bänder, welche den Glanz Ihres schwarzen Haares erhöhen; Sie hätten nicht dieses Tuch, mit einem Worte, Sie hätten nichts von alledem, was die schönste Frau noch immer gern hat, um ihre Schönheit zu erhöhen."

„Aber was ist dies kleine Tier für ein Ungeheuer?"

„Dieser Seidenwurm ist ein Urenkel der Schlange im Paradiese, welche unsere Mutter Eva in Versuchung führte und das Menschengeschlecht unglücklich machte! Dieser Enkel führt auch in Versuchung, aber, Sie ausgenommen, die Töchter Evas fliehen nicht vor ihm; es ist dies ein Zeichen des Fortschrittes, denn heutzutage ist das Frauengeschlecht stark; eine Frau von jetzt würde nicht den Apfel, sie würde die Schlange essen. Doch, um auf das kleine Ungeheuer zurückzukommen, so muß ich Ihnen sagen, daß es mitunter auch Gutes bewirkt; so zum Beispiel nährt dieses kleine Tier beiläufig 300 Millionen Asiaten und 50 Millionen Europäer. Wenn dieses unscheinbare Tierchen zugrunde ginge, wäre die Welt von Wehklagen erfüllt, denn es begnügt sich nicht bloß, Strümpfe, Kleider, Bänder und Tücher zu produzieren, es spinnt auch Fäden zu Papier, worauf Banknoten gedruckt werden —"

„Was Sie da sagen?!" unterbrach ihn erstaunt und lebhaft

die Schauspielerin, „Banknoten! Oh, bitte, schenken Sie mir dieses abscheuliche Tier, ich nehme es mit nach Hause!"

*

Goethe kehrte in Jena im „Gasthof zur Tanne" ein, wo sein „Erlkönig" entstanden war. Da saß der Dichter arglos bei einer Flasche Wein, den er, wie es seine Gewohnheit war, mit Wasser zu vermischen pflegte. Eine Anzahl Studenten, die ihn nicht kannten, und die in seiner Nähe Platz genommen hatten, machten sich über den alten sonderbaren Herrn lustig und spotteten darüber, daß er den schönen Wein mit Wasser vermenge. Goethe hörte eine Weile ruhig zu. Als es ihm aber zu bunt wurde, stand er auf, trank sein Glas aus, ging zu den Studenten und sagte:

„Das Wasser allein macht stumm, das beweisen im Wasser die Fische,
Der Wein allein macht dumm, das beweisen die Herren am Tische,
Daher, um keines von beiden zu sein, trink' ich mit Wasser vermischt den Wein."

*

Eine reiche Bürgersfrau aus Berlin, enthusiastische Verehrerin Goethes, entschloß sich, die damals lange Reise bei schlechten Wegen nach Weimar zu unternehmen, um den großen Mann und Dichter von Angesicht zu sehen. Glücklich an Ort und Stelle angekommen, läßt sie sich bei Goethe melden und bittet um Audienz, die ihr abgeschlagen wird. Trostlos und voller Schmerz läuft sie zu dem Geheimrat von Müller, dem Freunde Goethes, und bittet um dessen Vermittlung. Diesem läßt Goethe sagen: „Laß deine Klientin wissen, daß ich sie morgen früh 11 Uhr empfangen will." Spät abends erhält die Supplikantin diese sie beglückende Nachricht, welche ihr eine schlaflose Nacht macht. Sie eilt noch vor der Zeit nach der Wohnung des großen Mannes, wo sie von einem Diener in den Empfangsalon geführt wird. Im höchsten Grade aufgeregt, durchmißt die gute Frau den Saal, bis endlich der Ersehnte erscheint, sie auf ihn zustürzt, sich auf die Knie wirft und pathetisch deklamiert:

„Fest gemauert in der Erde
Steht das Haus aus Ton gebrannt!“

Goethe lachte und erwiderte: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen! Adieu, Madame!“ und damit verließ er kopfschüttelnd das Zimmer.

Überglücklich kam die Berlinerin in ihren Gasthof zurück und rief dem Wirt entgegen: „Nun hab' ick ihn jesehen und ooch jesprochen! Jott, welch ein Mann!“

*

Als Goethe eines Abends mit dem Prinzenerzieher Soret zur Dämmerstunde im Weimarer Park spazieren ging, gewahrten sie ein Pärchen, das zwar verheiratet war, aber nicht miteinander. Goethe und Soret sahen sich schweigend an. Da blieben die Zärtlichen plötzlich stehen — und küßten sich.

Soret nahm Goethe am Arm: „Haben Sie das gesehen?“ „Gesehen habe ich es,“ sagte Goethe und ging weiter, „aber — ich glaube es nicht.“

*

Eckermann sprach eines Tages Goethe sein Bedauern darüber aus, daß er Napoleon nicht gesehen habe. „Freilich,“ sagte Goethe, „das war auch der Mühe wert. Dieses Kompendium der Welt!“ — „Er sah wohl nach etwas aus?“ fragte Eckermann. — „Er war es,“ antwortete der Dichter ganz groß, „und man sah ihm an, daß er es war: das war alles!“

*

Zu den Schwächen des alten Goethe gehörte es, sich an seinem Geburtstage recht feiern zu lassen. Am 27. August 1825 stellte sich sein Sekretär, O.L.B.Wolff (als Professor in Jena 1851 gestorben), am frühen Vormittage bei ihm ein, um die Befehle für die Geburtstagsfeier des nächsten Tages entgegen zu nehmen. Die Exzellenz ging finsteren Angesichts, offenbar sehr verdrießlich, umher, die Arme in gewohnter Weise wie Napoleon auf dem Rücken gekreuzt. Der Sekretär erhielt kaum einen Gegengruß und blieb verblüfft an der Tür stehen, da er in jedem der Fenster eine Flasche Malvasiers entdeckte und bei jeder ein Glas stehen sah, während der alte Herr bei seinem Spaziergange, so oft er an

einem Fenster vorbei kam, sich eines der Gläschen füllte und hinabstürzte.

Plötzlich schritt Goethe auf den erstaunten Sekretär zu und blieb ihm vor der Nase stehen, ihn streng anfahrend:

„Sie wundern sich, was ich hier manipuliere, mein Bester? Wundern Sie sich über nichts mehr. Wo das Gemüt sprechen soll, da vergeßt Ihr Euch. Da niemand in ganz Deutschland, noch sogar in meinem Hause, meines Geburtstags gedenkt und auf meine Gesundheit trinkt, so trinke ich sie mir selber zu und tue mir allein ein Bene an."

„Euer Exzellenz Geburtstag?" stotterte Wolff. „Du lieber Himmel, die ganze Welt denkt ja daran, und um es nur einzugestehen, gerade in diesem Jahre werden schon seit Monaten Vorbereitungen getroffen. Wer sollte auch des achtundzwanzigsten Augusts nicht gedenken! Aber Exzellenz, der ist erst — morgen."

Nun war es an Goethe, verblüfft zu werden. Er starrte Wolff einige Sekunden sinnend an; dann aber sagte er, wie zu sich selbst, ärgerlich mit den Fingerspitzen schnalzend:

„Richtig, heute ist erst der siebenundzwanzigste! Ei, ei, das wäre ja höchst unlieb, wenn ich in dieser Irrung mir so zwecklos ein Zöpfchen angezecht hätte!"

*

Goethe hat auch einmal gestohlen. Als das Platin in der Naturwissenschaft aufkam, schickte Alexander von Rußland eine Platte dieses Metalls an den Chemiker Döbereiner in Jena. Goethe, damals ein leidenschaftlicher Mineralog, bekam sie zuerst zu Gesicht und gab sie trotz aller Bitten und Beschwerden Döbereiners nicht wieder zurück, so daß dieser sich schließlich klagend an Karl August selber wandte. „Lassen Sie den alten Kerl zufrieden," sagte dieser, „die Platte gibt er nun einmal nicht wieder heraus. Ich werde um eine andere nach Rußland schreiben."

*

Einmal nahm der Großherzog Karl August den König Ludwig von Bayern mit zu Goethe. Der König brachte einen Orden für den Dichter mit und bat, als Zeichen seiner tiefsten Verehrung, diesen Orden anzunehmen. „Wenn mein durchlauchtigster Souverän es erlaubt —," versetzte Goethe; darauf der

Großherzog: „Alter Kerl, schwatz Er kein dummes Zeug, sonst erlaube ich's nicht!"

*

Alle Berichte sagen, daß Goethes Stimme ein sehr wohlklingender Baß gewesen sei, und daß er rezitierend oder deklamierend großen Eindruck machte. Uns Heutige würde es freilich stören, daß der berühmte Dichter, ebenso wie Schiller und fast alle Zeitgenossen, seine heimatliche Mundart nie ganz aufgab. Eine Schulsprache gab es damals noch nicht, und ebensowenig hatte das Theater die Deutschen in dieser Hinsicht schon erziehen können. So sprach Goethe, wenn er sich gehen ließ, „frankfortsch", und dem Berliner, der sich über das Berlinische seiner Landsleute nicht wunderte, fiel das natürlich auf. So dem Dr. Parthey, der am 28. August 1827 mit August Goethe an der Tür eines Zimmers stand, in dem der Dichter die Fürstlichkeiten, die ihm zum Geburtstag gratulierten, empfing. Goethe trat plötzlich heraus und sagte eilig zu seinem Sohne im echtesten Frankfurter Dialekte: „August, der König von Bayern will ä Glas Wasser habbe!"

*

Tieck las Goethe seine „Genoveva" vor. „Tieck," so äußerte sich Goethe, „begann zu lesen um acht Uhr, als er aufhörte, schlug es elf; neun und zehn Uhr habe ich nicht schlagen hören."

*

Goethes achtzigster Geburtstag war für Weimar ein festlicher Tag, jedes Haus war geschmückt und prangte abends im Glanz der Illumination. Das Volk gab an diesem Tage seiner Verehrung oft auf die naivste Weise Ausdruck. So auch der Metzger Auerbach, Goethes langjähriger Lieferant. Über seinem Laden hatte er ein riesiges Transparent angebracht, auf dem die Verse leuchteten:

„Herr Goethe ist in seinem Fach
Was Metzgermeister Auerbach."

Der Dichter war aufs höchste belustigt, als er abends durch die illuminierte Stadt fuhr und diese schnurrige Huldigung sah.

*

Ein altes Mütterchen in einem elsässischen Dorf, das noch Friederike von Sesenheim gekannt hatte, wurde von einem Goetheforscher aufgesucht. Die Alte kramte ihre Erinnerungen aus: „Riekchen war so ein herziges Kind; alle Welt hatte sie gern.“ „Na und Goethe?“ fragte der Forscher.

„Ja, der Goethe, der Goethe,“ sagte die Alte, „der hat's Riekchen so geliebt. Wir glaubten, sie würden ein Paar, aber eines Tages war der Goethe auf und davon, und kein Mensch hat je wieder etwas von ihm gehört.“

*

In Weimar wurde einmal die „Natürliche Tochter“ aufgeführt. Nach dem zweiten Akt wendet sich ein Student an einen neben ihm sitzenden ältlichen Herrn mit der Frage: „Um Vergebung, ist das Stück nicht von Vulpius?“ Vulpius war bekanntlich der Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“ und anderer viel gelesener Räuberromane, außerdem Goethes Schwager. Der ältere Herr erwiderte: „Nein, das Stück ist von Goethe.“ Nach dem dritten Akt fragt der Student von neuem: „Wissen Sie auch ganz gewiß, daß das Stück nicht von Vulpius ist?“ „Nein,“ erwidert der Nachbar, „es ist von Goethe.“ Nach dem vierten Akt meint der Hartnäckige: „Ich glaube immer noch, das Stück ist von Vulpius.“ Wieder erhält er die Zurechtweisung des Nachbars. Am Schluß sagt der Student kopfschüttelnd: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, das Stück ist doch von Vulpius.“ Da erhebt sich der andere zu seiner ganzen Größe und sagt mit flammendem Auge: „Das Stück ist von Goethe, und ich bin Goethe.“ „Sehr erfreut,“ erwiderte der Musensohn mit einer kleinen Verbeugung, „mein Name ist Müller.“

*

In Gegenwart Alexanders von Humboldt wunderte sich jemand, wie es käme, daß Goethe so langsam in Deutschland bekannt würde, worauf der große Naturforscher antwortete:

„Die Deutschen brauchen für jede Dummheit zweihundert Jahre: hundert, um sie zu begehen, und hundert, um sie einzusehen.“

*

Schiller trieb in seinen Jünglingsjahren Musik und spielte Harfe. Wie das nun oft bei Nachbarn ist: sie haben eine Ab-

neigung gegen nachbarliche Musik; auch der Zimmernachbar Schillers war dem Spiel des Dichters nicht hold. Eines Tages ulkte er ihn im Vorbeigehen an: „Herr Schiller, Sie spielen wie David — nur nicht so schön.“ — „Und Sie,“ gab Schiller zurück, „Sie sprechen wie Salomo, nur nicht so klug.“

*

Als Schiller einmal von einem Freunde gebeten wurde, er möge ihm die erste Ausgabe der „Räuber“, welche auf dem Titel das Motto führt: In tyrannos!, leihen, gab er zur Antwort: „Beschter Freund, Sie müsse von keinem Autor eines seiner Werke leihen wollen; mit sehr vielen Büchern kann man dienen, aber von seinen eigenen hat man nicht eines auf dem Brett behalten.“

*

Auf was Schiller verfiel, das trieb er mit Heftigkeit und Übermaß. Er hatte sich ein Pferd gekauft, ritt alle Tage von Hause an in Galopp, kam oft in Karriere zurück, so daß er das Pferd nicht halten konnte und sich nur dadurch rettete, daß das Tier seine Heimat wußte, und zum Glück eine Straße ohne Durchgang bei seinem Hause war, wo das Pferd doch stehen mußte. Goethe sagte von Schillers Übermaß in der Arbeit, wie Karl Friedr. Ant. v. Conta (1778—1850), weimarischer Staatsbeamter, zuletzt Präsident der Landesdirektion, berichtet:

„Im Mai 1820 war ich so glücklich, in Karlsbad mehrere Wochen im täglichen Umgang mit Goethe zu verleben. Wir sprachen über Schiller. ‚Schiller,‘ sagte er, ‚behauptete, der Mensch müsse können, was er wolle,‘ und nach dieser Manier verfuhr er auch. Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Schiller stellte sich die Aufgabe, den ‚Tell‘ zu schreiben. Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit so viel Spezialkarten der Schweiz zu bekleben, als er auftreiben konnte. Nun las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Wegen und Stegen des Schauplatzes des Schweizer Aufstandes auf das genaueste bekannt war. Dabei studierte er die Geschichte der Schweiz, und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich über die Arbeit und — hier erhob sich Goethe und schlug mit geballter Faust auf den Tisch — buchstäblich genommen stand er nicht eher vom

12*

Platze auf, bis der ‚Tell' fertig war. Überfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten."

*

Schiller las „Maria Stuart" mehreren Kunstfreunden vor, auch waren die Schauspieler, denen bedeutende Rollen zuteil wurden, gegenwärtig. Haide bekam den Melvil und obendrein, da Vohs bald erkrankte, den Mortimer, so daß er, wie in Wallensteins Tod, zwei Rollen zu spielen hatte. Solange Madame Vohs die Stuart spielte, blieb in der kecken Angriffsszene auf Mariens Schönheit im dritten Akt keine Zeile weg. Als Demoiselle Jagemann die Rolle bekam, bat sie den Schauspieler, die aufdringlichsten Redensarten wegzulassen. Schiller trat aber unentwegt für die Szenen des fünften Aktes ein, und Haide, als Katholik, mußte ihm den ganzen kirchlichen Ritus der Ohrenbeichte und des Abendmahles mitteilen. Er gab ihm auf, soweit es mit den Worten übereinstimme, die übliche Priestermanier bei Administration beider Sakramente genau darzustellen, die Absolution mit der ein dreifaches Kreuz bildenden Geste deutlich zu bezeichnen und das Abendmahl unter zweierlei Gestalt zu reichen, indem zu dem Kelche — dem Vorzug der katholschen Priester, auch die Könige berechtigt seien. Nach einer Vorprobe wurde der Herzog von dieser — Profanation nannten's einige — unterrichtet; er schrieb Schiller einen ausnehmend artigen eigenhändigen Brief, und bat ihn: die öffentliche Feier einer religiösen Weihe vom Theater wegzulassen, indem er und die Besseren wohl mit ihm einverstanden seien, allein die gemeine Masse dürfte daran Anstoß nehmen. Schiller war darüber so aufgebracht, daß er leidenschaftlich ausrief: „Ich will ein Stück schreiben, worin eine genotzüchtigt wird und — sie müssen zusehen."

*

Schiller war bei den Proben voll Nachsicht und Freundlichkeit gegen die Schauspieler, man mußte ihn liebgewinnen; und doch gab es einige gelehrte Thebaner unter diesen, die sich klüger dünkten als er, weil ihnen die sogenannten Handgriffe des Büh-

nenlebens mehr zu Gebote standen; und sonach kamen Widersprüche bald von dieser, bald von jener Seite. Schiller widerlegte stets mit der größten Freundlichkeit oft ganz widersinnige Ansichten. Einmal jedoch riß der Faden seiner Geduld. Es war der „Tankred" nach Voltaire, von Goethe schon einige Male aufgeführt. Bei einer abermaligen Wiederholung des Stückes hielt Schiller die Probe ab, und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsames Auge auf Haide zu haben, der den Tankred spielte, daß er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organs anschlagen und sich der ewigen Malerei mit den Händen und Armen enthalten solle. Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen; auch die Warnungen Schillers fruchteten nichts; er wollte diesem sogar seine Gründe auf das breiteste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus, und er rief voller Zorn: „Ei was! mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habbe will. Und er hat recht — es ischt ä Graus, des ewige Vagiere mit den Händ und das Hinaufpfeife bei der Rezitation!" Haide stand wie vom Donner gerührt da, so war Schiller noch nie aufgetreten, und fügen mußte er sich schon.

*

Als Schillers „Jungfrau von Orleans" zum ersten Male in Leipzig aufgeführt wurde, war er daselbst anwesend. Das Publikum bewies seine Teilnahme für ihn auf eine in den Annalen der deutschen Bühne vielleicht einzige Art. Das Haus war, ungeachtet des heißen Tages, zum Erdrücken voll, die Aufmerksamkeit die gespannteste. Kaum aber rauschte nach dem 1. Akt der Vorhang nieder, als ein tausendstimmiges „Es lebe Friedrich Schiller!" wie aus einem Munde erscholl, in welchen allgemeinen Jubelruf die Pauken wirbelten, die Trompeten schmetterten. Der bescheidene Dichter dankte aus seiner Loge mit einer Verbeugung; aber nicht allen war es gelungen, den Allbewunderten zu sehen. Nach Beendigung des Stückes strömte daher alles aus dem Hause, um ihn zu erblicken. Der weite Platz von dem Schauspielhause bis zum Ranstädter Tor stand dicht gedrängt voll. Jetzt trat er heraus, und im Nu war eine Gasse gebildet; Stimmen ge-

boten, das Haupt zu entblößen, und so ging denn der Dichter durch die Menge seiner Bewunderer, die alle mit unbedecktem Haupt dastanden, hindurch, während hinten Väter ihre Kinder in die Höhe hoben und riefen: „Seht, dieser ist es!"

*

Schillers Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben.

Dem Schauspieler Vohs, einem ausgezeichneten Künstler, hatte Schiller die Rolle des Macbeth zugeteilt. Bei der ersten Theaterprobe war Vohs seiner Aufgabe noch nicht so mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und selbst die lauteste Hilfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Vohs wegen seines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung stand und man seine Reizbarkeit kannte, so machten Dichter und Direktor gute Miene zum bösen Spiel, und keine Rüge erfolgte ob der Nachlässigkeit. Dieser störende Übelstand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor. Goethen schwoll nun die Zornesader, und er rief mit seiner mächtigen Stimme Genast, den Regisseur, an: „Herr G'nast, verfügen Sie sich zu mir herab! Was ist denn das mit diesem Herrn Vohs? Der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle; wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publikum blamieren? Man sistiere das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Vohs noch dem Personal zu verschweigen." Schiller suchte Goethes Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Vohs, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde, denn die Auffassung des Charakters sei vortrefflich. Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich, beauftragte aber Genast, Vohs im Vertrauen einen Wink zu geben, was dieser aber bleiben ließ, da er die heftige Gemütsart von Vohs nur zu gut kannte. Die Vorstellung fand den anderen Tag statt. Der Andrang des Publikums war groß. Bruder Studio hatte sich von Jena in pleno aufgemacht, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, um der ersten Vorstellung des „Macbeth" beizuwohnen. Der Beifall steigerte sich von Akt zu

Akt, und namentlich war es Vohs, der das Publikum enthusiasmierte. Nach dem zweiten Akt kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzlichen schwäbischen Dialekt: „Wo ischt der Vohs?“ Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen; Schiller umarmte ihn und sagte: „Nein, Vohs! ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Akt um!“ Vohs mußte sicher anderes erwartet haben. Denn mit inniger Freude dankte er Schiller für seine unbegrenzte Nachsicht. Dann wandte sich Schiller mit den Worten an Genast: „Sehe Sie, Genascht, wir habbe recht gehabt! Er hat zwar ganz andere Vers gesproche, als ich sie geschriebe hab', aber er ischt trefflich!“

*

Schiller, dem die herrlichsten Verse sehr häufig geradezu von den Lippen flossen, war — diesen Zug teilte er mit anderen Großen — ein schlechter Gelegenheitsdichter, wenn es darauf ankam, Reime für einen zufällig gegebenen Zweck zu drechseln. Einmal kam er verspätet in eine Abendgesellschaft. Man hatte auf ihn gewartet und rechtfertigte ihn damit, daß er ganz in sein neues Werk, den „Tell“, vertieft sei. Er blieb ernst und gedankenschwer, antwortete zerstreut; man mußte glauben, er sei mit seinen Gedanken anderswo als hier, wo er leibhaft war. — Nun begab es sich, daß ein alter Herr bei einer Fischspeise von dem Leberreim sprach, den Gellert einem Vornehmen, der ihn unablässig mit dem ehemals sehr gebräuchlichen Er angeredet hatte, hingeworfen haben soll, nämlich:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Bär,
Den nenn' ich Grobian, der stets mich nennet Er.“

Darauf hingelenkt, machte man den beliebten Spaß nach, und er ging fleißig ringsum von den Lippen. Als die Reihe an Schiller war, sah er sich, mutmaßlich kaum wissend, was man von ihm wolle, wie verlegen um, setzte an und — plötzlich schwieg er kopfschüttelnd, die Zumutung mit Recht mißbilligend. „Das war mir,“ so schreibt Gubitz, der dieses Begebnis mitgeteilt hat, „von dem großen Dichter so begreiflich, daß ich mein gefüllt vor mir stehendes Glas ergriff, freudig zu Schiller lief, in Na-

türlichkeit darüber jubelnd, daß, während wir anderen flott gereimt hatten, wie uns der Schnabel gewachsen, ein so berühmter Meister sich nicht habe zu dem losen Spiel bequemen wollen."

*

Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller, von seinem Aufenthalt in der Militärakademie in Stuttgart (Karlsschule) zu reden und von den Vorfällen, die ihm am interessantesten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtstagsfest der Gräfin Franziska von Hohenheim gnädigst befohlenermaßen verfertigt, und worin er die akademische und Universitätsfreiheit nebeneinanderstellte, erinnerte er sich oft mit großem Vergnügen. Obrist Seeger habe sie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Karlsschule mehr ins Licht, und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sei der Kontrast zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vorteil der Universitäten.

*

An einem Weihnachtsabend saß Schiller allein vor einem mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum. Der junge Voß, der ihn besuchte, war über den unerwarteten Anblick sehr verwundert und fragte ihn, was er da mache? „Ich erinnere mich meiner Kindheit," erwiderte er, „und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes vorwegzunehmen. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat."

*

Frau von Staël hatte in Jena in einem Hause gewohnt, das wegen eines Spukes anrüchig war, und wußte sich etwas damit, daß während ihrer Anwesenheit sich von diesem nichts habe merken lassen. Schiller meinte, darüber dürfe sich niemand wundern, denn selbst der leibhaftige Teufel möge mit der nichts zu schaffen haben.

*

Bei seiner Anwesenheit in Berlin befand sich Schiller in der Gesellschaft bei der Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Abends zuvor war die „Jungfrau von Orleans" aufgeführt worden, und nach geschickten und ungeschickten Lobeserhebungen, die von allen Seiten dem schweigenden und wie in sich gekehrten Dichter zuflossen, wurde auch über das Schauspielhaus gesprochen. Als nun eine Dame sagte: „Wenn der Vorhang aufgeht, ist leider sehr viel Zug zu bemerken!" war es, als ob dies ihn aus seiner Selbstbetrachtung geweckt hätte, indem er lächelnd ausrief: „Ganz recht, viel Zug, zuviel Zug, er treibt sogar die Handlung auseinander!"

*

Schiller war in seinen Geldgeschäften äußerst nachlässig. Nie wurde eine Rechnung anders berichtigt, als daß es ungewiß blieb, ob er oder andere noch einige Groschen, oft auch Gulden, schuldig seien. In späteren Jahren befleißigte er sich jedoch einer Genauigkeit, die ans Kleinliche grenzte, und er forderte den halben Heller, den er auch ausbezahlte. Er hatte auf einmal rechnen gelernt. Einst berechnete er im vollen Ernst, mit wie wenig der Mensch im Jahre leben könne, und die ganze Summe belief sich auf sechs Taler. Die Rechnung war etwa in folgendem Sinne: man kauft sich einen Laib Brot, man hat an einem halben Kreuzer täglich mehr als genug. Man ißt in der Woche einmal eine warme Wurst usw.

*

Heinrich Voß, der mit Goethe und Schiller auf sehr vertrautem Fuße stand, berichtete am 12. August 1806 an Christian Niemeyer:

„Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillett. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin geschrieben hatte: ‚Der letzte Neujahrstag' statt ‚erneute' oder ‚wiedergekehrte' oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er es und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Stelle kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom ‚letzten' Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besuchte er die Frau von Stein, erzählte ihr, was ihm begegnet sei und äußerte, es

ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde."

Schiller starb am 9. Mai 1805, Goethe überlebte ihn 27 Jahre.

*

Hölderlin schildert seinen ersten Besuch bei Schiller: „Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut, etwas Besonderes ahnen ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt' ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn, begrüßt' ich ihn und war einzig im Innern und Äußern mit Schillern beschäftigt. Der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die ‚Thalia', wo ein Fragment von meinem ‚Hyperion' und mein Gedicht ‚An das Schicksal' gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fühlt' es, daß ich über und über rot wurde; hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenblaß geworden. Er wandte sich darauf zu mir, erkundigte sich nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfs, und ich beantwortete das alles so einsilbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde! Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar; der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen — aber ich ahndete nichts. Der Maler Meyer aus Weimar kam auch noch; der Fremde unterhielt sich über manches mit ihm; aber ich ahndete nichts! Ich ging und erfuhr an demselben Tage, daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei."

*

Musäus, der gemütliche, liebenswürdige Verfasser der „Deutschen Volksmärchen", wurde sehr häufig zu Tische geladen, da sein unbefangener, natürlicher Humor, der in seinen Schriften lebt und webt, zur Erheiterung und Würze des Mahles wesentlich beitrug. So wurde er auch einmal nach einer längeren Krankheit, die er überstanden hatte, mit seiner Frau zu Tische gebeten. Alles

freute sich über sein gutes Aussehen, als er eintrat; gegen Ende der Mahlzeit konnte es jedoch seine Frau nicht länger über sich gewinnen, zu verschweigen, daß er nur darum so gut aussehe, weil er, als er in die Gesellschaft gegangen sei, sich geschminkt habe.

„Na, hast du's nun endlich vom Herzen herunter," sagte Musäus, „ist dir jetzt leichter? Nun ja, ich habe mich rot angestrichen, um dem Bedauern wegen meiner Krankheit auszuweichen und lieber wegen meiner Gesundheit beneidet zu werden. Aber weil meine Frau eine solche Plaudertasche ist, so will ich nun auch das Maul nicht halten und erzählen, was mir mit ihr vor kurzem auf dem Wege nach Erfurt passiert ist. Wir fuhren an einem blaublühenden Felde vorbei, und ich sagte: ‚Sieh, wie schön der Flachs steht!' Darauf weist meine Frau auf das Feld daneben und sagt, um ihre außerordentlichen Wirtschaftskenntnisse zu zeigen:

‚Auch das Werg daneben steht recht gut.'"

*

Großherzog Karl August hörte einst eine neueinstudierte Oper an. Der Bassist hatte seine Arie mit dem tiefen C geschlossen. Der Herzog erhob schon die Hände zum Applaus, da schlossen sich an den Schlußton des Sängers noch vier tiefe Töne an, so markig und voll, daß stürmischer Beifall losbrach. Der Fürst erfuhr, daß der Jenaische Student der Medizin Stein aus Ulk der Arie noch „eine tiefe Quart" angefügt hatte. Er wollte den Studenten zum Sänger ausbilden lassen, doch Stein lehnte ab und — verfehlte seinen Beruf, denn er hatte zu nichts anderem Talent, fiel durch sämtliche Examina und starb 1846 im Straßengraben.

*

Aus seiner Biberacher Stadtschreiberzeit erzählt Wieland von einer Philisterrevolution, die in Motiv wie Verlauf allerdings kaum ihresgleichen haben dürfte. Es sollte ein junger Geistlicher angestellt werden, doch fand er den Widerstand eines Amtsbruders, der mit den boshaftesten Mitteln eine Geschichte aufdeckte, die nur aus den damaligen Zuständen zu begreifen ist. Der

junge Geistliche war, ehe ihm eine hilfreiche Hand das Studium der Theologie ermöglichte, „Hanswurst“ in einer Jahrmarktsbude gewesen. Der Budenbesitzer kam nach Biberach und hörte unter Schluchzen der Probepredigt seines früheren Clowns zu. Man fragte ihn nach dem Grunde seiner Trauer, und er antwortete: „Einen solchen Hanswurst bekomme ich nie wieder.“ Wieland hatte in Biberach, seinem Abdera, eines der Lager entdeckt, gegen die er sein Leben lang fortan gefochten hat: die Philisterei mit ihrer Zugabe von Intoleranz.

*

Zu Prellers Schülern in Weimar gehörte seit 1849 der Sohn Eckermanns, Karl, dem der Vater, der früh Witwer geworden war, eine eigenartige Naturerziehung angedeihen ließ.

Der junge Mann war einmal längere Zeit ohne Entschuldigung ausgeblieben, worüber Preller sehr ärgerlich war. Da erschien eines Tages der Vater mit einem Bild seines Sohnes unterm Arm: Gänse im Kampf ums Futter gegen einen Hund.

„Was sagen Sie dazu?“

„Nun,“ erwiderte Preller, „gebraten wären sie mir lieber.“

„Ja, Herr Professor,“ sagte darauf der Alte spitz, „Ihre Tannenbäume hätt’ ich auch lieber im Ofen.“

*

In Weimar gab es kürzlich eine lebhafte Debatte im Gemeinderat, ob man es wohl verantworten könnte, nach Nietzsche eine Straße zu benennen. Auf beiden Seiten heftige Worte, bis schließlich eine liebenswürdige Exzellenz vermittelte. Er sprach nach der einen Seite lächelnd:

„Man mag ja nach dem Philosophen eine Straße nennen, aber — nach der anderen Seite gewendet — selbstverständlich würde ich persönlich nie in eine solche Straße ziehen!“

Um dieses scheinbar unglaubliche Vorkommnis verständlich zu machen, ist daran zu erinnern, daß das Goethe-Schiller-Archiv die Handschriften Nietzsches, die ihm die Schwester des Philosophen zuführen wollte, seinerzeit abgelehnt hat — wahrscheinlich, weil die akademischen Sachwalter dieser Kulturstätte Nietzsche nicht für voll nahmen.

Das reizbare Geschlecht der Dichter

> Ein Dichter lädt an keinen kargen Tisch,
> Er fühlt sich reich und lebt verschwenderisch,
> Weil er sich eher jeden Fehl verzeiht
> Nur nicht gedankenlose Nüchternheit.
> Platen, Schatz des Rhampsinit

Dante war keineswegs der menschenscheue Sonderling, als der er heute gilt. Die Zeitgenossen berichten, er sei im Essen und Trinken ein Epikureer gewesen. Wenn er getrunken hatte, war er meist übler Laune, und deshalb neckte man ihn zuweilen. So erzählt Bracciolini folgende Anekdote:

Dante war einmal zu Tisch bei den Cane della Scala, und zwar hatte man ihm den Ehrenplatz zwischen Vater und Sohn angewiesen. Damals hatte man noch die Gewohnheit, die Knochen unter den Tisch zu werfen. Die beiden Cane legten nun Dante heimlich alle Knochen und Gräten von ihren Tellern und den der andern Gäste zu Füßen. Als das Essen vorbei war, betrachteten alle den Haufen dieser Überreste und beglückwünschten Dante spöttisch zu seinem guten Appetit.

„Ach," sagte der Dichter, „ich habe wenig gegessen im Vergleich zu meinen Nachbarn, nur habe ich die Knochen übriggelassen, während sie in ihrer Eigenschaft als Hunde (cane) alles verzehrt haben; deshalb sieht man nichts neben ihren Stühlen."

Viele Episoden in seinem „Inferno" sind Anspielungen auf kleine Anekdoten, die in seinen Kreisen erzählt wurden.

*

Rabelais hatte das Pech, daß ihm auf einer Reise nach Paris das Geld ausging. Als er merkte, daß er seine Zeche nicht bezahlen konnte, füllte er zwei kleine Beutel mit Asche, heftete an jedes ein Zettelchen mit der Aufschrift „Gift für den König" und

„Gift für die Königin“. Die Beutel ließ er in der Wirtsstube fallen, und bald wurde er verhaftet. Er bat, man möchte ihn nach Paris an den Hof bringen, er habe wichtige Botschaft. Das geschah, und als er in Paris war, erzählte er lachend diese echt rabelaische Posse, die ganz im Geist seiner Zeit lag und viel belacht wurde.

*

Als Rabelais die letzte Ölung erhalten hatte, besuchte ihn einer seiner Freunde. „Nun wirst du wohl für die künftige Welt vorbereitet sein?“ fragte er ihn. „Ja,“ antwortete Rabelais, „eben haben sie schon meine Stiefel geschmiert.“

*

Der Theaterdichter galt noch im Anfang des 17. Jahrhunderts beim Publikum so wenig, daß die Schauspielertruppen es meist nicht für nötig hielten, in den Ankündigungen der Stücke den Namen der Dichter zu nennen. Das Honorar, das sie diesen zahlten, war sehr gering. So erhielt der fruchtbare Alexander Hardy (1560—1630) für jedes Theaterstück nicht mehr als 6 oder 9 Franken und einen kleinen Anteil der Einnahme. Später machte man Corneille den Vorwurf, daß er nicht unter gleichen Bedingungen arbeite wie Hardy und andere Dichter, und daß er das Geschäft verteuere. Eine Schauspielerin klagte: „Herr Corneille hat uns sehr geschädigt. Früher erhielten wir für billiges Geld Theaterstücke, die man uns in einer Nacht anfertigte; man war daran gewöhnt, und wir verdienten viel Geld damit. Jetzt kosten die Stücke des Herrn Corneille uns viel Geld, und wir verdienen wenig damit. Allerdings waren sie früher elend, und jetzt sind sie vorzüglich, aber das Publikum war daran gewöhnt, und es befand sich wohl dabei, zumal das Talent der Schauspieler die Schwächen verdeckte.“

*

Henriette von Orléans liebte die Dichtungen Racines, in denen die Wonne und Qual der Liebe und die Leidenschaft der Eifersucht hinreißend geschildert wurden. Dagegen war ihr der schon alternde Corneille mit seinem starren Wesen, seiner Vor-

liebe für Darstellung politischer Kämpfe fremd geblieben. Sie gehörte schon einer Generation an, die die Begeisterung über die Corneilleschen Jugendwerke nicht mit erlebt hatte und den heroischen Sinn der früheren Zeit nicht mehr recht verstand.

Nun wollte sie einen Wettkampf zwischen Corneille und Racine veranstalten und veranlaßte deshalb beide Dichter, dasselbe Thema zu behandeln, ohne daß einer von des andern Arbeit wußte. Das Thema war die Neigung des Kaisers Titus zu Berenice.

Indem sie den beiden Dichtern die gleiche Aufgabe stellte und gewissermaßen die junge dramatische Schule zum Turnier mit der älteren führte, hatte sie Sorge getragen, das Kampffeld so zu wählen, daß es der ersteren schon zum voraus die Gewähr des Sieges bot. Sie erlebte jedoch die Aufführung der beiden Schauspiele nicht. Racines „Bérénice" wurde im Hôtel de Bourgogne aufgeführt, und acht Tage später spielte Molières Truppe im Palais-Royal das Corneillesche Stück „Tite et Bérénice". Der Sieg Racines war nicht zu bezweifeln und fügte eine neue Kränkung zu den bitteren Erfahrungen des alternden Corneille.

*

Als William Shakespeare einst der Vorstellung seines „Richard III." beiwohnte, sah er einen Schauspieler sehr eifrig und zärtlich mit einem jungen reizenden Frauenzimmer sprechen. Er näherte sich unvermerkt und hörte das Mädchen sagen: „Um 10 Uhr poche dreimal an die Tür, ich werde fragen: ‚Wer ist da?', und du mußt antworten: ‚Richard III.'"

Shakespeare, der die Weiber sehr liebte, stellte sich eine Viertelstunde früher ein und gab beides, das verabredete Zeichen und die Antwort, ward eingelassen und war, als er erkannt wurde, glücklich genug, den Zorn der Betrogenen zu besänftigen.

Zur bestimmten Zeit fand sich der wahre Liebhaber ein. Shakespeare öffnete das Fenster und fragte leise: „Wer ist da?"

„Richard III.," war die Antwort.

„Richard," erwiderte Shakespeare, „kommt zu spät; Wilhelm der Eroberer hat die Festung schon besetzt."

*

John Milton, der große republikanische Dichter Englands, der schon zu Lebzeiten gefeierte Autor des „Verlorenen Paradieses", erhielt für seine Werke wenig klingenden Lohn. Wenn er bei der Lektüre von Werken anderer Schriftsteller eine Bemerkung oder einen Gedanken las, die auch in seinen Schriften schon zum Ausdruck gekommen waren, so rieb er sich die Hände und rief: „Da finde ich doch wieder einmal eines von meinen Kindern, das sein Glück gemacht hat."

*

Milton schrieb über die Ehescheidung, um geschieden zu werden. Als er erblindet war, nahm er eine zweite Frau. Als ein Freund sein Befremden darüber äußerte, wie er bei seiner Blindheit eine zweite Gattin hätte finden können, erwiderte Milton: „Oh, sehr leicht, hätte mich Gott auch mit der Taubheit heimgesucht, so wäre ich die beste Partie in England gewesen."

*

Die erste Vorstellung des „Tartuffe" erregte in Paris großes Aufsehen. Die Frömmler wollten vor Ärger vergehen, und das Parlament untersagte die weitere Aufführung des Lustspiels. Die Schauspieler waren eben im Begriffe, es zum zweiten Male zu geben, als das Verbot eintraf.

„Meine Herren," sagte Molière zum Publikum, „wir dachten, Ihnen heute den ‚Tartuffe' zu geben, aber der Herr Oberpräsident will nicht, daß wir ihn aufführen."

*

Als Molière gefragt wurde, wie er es sich habe einfallen lassen können, in seinem „Tartuffe" Predigten zu halten, erklärte er trocken: „Wenn es dem Vater Tarinbourg erlaubt ist, auf der Kanzel Komödie zu spielen, warum soll ich da nicht Predigten auf dem Theater halten dürfen?"

*

Molière hatte von den Lakaienseelen am Hofe Ludwigs XIV. sehr zu leiden. Der königliche Herr erfuhr, daß seine Bedienten sich weigerten, mit Molière zu essen. Da ließ er sich ein Huhn zum Frühstück kommen und bat Molière, an seinem Tische Platz zu

nehmen. Er teilte mit ihm sein Frühstück und ließ nun die Personen eintreten, die das Recht hatten, morgens bei ihm zu erscheinen. Zu diesen sagte er: „Wie Sie sehen, esse ich mit Molière, den meine Kammerdiener aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen haben." Seit dieser Zeit wagte es niemand mehr, Molière zu verletzen; ja, man rechnete es sich zur Ehre an, mit ihm an einem Tisch zu sitzen.

*

Molière war ohne die Sterbesakramente in die Ewigkeit gegangen, und die Geistlichkeit verweigerte ihm die Bestattung in geweihter Erde.

Ludwig XIV., ehrlich betrübt, ließ den Erzbischof zu sich bitten und wollte ihn bereden, eine Ausnahme zu gestatten; aber seine Bemühungen waren vergebens. Nach einer Weile des Überlegens fragte er plötzlich:

„Wie tief geht denn eigentlich die geweihte Erde?"

„Vier Fuß tief, Sire."

„Gut," sagte der König erleichtert, „so begrabt ihn sechs Fuß tief!"

*

Der große französische Ästhetiker Boileau, der unter Ludwig XIV. jahrzehntelang die Dichtkunst Frankreichs tyrannisierte, wie bei uns einst Gottsched, empfing häufig die Besuche eines Hofmannes, ohne sie zu erwidern. Der Kavalier fragte nach dem Grunde. „Es ist ein Unterschied zwischen uns," erwiderte Boileau, „Sie vertreiben sich die Zeit, wenn Sie einen Besuch machen, ich aber verliere sie dabei."

*

Ludwig XIV. legte Boileau ein Gedicht aus seiner Feder vor und bat um sein Urteil. Der Kritiker zog sich sehr geschickt aus der Schlinge, da es darauf ankam, die Eitelkeit des Königs möglichst zu schonen. „Sie wollten schlechte Verse machen; das ist Majestät über alle Erwartung gelungen."

„Alle Menschen müssen sterben," äußerte **Boileau** bei der Erörterung philosophischer Fragen an der Hoftafel. Ludwig XIV. sah ihn scharf an und Boileau korrigierte augenblicklich:

„**Fast** alle Menschen! **fast** alle!"

*

Der englische Dichter **Dryden** befand sich eines Tages in Gesellschaft des Herzogs von **Buckingham**, der Lords **Rochester** und **Dorset**. Das Gespräch kam auf die englische Sprache und die Art und Weise, sich fein und geschmackvoll auszudrücken, was jeder der drei Herren am besten verstehen wollte.

Der Streit wurde hitzig, und man kam schließlich überein, daß jeder der Lords über den ersten besten Gegenstand etwas schreiben und Dryden sodann sein Urteil abgeben sollte. Buckingham und Rochester strengten sich augenscheinlich sehr an, während Dorset sofort wenige Zeilen nachlässig hinwarf.

Als alle fertig waren und die Erzeugnisse verabredetermaßen unter den Leuchter gelegt waren, schritt Dryden zur Prüfung. Als er Dorsets Arbeit gelesen, wandte er sich lächelnd an Buckingham und Rochester und sagte: „Meine Herren, Ihr Stil gefällt mir ausnehmend gut, allein der Lord Dorsets hat mich entzückt. Hören Sie und urteilen Sie selbst: ‚Am ersten des künftigen Mai zahle ich an John Dryden oder seine Order die Summe von 500 Pfund Sterling. Den Wert erhalten. London, den 16. April 1686. Dorset.'"

Nach dem Vorlesen dieser gehaltvollen Zeilen konnten Buckingham und Rochester nicht umhin, anzuerkennen, daß Dorset wirklich jeden andern **übertreffe**.

*

Jonathan Swift, der berühmte Autor des „Gulliver", hatte schon in seinen Jugendjahren vorausgesagt, daß er im Wahnsinn enden werde. Als er einst mit **Young** in einem Garten spazieren ging, sah er einen Baum, dessen Gipfel und höchste Zweige ganz entlaubt waren. Swift blieb stehen und sagte: „Mir wird es ergehen wie jenem Baume. In mir wird zuerst der Kopf sterben."

Der empfindsame Dichter vermachte 11000 Pfund Sterling den

Wahnsinnigen und bestimmte verbittert, daß seine Grabschrift lauten sollte: „Hier ruht Jonathan Swift, hier, wo Zorn und Entrüstung sein Herz nicht mehr zerreißen."

*

Der Dichter Alexander Pope hat das Spottwort „Blaustrumpf" geprägt. Eine schmerzliche Liebesenttäuschung gab den Anlaß zu dieser Wortbildung. Lady Montagu, die sich als Schönheit und feingebildete Schriftstellerin einen Namen gemacht hatte, war die Königin eines literarischen Salons in London, von dem ganz England sprach. Pope hatte sich in die schöne Herrscherin dieses Salons sterblich verliebt, fand aber keine Gegenliebe. Um sich für die Zurückweisung zu rächen, machte er die stolze Schöne zur Zielscheibe seines bissigen Witzes, den er in zahllosen Epigrammen und Satiren ausließ. Bevor er sich einen Korb holte, hatte er zwei Dinge nicht bemerkt, die ihm erst nach seiner Liebesniederlage zum Bewußtsein kamen. Die schöne Lady Montagu pflegte nämlich ihren Händen keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und zeichnete sich weiterhin dadurch aus, daß sie mit Vorliebe blaue Strümpfe trug. Pope begann den Feldzug mit folgendem Epigramm: „Meine Angebetete besitzt wohl die Kunst, die Männer zu berücken, entbehrt dafür aber der Kunst, sich die Hände zu waschen." Pope trug Sorge, daß dieses Epigramm überall verbreitet wurde und hatte den Erfolg, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Nicht geringeren Anklang fand dann die der Lady beigelegte Bezeichnung „Die Dame mit den himmelblauen Strümpfen". Seitdem gilt die Bezeichnung „Blaustrumpf" als Spottwort für die schriftstellernde Frau.

*

„Ein Frauenzimmer geht mit den Männern um wie ein geschickter Schachspieler mit den Steinen," pflegte Pope zu sagen, „keiner fesselt seine Aufmerksamkeit so sehr, daß er nicht auch auf andere seine Blicke heften sollte, um zu sehen, welche Vorteile ihm diese gewähren können."

*

Samuel Richardson, der Verfasser der einst vielgelesenen „Clarissa", war schon ein alter Mann, als sich um ihn wie um

einen Literaturkönig ein Hof schöner Damen in Parson Green sammelte. Eines Tages hatte einer seiner Gäste, der kurz vorher in Paris gewesen war, ihm die schmeichelhafte Mitteilung gemacht, daß er „Clarissa“ auf dem Tisch von Monsieur (dem Bruder des Königs) habe liegen sehen.

Richardson, der zwar schwerhörig war, aber die Worte doch genau verstanden hatte, wünschte, daß auch die Gäste dies hören sollten. Er tat deshalb, als hätte er es nicht gehört, und sagte zu jenem Herrn: „Sagten Sie nicht eben etwas über ...“

„Oh, es war nichts von Bedeutung,“ antwortete der Gast, dem es offenbar nicht zusagte, Richardsons Ruhmredner zu sein.

*

Abbé Prévost, bekannt durch den Roman „Manon Lescaut“, bat den Prinzen Conti, ihn zu seinem Kaplan zu machen.

„Ich höre keine Messen,“ antwortete der Prinz.

„Und ich lese keine,“ antwortete der Abbé.

„Wenn das so ist,“ fuhr der Prinz fort, „so passen wir ja famos zusammen.“

Prévost wurde Kaplan.

*

Der berühmte Ben Jonson tadelte, wenn er eingeladen war, gern das Essen, und zwar so plump, daß er seinen Wirten die Laune und den Tischgenossen den Appetit verdarb. So sagte er einmal, der ihm vorgesetzte Hotchpotch (eine englische National-speise, dem Ragout ähnlich) sei nichts anderes als Schweinefutter.

Diesmal hatte er sich aber verrechnet, denn die Dame des Hauses antwortete kaltblütig: „Dann darf ich Ihnen wohl noch eine Portion anbieten?“

Jonson soll seither seine Zunge in Zucht genommen haben.

*

Henry Fielding, der Sittenschilderer des England des acht-zehnten Jahrhunderts, war ein Mann, der mit scharfsichtiger Überlegenheit manches auf seinem Wege liegende Hindernis fort-zuräumen verstand.

Bei der Krönung Georgs II., auf seiner Fahrt nach West-

minster, war ganz London auf den Beinen. Auf den Straßen waren Tribünen für das schaulustige Volk errichtet.

Ein vornehmer Stutzer stand auf einer der vordersten Bänke und versperrte die ganze Aussicht. Fielding nahm das Wort: „Dieser Gentleman würde sich wohl setzen, wenn er nur wüßte, daß er in jedem Strumpf ein Loch hat."

Sofort ließ sich der Stutzer auf der Bank nieder. Als er seine Strümpfe heimlich geprüft hatte, wandte er sich wütend an Fielding, wie er sich unterstehen könne, solche Unwahrheiten auszustreuen.

„Wenn Sie nicht in jedem Strumpf ein Loch hätten," sagte der Dichter, „wie wollten Sie wohl dann in Ihre Strümpfe kommen?" — Fielding hatte die Lacher für sich gewonnen, und der Stutzer sprang wie ein Clown im Zirkus aus der Reihe der Zuschauer und machte sich davon.

*

Lorenz Sterne, der Verfasser der „Empfindsamen Reise" und des „Tristram Shandy", befand sich einst in einer Gesellschaft, in der ein hitziger, junger Aufklärer wüste Reden gegen die Geistlichkeit und die Religion führte. Schließlich wandte er sich an Sterne, als ob dieser seine Ansichten bestätigen solle.

Statt einer Antwort begann Sterne zu erzählen: „Ich habe zu Hause eine Bulldogge, wohl der beste Jagdhund in der ganzen Grafschaft. Aber die Bestie ist so wild und fährt jeden ohne Unterschied an die Beine, daß ich sie ersäufen lassen will."

Der junge Mann fühlte sich getroffen und schwieg.

*

Ein reisender junger Engländer kam nach Leipzig und wollte den berühmten Fabeldichter Gellert auf die Probe stellen, ob wohl des Menschenfreundes Handlungen mit seiner Sittenlehre übereinstimmten. Er stellte sich dem Dichter als armer Student vor und klagte seine Not. Schließlich bat er um zehn Taler, die er für Miete und dringende Schulden brauche.

Gellert nahm aus seinem Schreibpult ein Päckchen, das vierzehn Taler enthielt und legte dem Fremden zehn Taler hin. Dieser aber, der solche Großmut nicht erwartet hatte, bat Gellert

um Verzeihung und erklärte ihm die Absichten, die ihn zu diesem Scherz veranlaßt hatten.

*

Gellerts Verehrung als Mensch und Dichter war zu seiner Zeit allgemein. Hoch und nieder schätzten ihn. Bei seinem Tode sagte die ganze deutsche Welt: „Schade, daß es keine Fabel ist."

*

Der Kanonikus Gleim wurde von einer Edeldame gefragt, ob er seine Freunde in seinem für sie erbauten „Musen- und Freundschaftstempel" in ganzer Figur malen lassen werde.

„Gnädige Frau," erwiderte er, „nur die Ritter lassen sich in ganzer Figur malen, damit man die Sporen sehen kann! Von Gelehrten malt man nur die Köpfe!!"

*

Lessing, einer unserer größten kritischen Geister, war auf die Rezensenten und die deutsche Kritik seiner Zeit nicht gut zu sprechen. Er sagte eines Tages zu Gleim: „Wenn mir ein reisender Student sein Stammbuch präsentiert, so bücke ich mich tief vor ihm, denn ich kann nicht wissen, ob ich nicht vor meinem Richter stehe." Er wollte dadurch zu erkennen geben, in welchen Händen die deutsche Kritik sich zu seiner Zeit befand.

*

Der Dichter Zachariä schaffte sich in seinen letzten Lebensjahren noch eine Kutsche an, der er am Rückschlag ein großes Z aufmalen ließ.

„Er hält sich eine Kutsche," sagte man, „und hat doch keinen Diener hinten drauf."

„Seht ihr denn nicht das Z hinten an seinem Wagen?" sagte Lessing, „hinter Z folgt nichts!"

*

Lessing fragte Gleim: „Was sagen Sie zu Klopstocks geistlichen Oden und Liedern? Wenn Sie schlecht davon urteilen, werde ich an Ihrem Christentum zweifeln, und urteilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack."

*

Zu Lessing kam einst ein junger Schriftsteller, gab sehr selbstbewußte Ansichten über ein gerade erschienenes Buch zum besten und fragte schließlich: „Soll ich, um Ihnen Ihre kostbare Zeit nicht zu schmälern, meine Ausführungen etwas beschränken?" — „Ich finde, Sie sind schon beschränkt genug," antwortete Lessing und ging davon.

*

Als Lessing sich einmal in Leipzig aufhielt, wollte ihm die dort gerade spielende Ilgnersche Schauspielergesellschaft eine besondere Ehre erweisen und führte seine „Miß Sarah Sampson" auf. Die Berichte über die Truppe waren aber nicht sehr günstig, und als ein Leipziger Gelehrter Lessing fragte, ob er nicht der Vorstellung beiwohnen wolle, sagte der Dichter: „Behüte der Himmel!" „Warum nicht?" fragte der andere, „es ist doch Ihr Kind, und wenn Sie es auch ein wenig zerlumpt finden sollten, so sieht man doch sein Kind auch in Lumpen gerne!" „Das wohl," erwiderte Lessing, „aber welcher Vater möchte sein Kind — am Galgen wiederfinden!"

*

Als Lessing mehrmals Geld vermißt hatte, beschloß er, die Ehrlichkeit seines Bedienten auf die Probe zu stellen, indem er eine Handvoll Geld auf dem Tische liegen ließ.

„Wieviel war es?" fragte ein Bekannter, zu dem er davon sprach. — Da erst besann sich der Dichter, daß er das Geld gar nicht gezählt hatte.

*

Kästner war ein großer Mathematiker und ein seelensguter Mann, doch konnte er sich nicht anders Luft machen, als durch Epigramme, — bei allem Wohlwollen gegen den lieben Nächsten. In einer heiteren Gesellschaft wurde einmal die Aufgabe gestellt, eine Grabschrift zu verfassen, die auf jeden Menschen passe. Kästner schlug folgende vor:

„Lieber Leser, hier liegen meine Gebeine,
Viel lieber säh' ich's, es wären deine!"

*

Kästner erhielt einst ein schlechtes Trauerspiel zum Durchlesen, um darüber sein Urteil zu fällen. Er schrieb darauf mit Bezug auf die Grundsätze des klassischen Dramas:

„Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen;
Das Mitleid mit dem Stück, und Furcht vor mehr dergleichen."

*

Ein junger Erbprinz machte eine sogenannte große Reise, das heißt, er besah im Gefolge eines Gouverneurs und einer Anzahl Diener eine Menge Hauptstädte, Universitäten, Bäder usw. im Fluge, durchlief die Zimmer der Schlösser und Bibliotheken, sah Kunstwerke und Gartenanlagen wenige Minuten lang an und besuchte einige Gelehrte und Künstler von Ruf. Auf dieser Reise kam er auch nach Göttingen. Hier ließ er sich das Observatorium zeigen. Kästner war sein Führer und wollte nun dem Prinzen ein Teleskop richten, aber dieser vertrat ihm beständig die Aussicht. Endlich sagte Kästner trocken: „Mein Fürst, Sie sind zwar durchlauchtig, aber nicht durchsichtig."

*

„Man muß die Studenten in die Gesellschaft der Frauen bringen, damit ihre Sitten etwas abgeschliffen werden," sagte Niebuhr als Student einst zu seinem Lehrer Kästner, in dessen Familie er eingeführt zu sein wünschte, da er sich in eine der Töchter verliebt hatte.

„Meinetwegen!" antwortete Kästner, der von dieser aussichtslosen Liebelei nichts wissen wollte, „aber meine Töchter gebe ich nicht zu Schleifsteinen her!"

*

Matthias Claudius wurde gefragt, welcher Unterschied zwischen seiner und Klopstocks Schreibweise bestehe. Claudius antwortete: „Ganz einfach — wenn Klopstock ausruft: ‚Du, der du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe dich mir, und befreie mich, dich beugend, von der Last des staubatmenden Kalbfelles!' — ja, dann sage ich nur: ‚Johann, zieh' mir die Stiefel aus!'"

*

Oliver Goldsmith war ein Mensch von unglaublicher Gutmütigkeit und half aller Welt, wenn er konnte. Einst besuchte er eine kranke Familie und sah, daß sie an der schrecklichsten aller Krankheiten litt — an drückender Armut.

„Bald sollen Sie wieder von mir hören," sagte Goldsmith, „ich werde Ihnen eine Schachtel Pillen schicken, die ihre gute Wirkung nicht verfehlen werden."

Nachdem Goldsmith gegangen, sandte er der Familie eine Schachtel mit zehn Guineen. Er fügte folgendes Rezept bei: „Diese Pillen sind zu gebrauchen, wenn es die Not erfordert. Man sei dabei geduldig und guten Mutes."

*

Walter Scotts Gemahlin beklagte sich eines Tages bei dem Dichter, daß die Kinder ihren Nähtisch untersucht, alle Kleinigkeiten durcheinander geworfen und die Garnknäule verwirrt hätten. Walter Scott schaute seine Gattin lächelnd an und entgegnete ein wenig spöttisch: „Diesmal sind unsere Kinder nicht schuld. Die Verwirrung in deinem Nähtischchen habe ich angerichtet. Du hast kürzlich meinen Schreibtisch so gut aufgeräumt, daß mir der Gedanke kam, deinen Nähtisch auf ähnliche Weise in Ordnung zu bringen."

*

Auf einem Spazierritte mit einem Freunde begegnete Walter Scott einem Bettler, der ihn um eine Gabe ansprach. Der Dichter griff in die Tasche, um einen Sixpence zu holen; er fand aber, daß er kein kleines Geld bei sich hatte. „Hier, mein Freund," sagte der Baronet, „ist ein Schilling; aber wohlgemerkt, einen Sixpence bleibt Ihr mir schuldig."

„Gott segne Euer Gnaden," sagte der Bettler, „er möge Sie solange leben lassen, bis ich Sie bezahle."

*

Von Byron stammt der Ausspruch: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt." Im März 1812 erschien „Ritter Harolds Pilgerfahrt", mit dem sein literarischer und gesellschaftlicher Ruhm begann. Er wurde dem Prinzregenten

vorgestellt und hatte Aussicht, Poeta laureatus[1]) zu werden. Die Aussicht auf diese Ehre versetzte ihn bei seiner freiheitlichen Denkart in Schrecken, und er äußerte zu Lord Holland: „Bedenken Sie! Das Geld, den Wein und — die Schande!" Seine Gegner sahen darin eine Lästerung des Vaterlandes, das sie ihm von nun an zur Hölle machten, so daß er es für immer verließ.

*

Byron hatte ein lahmes Bein und litt darunter bei seiner Eitelkeit unsäglich. Die leiseste Anspielung kränkte ihn; er waffnete sich mit Bosheit gegen Witzbolde. Schon eine vermeintliche Anspielung konnte ihn in Zorn versetzen.

Einst fragte ihn die Herzogin von Devonshire, die etwas schielte: „Wie geht's, Mylord?"

„Wie Sie sehen," zischte der empfindsame Dichter.

*

Alfieri, der italienische Tragiker, war ein Stimmungsmensch und vom Wetter bei seinem Schaffen sehr abhängig. Er verglich sich mit einem Barometer. „Meine Fähigkeiten," so äußerte er sich, „nehmen ab und zu mit dem Gewicht der Luft. Während der Dauer der großen Solstitial- und Äquinoktialstürme fiel ich fast dem Blödsinn anheim. Am Abend ist meine Geisteskraft bedeutend geringer als am Morgen. Am besten aufgelegt, um Pläne zu neuen Werken zu entwerfen, bin ich im Hochsommer oder gar Mitte des Winters. In den Jahreszeiten, die den Übergang zwischen Sommer und Winter vermitteln, ist meine Produktionsfähigkeit nur gering. Die Überzeugung, daß dem so ist, machte mich sehr demütig und ließ mich glauben, daß ich es nicht vermöge, mit der Natur ins reine zu kommen."

*

Heinrich von Kleist beschäftigte sich während seines Aufenthalts in Dresden, 1807—1808, mit seinem Freunde Pfuel eifrig mit Magnetismus, der damals die gläubige und ungläubige Welt in Bewegung setzte. Nun war dort derzeit eine Somnam-

---

[1]) englischer Hofdichter

bule, die viel von sich reden machte und von der als eine besondere Merkwürdigkeit erzählt wurde, daß sie mit geschlossenen Augen durch das Gefühl die verschiedenen Metalle genau zu unterscheiden verstehe. Pfuel hatte verschiedene Metalle in die Tasche gesteckt, Schlüssel und andere Sachen, und berührte damit das Mädchen in einer Weise, daß es schwerlich aus der Form und der Art der Berührung einen Schluß auf die Beschaffenheit des Metalls zu ziehen vermochte. Tatsächlich schwieg die Somnambule bei dieser Berührung hartnäckig.

Da sagte der Melancholiker Kleist zu seinem Freunde: „Du, rühre sie mal mit'n harten Daler an, den kennt sie gewiß."

*

In Österreich hatte Seume auf seinem Spaziergang nach Syrakus (1802) ein tragikomisches Paßabenteuer, das wir ihn selber erzählen lassen wollen: „Der Präsident der italienischen Kanzlei zu Wien, welcher dem Reisenden seinen Paß visieren sollte, empfing ihn mit den Worten: ‚Währ üß Aehr?' So fragte er mich mit einem stierglotzenden Molochsgesicht in dem dicksten Wiener Bratwurstdialekt. Ich ehre das Idiom jeder Provinz, solange es das Organ der Humanität ist, und die braven Wiener mit ihrer Gutmütigkeit haben mir nur selten das Gefühl rege gemacht, daß ihre Aussprache etwas anderes sein sollte. Ich tat ein kurzes Stoßgebetchen an die heilige Humanität, daß sie mir hier etwas Geduld gebe, und sagte meinen Namen, indem ich auf den Paß zeigte. ‚Wu will Aehr hünn?' Steht im Passe: nach Italien. ‚Italien üß grohß.' Vor der Hand nach Venedig und sodann weiter. ‚Släftr holtr sähr fuehl sulch lüederliches Gesüendel harümmer.' Nun, was war jetzt hier zu tun? Dem Menschen zu antworten, wie er es verdiente? Er hätte leicht Mittel und Wege gefunden, mich wenigstens acht Tage aufzuhalten, wenn er mich nicht gar zurückgeschickt hätte, denn er war ja ein Stück von Minister. Ich suchte eine alte militärische Aufwallung mit Gewalt zu unterdrücken. ‚Wo wüll Aehr weiter hünn?' Vorzüglich nach Sizilien. Er glotzte von neuem und fragte: ‚Was wüll Aehr da machchen?' Ich will den Theokrit studieren. Weiß der Himmel, was er denken mochte; er sah mich an und sah auf den

Paß und sah mich wieder an und schrieb sodann etwas auf den Paß, welches, wie ich nachher sah, der Befehl zur Ausfertigung eines andern war. ‚Abber Aehr dörf süchch nücht ünn Venedig uffhalten.‘ ‚Ich bin es nicht willens,‘ antwortete ich mit dem ganzen Murrsinn der düsteren Laune, ‚und bekomme hier auch nicht Lust dazu.‘ Er beglotzte mich noch einmal, gab mir den Paß, und ich ging.“

*

Jean Paul teilte die Menschen in zwei Klassen, in Arkadier und Schafmeister. Er selbst erfährt unter diesem Gesichtswinkel eine sonderbare Beleuchtung durch Wilhelm von Kügelgen, der folgendes Bild von ihm zeichnet:

„Jean Paul zu sehen, den liebenswürdigen Verfasser der ‚Flegeljahre‘ — das war ein Ereignis! Mit größter Spannung sahen Kopmann und ich dem Eintritt dieses Leviathans an Witz und Sentimentalität entgegen. Aber die Persönlichkeit des Dichters entsprach unseren Erwartungen so wenig, daß, wenn der Dr. Rosenberg nicht geschworen hätte, es sei dies wahrhaftig Jean Paul selbst und niemand anderes, wir stundenlang in seiner Gesellschaft gewesen wären, ohne etwas Besseres in ihm zu vermuten, als höchstens einen Pächter oder Gastwirt vom Lande, der sich am Teetisch langweilte. Freilich mochte er, wie Hamlet, eine Flöte sein, die nicht jedermann zu spielen verstand — oder war er vielleicht nur zu haushälterisch mit seinem Besten, um es für den Druck zu sparen? Ich weiß nur, daß, mit Shakespeare zu reden, das Futteral der Laute wenig gleichsah.“ — In andern Fällen tritt Jean Pauls übergroße Mitteilsamkeit hervor. Während seines Aufenthalts in Stuttgart war er täglich Gast bei den Reinbecks, den bekannten Lenau-Freunden. Er glaubte sich verpflichtet, wie Max Löwenthal berichtet, bei Tische allein die Gesellschaft unterhalten zu müssen und sprach daher so viel, daß er nicht selten gar nicht zum Essen kommen konnte.

*

Karl von Holtei war ein großer Verehrer Jean Pauls. Holtei versicherte: „Ich lese Jean Paul fortwährend, seit dem Jahre 1817 alljährlich wieder von Anfang bis zu Ende, sämt-

liche 40 Bände durch.“ Das Jahr hat bekanntlich nur 52 Wochen. Wie Karl von Holtei neben dieser Lektüre (in jeder Woche ungefähr einen Band) seit 1817 noch 50 Bände und Theaterstücke hat schreiben, Komödie spielen und einige Theater hat leiten können, ist eine Preisfrage.

*

In der Biographie Grabbes wird behauptet, daß das Laster des Trunks, woran er zugrunde gegangen, ihm durch seine eigene Mutter früh eingepflanzt worden sei, indem sie dem Knaben Branntwein zu trinken gegeben habe. Der erste, der gegen diese perfide Anklage öffentlich auftrat, war Heinrich Heine. Er hat die arme, verunglimpfte Frau in Schutz genommen. „Diese Anklage,“ schreibt Heine in seinen „Memoiren“, „die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindseliger Verwandter erfahren, scheint grundfalsch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit der selige Grabbe mehrmals von seiner Mutter sprach, die ihn oft gegen ‚dat Suppen‘ mit den nachdrücklichsten Worten verwarnte. Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängniswärters, und wenn sie ihren jungen Wolf-Dietrich karessierte, mag sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bißchen gekratzt haben. Aber sie hatte doch ein echtes Mutterherz und bewährte solches, als ihr Sohn nach Berlin reiste, um dort zu studieren. Beim Abschied, erzählte mir Grabbe, drückte sie ihm ein Paket in die Hand, worin, weich umwickelt mit Baumwolle, sich ein halb Dutzend silberne Löffel nebst sechs dito kleinen Kaffeelöffeln und ein großer dito Potagelöffel befand, ein stolzer Hausschatz, dessen die Frauen aus dem Volke sich nie ohne Herzbluten entäußern, da sie gleichsam eine silberne Dekoration sind, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen zinnernen Pöbel zu unterscheiden glauben. Als ich Grabbe kennenlernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirn lakonisch: ‚Ich bin an meinem dritten Löffel, oder ich bin an meinem vierten Löffel. Die großen gehen dahin, seufzte er einst, und es wird sehr schmale Bissen geben, wenn die

kleinen, die Kaffeelöffelchen, an die Reihe kommen, und wenn diese dahin sind, gebt's gar keine Bissen mehr.'"

*

Immermann, Heine und Grabbe waren in Berlin zusammen. Die letzteren beiden rieben sich häufig aneinander. Grabbe behielt aber an Witz und Derbheit meist die Oberhand. Eines Abends hatte Grabbe Heine besonders glücklich niedergekämpft, so daß dieser keinen anderen Ausweg mehr fand, als die Drohung, er werde sich mit der Feder rächen. Da setzte ihm Grabbe ein blankes Messer an den Hals und schrie: „Wenn du es wagst, je ein Wort des Schimpfes über mich drucken zu lassen, so komme ich dir nach, wo du auch seist, und fasse dich, wie ich dich jetzt habe, und schlachte dich ab wie ein Huhn!"

Heine, der feine Kenner rechter Leute, hat aber nicht durch diese scherzhafte Drohung, sondern von sich aus Grabbe stets mit Hochachtung behandelt.

*

E. T. A. Hoffmann hatte wieder einmal in Berlin bei Lutter und Wegener solange mit seinem Freunde Ludwig Devrient gezecht, bis er unter den Tisch sank. Als er wieder aufwachte, war Devrient schon fort; der Kellner präsentierte ihm die Rechnung.

„Was, dreizehn Flaschen haben Sie mir aufgeschrieben?" erkundigte sich E. T. A. Hoffmann erstaunt. „Aber das ist doch ganz unmöglich; mein Magen faßt ja gerade nur zwölf Flaschen!"

„Deshalb ist Ihnen auch die dreizehnte in den Kopf gestiegen," antwortete der Kellner schlagfertig.

*

Ludwig Tieck schrieb eine Novelle für die „Urania". Diese ging direkt an die Druckerei. Da meldet ihm der Verleger Brockhaus, er habe zu seinem größten Schrecken wahrgenommen, wie die unter dem Namen Eugenie eingeführte Dame in dem letzten Druckbogen von ihrem Liebhaber konsequent Emilie genannt werde. Aber Tieck blieb ruhig, er ließ nur den Geliebten bei passender Gelegenheit sagen: „Teure Eugenie, die ich auch

zuweilen Emilie zu nennen pflege, du bist mir unter beiden Namen gleich wert."

So zu lesen in einem alten Jahrgang der „Urania".

*

Ferdinand Raimund, einer der größten deutschen Volksdichter, blieb trotz seiner Erfolge stets bescheiden und seinen Dichtungen gegenüber fast zaghaft. Das schönste seiner Stücke, den „Verschwender", wollte er noch am letzten Tage vor der Aufführung vernichten, weil er ihm wertlos erschien; als er zum erstenmal ein Stück seines Rivalen Nestroy ansah, gab er ohne weiteres zu, so nicht schreiben zu können. Es war bei einer Aufführung des „Lumpazivagabundus"; Raimund saß stumm und still und horchte aufmerksam; der lachende Jubel des Publikums steckte ihn allmählich an, als aber die Vorstellung zu Ende war, erhob er sich ganz verträumt, fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirn und sagte: „Das kann i nit! Aber i siech, das g'fallt, i hab' selber lachen müssen, — no, so ist's halt mit mir und meine Stuck gar. Alles umsonst!"

Ludwig Devrient, der ihn einmal im „Bauer als Millionär" sah, bei der Szene, wo das hohe Alter eintritt, rief erschüttert aus: „Der Mann ist so wahr, daß ein so miserabler Mensch wie ich ordentlich mitfriert und leidet!"

*

Lenau kam einst des Abends spät nach Hause. Der Torwächter wollte nicht aufmachen, unter dem Vorwande, daß es ihm verboten sei. Nach vielen fruchtlosen Versuchen entschloß sich endlich Lenau, dem Torwächter einen Dukaten unten durchzuschieben. Sogleich öffnete sich der Flügel. Kaum trat der Dichter hinein, so tat er, als hätte er draußen ein Buch liegengelassen, worin er beim Schein der Laterne, bis man ihm aufgemacht, gelesen habe. Dienstfertig lief der Torwächter hin, es zu holen. Unterdessen schloß Lenau das Tor hinter ihm zu und öffnete es nicht eher, als bis der Wächter ihm den Dukaten wieder unter der Türe hineingeschoben hatte.

*

Lenau veränderte oft sein Quartier; acht Wochen ein Zimmer zu bewohnen, war für ihn eine lange Zeit. Es war in jenen Jahren, da er Medizin studierte, als er eines Abends, lange nach der Sperrstunde, noch mit hastigen Schritten das Haus verließ. Das ist ein „unsolider Zimmerherr", dachte die Wirtin und beschloß, ihm die Wohnung zu kündigen. Als sie zufällig in das Vorzimmer trat, bemerkte sie einen schwachen Lichtschimmer aus der Stube des Mediziners dringen. In der Meinung, Lenau habe die Lampe brennen lassen, trat sie ein, doch sank sie mit einem lauten Schrei an der Schwelle nieder, wo sie von den Hausgenossen gefunden wurde. Die Frau mußte zu Bett gebracht werden. Ein Arzt ward gerufen und erfuhr von den entsetzten Hausleuten das Schreckliche: in dem Zimmer des Mediziners gehe ein Gespenst mit feurigen Augen um. Tatsächlich stand ein Skelett da, in dessen Schädel sich eine brennende Lampe befand, die durch die hohlen Öffnungen ein düsteres Licht ins Zimmer streute. Dichter Tabaksqualm erhöhte den grausigen Spuk.

Als Lenau nach Mitternacht nach Hause kam, sah er die Bescherung. Vergeblich bemühte er sich, die erzürnten Hausleute zu versöhnen. So lange die Frau krank war, wachte er an ihrem Bette und bewies ihr die größte Teilnahme, sogar den Arzt bezahlte er; selbst nach Jahren vergaß er den Vorfall nicht, indem er die alte Wirtin zuweilen besuchte und die beharrlichen Vorwürfe hinnahm, die sie ihm immer noch machte.

*

Lenau hatte im Sommer 1839 die gefeierte Sopranistin Karoline Unger kennengelernt. Er wollte sie heiraten, doch wandte er sich unter dem Einfluß Sophie Löwenthals bald wieder von ihr ab.

Als er einmal mit ihr über die ihrer Verbindung sich entgegenstellenden Hindernisse sprach, rief sie im Eifer aus: „Sieh her, mein Freund, so steig' ich über alle diese Hindernisse hinweg!" und sprang rasch über einen mächtigen, an der Straße liegenden Steinhaufen.

Sie wäre vielleicht für Lenau das geworden, was Christine Enghaus für Hebbel geworden ist.

*

Hofrat Hoch, der berüchtigte Polizeidiktator Wiens, ließ sich den Zensor Deinhardstein kommen, der die sprachlichen Werke von Heinsius erlaubt hatte.

„Wie können Sie die Werke eines so berüchtigten, unzüchtigen Schriftstellers erlauben . . .?“ donnerte er ihn an. Er hatte was von Heinse und seinem Ardinghello gehört und wurde vom Zensor belehrt.

Nach einigen Wochen kam ein Buch von Heine an. Deinhardstein setzte sein damnatur drauf. Wieder ruft ihn Hofrat Hoch und spricht ihn an: „Haben Sie mir nicht erst vor ein paar Wochen gesagt, daß der Heine ein ganz unverfänglicher Grammatiker ist, was wollen Sie ihn heute verbieten?“

Solche Beamte, wie der Hofrat Hoch, der Heinsius, Heinse und Heine als Oberzensor nicht unterscheiden konnte, waren im vormärzlichen Wien keine Seltenheit. Heute sind natürlich alle Beamte, die Machtbefugnisse haben, sehr unterrichtet und sehr aufgeklärt.

*

Grillparzer, der mit der Zensurbehörde mancherlei Schwierigkeiten hatte, erzählt in seiner Selbstbiographie folgende Zensuranekdote:

Eines Tages fuhr ich mit dem Hietzinger Gesellschaftswagen von Hietzing nach Wien. Ich kam neben einen Hofrat der Zensurhofstelle zu sitzen, der mir früher als Polizeidirektor in Venedig während meines dortigen Aufenthaltes alle Freundlichkeiten erwiesen hatte und mir bis auf diesen Augenblick immer zugetan geblieben ist. Er begann das Gespräch mit der damals in Wien stereotypen Frage, warum ich denn gar so wenig schriebe. Ich erwiderte ihm, er, als Beamter der Zensur, müsse den Grund wohl am besten wissen.

„Ja,“ versetzte er, „so seid ihr Herren! Ihr denkt euch immer die Zensur als gegen euch verschworen. Als Ihr ‚Ottokar‘ zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Aufführung. Wissen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, Ihr Feind nicht bin.“

„Aber, Herr Hofrat,“ versetzte ich, „was haben Sie denn an dem Stücke Gefährliches gefunden?“

„Gar nichts," sagte er, „aber ich dachte mir: man kann doch nicht wissen!"

*

Petőfi war der erste ungarische Dichter, der den Zauber des Pußtenlandes mit seiner Poesie verklärte. Die Theiß war Petőfis Lieblingsfluß. Mit der Landschaft und der Theiß war der Dichter völlig verwachsen. „Ein echt ungarischer Fluß," sagte er, „er stirbt, wo er geboren wird: im Vaterlande."

Als seinerzeit die Rede davon war, die Theiß zu regulieren, rief Petőfi, dem jeder Zwang unerträglich war: „Arme Theiß, ich möchte nicht in deiner Haut stecken!"

*

Ludwig Uhland hatte bei Herausgabe seiner Dichtungen einen argen Kampf mit dem Druckfehlerteufel zu bestehen. Die poetische Vorrede mit den Anfangsversen:

„Lieder sind wir. Unser Vater
Schickt uns in die offne Welt;
Auf dem kritischen Theater
Hat er uns zur Schau gestellt..."

fing in der Korrektur an: „Leider sind wir..." Wie dieser Fehler richtiggestellt worden war, das erhellt die erste Ausgabe mit dem Anfang, der da lautet: „Leder sind wir..."

Uhland scheint ein ganz schlechter Korrekturenleser gewesen zu sein. Seine mit Schwab besorgte Ausgabe der Gedichte Hölderlins (1826) hat Druckfehler in lächerlichen Mengen.

*

Uhland konnte die damals bei anderen Schriftstellern beliebten Neubildungen von Worten nicht leiden.

Im Kreise seiner Freunde wetterte er eines Abends am Stammtisch gegen diesen Unfug, wie er es nannte. Einer der Anwesenden war jedoch durchaus nicht der Meinung des Dichters und gab seiner eigenen Ansicht auch nachdrücklich Ausdruck. Dabei wies er darauf hin, daß Platen, den alle in der Runde schätzten, das Wort „bediademt" geprägt habe. Um einen Streit zu vermeiden, wurde schließlich das Thema gewechselt.

Als man in vorgerückter Stunde fröhlich den Heimweg angetreten hatte, stolperte der, der das Wort „bediademt“ angeführt hatte, oft. Da lachte ihn Uhland vergnügt an und rief: „Du bisch wohl — bediaduselt...?“

*

Als Freiligrath sich Ende 1840 mit Ida Melos verlobt hatte, schrieb er von Unkel aus an Wolfgang Müller von Königswinter, indem er ihm seine Verlobungskarte übersandte: „Die inliegende Karte ist das Neueste, was ich habe drucken lassen und — ich meine das Beste! — — — Ich bin unendlich glücklich!“

*

Mörike, der Pfarrherr von Cleversulzbach, war ein großer Freund von Haustieren, von denen einmal gleichzeitig ein Star und ein Distelfink, Goldfische und ein Igel, ein Hund und eine Katze seine Gesellschaft bildeten — eine förmliche Menagerie also, die Mörike in die vier Tierklassen einteilte:

1. stinkende und zugleich singende,
2. rein singende,
3. rein stinkende,
4. solche, die weder stinken noch singen.

Ein Freund des Dichters wollte darin eine Anspielung auf Mörikes dichtende Zeitgenossen erblicken.

*

Bei der Heimkehr Mörikes und Geibels von einem Spaziergang nach Cannstatt bedeckte sich der Himmel mit Wolkenflocken, auf welche die untergehende Sonne ihren feurigen Schein warf.

„Welch ein Schauspiel, lieber Mörike!“ rief Geibel schwärmerisch, indem er den Arm des schwäbischen Dichters ergriff. Dieser, von dem Überschwange Geibels fast erschreckt, bemerkte trocken: „Des heißt ma' bei ons Schäfle!“

*

Rückert konnte mit seinen brahmanischen Weisheiten gar nicht zu Ende kommen. Sein Verleger war daher erfreut, vom

14*

Umschlagstreifen des Bändchens VI dem Publikum die Trostesworte „Letztes Bändchen“ zurufen zu können.

*

Heine und Saphir sprachen über den unzureichenden Mammon. „Mit meinen Finanzen bin ich immer brouilliert. Ich habe immer weniger als ich brauche,“ sagte Heine zu Saphir.

„Das kenn' ich; wir sagen immer: ich habe weniger als ich brauche, aber wir sollten eigentlich sagen: ich brauche mehr als ich habe,“ erwiderte Saphir.

„Ich habe 6000 Franken jährlich von meiner Familie,“ fuhr Heine fort, „und 6000 Franken von Campe in Hamburg. Das sind jährlich 12000 Franken Renten, ich brauche aber wenigstens 20000. Wieviel brauchen Sie?“

„Mein lieber Heine,“ sagte Saphir nachdenklich, „Sie haben mehr als 12000 Franken Renten und brauchen 20000. Wieviel brauche ich erst, der ich über gar keine Renten verfüge?“

*

Heine hatte zeitlebens eine unglückliche Liebe für das Theater. Sein „Almansor“ und sein „Ratcliff“ konnten nie zu rechtem Leben auf der Bühne kommen. In seiner Jugend trug sich der Dichter auch mit einer Faust-Dichtung. Nach der Erzählung von Heines Bruder reiste Heine im Herbst 1824 nach Weimar. Am 1. Oktober fand folgendes Gespräch in Goethes Arbeitszimmer zu Weimar statt. Goethe: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?“ Heine: „Mit einem Faust.“ Goethe: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar? ...“ Damit war die Unterredung der beiden großen Geister schon beendet.

In der zweiten Periode seines Lebens wollte Heine ein Lustspiel schreiben. Er sagte damals seinem Freunde Lewald: „Meine Stücke werden gewiß mit Erfolg aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht gebraucht, meine Tragödien als Komödien, und meine Komödien als Tragödien auf dem Zettel anzukündigen.“

*

Als sich einstmals der kaum zwanzigjährige Börne in einem Kreise disputierender Herren befand, wurde er wider Willen ins Gespräch gezogen. Ein schon ältlicher Herr, der seine ungereimte

Meinung mit großer Hitze verteidigte, fuhr den jungen Börne, der ihm zu widersprechen gewagt hatte, mit den Worten an: „Sie, junger Mann, Sie wagen es, mir zu widersprechen? In Ihren Jahren war ich in solchen Sachen noch ein Esel.“ — „Da haben Sie sich gut konserviert,“ sagte Börne.

*

Saphir besaß in Wien ein Haus, dessen zweites Stockwerk an einen Offizier vermietet war. Dieser wollte gern den Kontrakt lösen, ohne den Kündigungstermin abzuwarten, und Saphir erklärte, er wolle hierauf eingehen, wenn der Mieter imstande wäre, ihm sein Anliegen brieflich mit einem einzigen Worte mitzuteilen.

Der Brief traf ein und enthielt das einzige Wort: „Judicium (Jud', i zieh um).“

Saphir antwortete ebenso lakonisch: „Officium (O Vieh, zieh um!).“

*

Honoré de Balzac, der große französische Romancier, war bekanntlich zeitlebens in Geldnot. Eines Nachts wurde er durch ein Geräusch aus dem Schlaf geweckt. Da gewahrt er einen Einbrecher, der in sein Zimmer einsteigt. Der Kerl macht sich am Schreibtisch zu schaffen. In diesem kritischen Moment lacht Balzac laut auf.

Der Einbrecher fährt erstaunt auf: „Warum lachen Sie?“

„Ich lache deshalb,“ antwortete der Dichter, „weil Sie in der Nacht dort mit falschem Schlüssel etwas suchen, wo ich sogar am Tag mit dem rechten nichts finde!“

*

In einer Premiere sitzt Dumas Vater im Théâtre Français mit Soumet zusammen, von dem gerade ein Stück gespielt wird. Da sieht er einen schlafenden Zuschauer, weist auf ihn hin und sagt: „Das ist nun der Erfolg deines Stückes.“

Am folgenden Tage wird ein Lustspiel von Dumas gegeben. Der Autor ist im Theater. Plötzlich klopft ihn Soumet auf die Schulter und zeigt auf einen Herrn, der in seinem Orchestersessel sanft schlummert: „Da siehst du, lieber Dumas, man kann auch

bei deinen Stücken schlafen." — „Na, na," entgegnete Dumas, „das ist doch der Herr von gestern, der noch nicht aufgewacht ist."

*

Ein Kritiker bemängelte einen Satz in einem Roman Dumas' Sohn, in dem „von der schmerzhaften Leere, die Momente der Schwäche hervorrufen", die Rede war. „Das ist doch ein merkwürdiges Bild. Wie kann eine leere Sache schmerzen?" Dumas sehr kalt: „Aber, mein Lieber, haben Sie noch nie Kopfschmerzen gehabt?"

*

An den alten Victor Hugo wurde die Frage gerichtet, in welchem Moment seines Lebens er den lebhaftesten Eindruck seiner Berühmtheit gehabt habe.

Victor Hugo dachte nach. Dann sagte er: „Das ist noch gar nicht so lange her, erst neulich, als ich nachts vom Theater nach Hause kam. Mein Wagen hatte mich vor der Tür abgesetzt, der Concierge öffnete nicht sofort. Mir wurde das viele Klingeln langweilig — ich hatte nämlich meinen Schlüssel vergessen —, und ich verfiel in eine Art Träumerei. Und wenn ich so träume, in einer kalten Winternacht, so überkommt mich, wie ja bei meinem Alter verständlich, leicht ein gewisses Bedürfnis... Nun ja, Sie kennen wohl die Launen eines alten Wasserwerkes: es hat so schnelle Einfälle wie das Gehirn der jungen Leute. Ich erleichterte mich also gegen die Mauer meines Hauses... In diesem Augenblicke kommt ein alter Arbeiter vorbei, der, die Schaufel über der Schulter, seinem Heime zustrebt. Wie er mich sieht, kommt er an mich heran, klopft mir auf die Schulter und ruft mir vorwurfsvoll ins Ohr: „Altes Ferkel, schämst du dich nicht? So etwas hier zu tun — und gerade vor dem Hause von Victor Hugo!"

*

Victor Hugo begegnete Dumas Vater auf der Straße. Er ist wütend. In der Hand hat er eine Zeitung. „Dieser Journalist hier behauptet, daß Vigny das historische Drama erfunden hat!" — „Solch ein Idiot," ereiferte sich Dumas, „als ob nicht

jeder wüßte, daß ich das getan habe.“ Worauf Victor Hugo die Unterhaltung nicht fortsetzte.

*

Ein Bekannter erzählte Hebbel einst, daß ein schmachvolles Pamphlet erschienen sei, worin Laube, Gutzkow und er als Juden bezeichnet würden. „Wenn ich ein Friedrichsdor wäre,“ sagte Hebbel, „so würde ich mich ärgern, zu den Beschnittenen gezählt zu werden; nun ich ein bloßer Friedrich bin, ist es mir vollkommen gleichgültig.“

*

Gutzkow hatte den Ehrgeiz, den Ruhm der Klassiker zu verdunkeln. Er schrieb sehr dicke Romane. Wenn er, der Sekretär der Schillerstiftung, nächtlicherweile über den Theaterplatz in Weimar schritt und das Denkmal der beiden Geistesheroen erblickte, dann ballte er die Faust und hob sie drohend zu Goethe und Schiller empor mit dem Ausruf: „Achtbändige Romane — das habt ihr doch nicht gekonnt!“

*

Fritz Reuter war schon zu Lebzeiten volkstümlich, selbst in seiner Heimat. Alle Welt drängte sich an ihn heran.

Bei einem Besuche in Wismar begrüßte ihn eine Dame mit den Worten: „Herr Doktor, ich stelle Sie über Goethe und Schiller!“ — „Na, dann adschüs, Madam'!“ entgegnete er und machte, daß er fort kam.

*

Die „Stralsunder Zeitung“ brachte 1858 die Nachricht, Fritz Reuter sei gestorben. Der Dichter ging dem Blatte sofort mit folgender Berichtigung zu Leibe:

„Da ich einen leicht begreiflichen Widerwillen gegen das Lebendigbegrabenwerden habe, sind Sie wohl so freundlich, mich aus Nummer 268 Ihrer geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn's Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen.“

Der „Stettiner Zeitung“, die die falsche Nachricht weiterverbreitet hatte, schickte Reuter folgende „Berichtigung“:

I woans — dod? — Ick denk nich dran.
Dat föllt mi gor nich in;
Ne, ne! So lang' ick leben kann,
Will 'ck nich begraben sin.

*

Gottfried Keller und Theodor Storm haben sich nur brieflich und durch ihre Werke gekannt. Der Briefwechsel läßt gelegentlich auch einen wehmütig-lustigen Einblick in das ungemütliche Hauswesen Kellers zu, in dem seine alte Schwester Regula den Pantoffel schwang. Im Anschluß an eine Erörterung über Schriftstellerhonorare fühlt Keller sich veranlaßt, einen wichtigen Punkt zur Sprache zu bringen. „Sie haben nämlich," schreibt er Storm, „schon einige Male Ihre Briefe mit Zehnpfennig-Marken frankiert, während es außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: ‚Da hat wieder einer nicht genug frankiert!' Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: ‚Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!' Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer! ‚Wer ist denn da wieder?' (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Backfischchen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) ‚Den nächsten Brief dieser Art,' schreit die Schwester fort, ‚wird man sicherlich nicht annehmen!' — ‚Du wirst nicht des Teufels sein!' schrei' ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbssuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. ‚Raus mit der Suppe!' heißt's jetzt, ‚und stell' sie in deinen Ofen!' ‚Dort steht schon ein Topf;

mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!' Neuer Wortkampf über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt." Schließlich bittet Keller den Freund, der Quelle dieser Kriegsläufe nachzugehen und sie zu verstopfen.

*

Eines Tages entdeckte Regula, daß im Hause ein Paar Schuhe abhanden gekommen seien, und nahm an, ein Dieb müsse sie gestohlen haben. Keller gab ihr den Rat, der Polizei Mitteilung zu machen, die dann auch den Fall aufklärte. Das Nähere besagt der folgende Bericht, den die Polizei nebst einem Päcklein der Erstatterin der Anzeige übersandte:

„Polizist H. sah gestern, nachts 1 Uhr, Herrn Alt-Staatsschreiber Keller in nicht ganz einwandfreier Haltung nach Hause zurückkehren, bemerkte, wie derselbige Herr Alt-Staatsschreiber Keller sich auf die Treppe hinsetzte oder von höherer Gewalt hinsetzen ließ, hierauf die Schuhe auszog und dieselben eigenhändig auf die Straße hinauswarf, offenbar im Glauben, der Herr Alt-Staatsschreiber befinde sich in seinem Schlafzimmer. Wir übermitteln Ihnen hiermit das zierliche Paar Schühlein, indem wir annehmen, es möchten die beredten zwei Paar bei ähnlichem Anlasse von dem Herrn Staatsschreiber verworfen und von weniger ehrsamen Händen aufgehoben worden sein. Das Polizeibureau Zürich."

*

Als Gottfried Keller einmal mit seinen beiden Malerfreunden Böcklin und Koller nach einer schweren Sitzung bei Glatteis den Heimweg antrat, glitt Koller, der am Arm Böcklins ging, aus und riß den andern im Sturz mit. Nachdem sie sich wieder aufgerappelt hatten, riefen sie Keller als Schiedsrichter an, wer von ihnen beiden an dem Sturz schuld sei, worauf der Dichter nachdenklich sagte: „Ihr Sapperloter! Ich weiß wirklich nicht, ob der Koller über den Böcklin gekollert oder der Böcklin über den Koller geböckelt ist!"

*

Heinrich Leuthold, der große Schweizer Lyriker, stand sein Leben lang bei den Stiefkindern des Glücks; doch zu allen Zeiten fand er Freunde, die sich seiner annahmen.

Er ließ sie aber oft monatelang im Dunkeln über sein Leben. Auf dringende Briefe verharrte er in trübem anhaltenden Schweigen. In einem Briefe von Wilbrandt heißt es: „Sage mir nur das eine, wann wirst Du begraben, Leuthold? Denn daß Du tot bist, entnehme ich Deiner beredten Stummheit. Erfülle mir noch eine letzte Bitte — — und nachher beerdige Dich weiter.“

*

Leutholds letzte, lachende Lebensfreude bestand darin, mit der „Stadtequipage“ halbe Tage lang spazieren zu fahren! Diese Equipage — das war die für München neue Straßenbahn, von der man als erste Strecke die Linie Schwabing—Theresienhöhe eingerichtet hatte. In solch einen himmelblau lackierten Wagen stieg Leuthold täglich ein, ohne die Fahrt zu bezahlen, und fuhr mit dem Vergnügen eines seligen Kindes ein dutzendmal die ganze lange Strecke hin und her, bis der Zufall einen Bekannten brachte, der den auf Pump reisenden Fahrgast auslöste, oder bis ihn der ungeduldig gewordene Kondukteur an die Luft setzte.

*

Emile Zola und Jules Claretie, zwei ungleiche Geister, waren einmal Freunde, sie bildeten eine „Clique“ und lobten sich gegenseitig in den ihnen zur Verfügung stehenden Journalen. Jules Claretie vom „Temps“ erhielt sogar eines Tages einen Brief, in welchem ihm Zola schreibt: „... Tun Sie für mein Buch, was Sie können, Sie wissen ja, eine Hand wäscht die andere!“

Claretie zog sich aber bald Zolas Gegnerschaft zu, und eines Tages erschien in einem Journal ein gegen Claretie gerichteter Artikel von Zolas Hand. Claretie war wütend, aber er heuchelte Ruhe und veröffentlichte in seinem Journal obigen Brief Zolas und darunter dessen Angriff. Er selber schrieb nichts dazu als: „Es scheint demnach, daß ich Herrn Zolas Hände nicht genügend gewaschen habe.“

*

Zu Sardou, dem französischen Dramatiker, kam eines Tages ein ältlicher, unbekannter Schauspieler und sagte: „Meister! Ich möchte so gerne in Ihrem neuen Stücke spielen.“ Sardou antwortete bedauernd: „Lieber Freund! Die Rollen sind verteilt. Ich habe keine mehr.“ „Ich weiß, was los ist,“ entgegnete ihm der kleine Schauspieler und wischte sich eine Träne von der Wange, „man hat Ihnen Geschichten und Lügen über mich erzählt.“ „Aber nein, mein Freund, niemand hat von Ihnen gesprochen.“ „Doch, doch ..., man hat Ihnen gesagt —“ „Ja, was denn?“ „... Daß ich kein Gedächtnis mehr habe.“

Der Schauspieler sinkt auf einem Stuhle zusammen. Er zieht sein Taschentuch aus der Tasche. Er schluchzt. Sardou tröstete ihn. „Wirklich, niemand hat das gesagt. Beruhigen Sie sich doch. Ich werde an Sie denken. Geben Sie mir Ihren Namen und Ihre Adresse.“ „Ich verlasse mich auf Sie, Meister!“ „Wie heißen Sie?“ Der alte Schauspieler stottert: „Oh! ... Oh!“ „Bitte?“ Der Schauspieler stampft mit dem Fuße auf. „Zum Teufel! ist das blöd ... mein Name ... eine Minute bitte! ... Er wird mir schon einfallen ... Aber glauben Sie kein Wort von dem, was man Ihnen gesagt hat.“

*

Josef Viktor von Scheffel, der frischfröhliche Sänger vom Oberrhein, war den Handschriftenjägern, die auch auf ihn häufig Jagd machten, nicht sonderlich hold. Eines Tages wurde ihm ein Brief zugesandt, in dem ihn die Mädchen eines Wiener Pensionates baten, sich darüber zu äußern, wie er den Ausspruch Goethes: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen,“ auffasse.

Scheffel setzte sich hin und erwiderte: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von dummen Fragen.“

*

Paul Lindau war guten Späßen auch als Theaterdirektor nicht abhold. Eines Tages fragte ihn ein Schauspieler: „Herr Doktor, haben Sie etwas dagegen, wenn wir heute abend einen kleinen Spaß machen?“ „Nee! Wenn die Leute darüber lachen. Wenn sie aber nicht lachen, ziehe ich euch zehn Mark Strafe ab.“

Am Ersten des Monats fehlten fünf Mark an der Gage. „Na, Doktor, Sie wollten uns doch nicht bestrafen! Die Leute haben doch gelacht!“ „Aber nur die Hälfte!“ sagte Lindau.

*

Lindau wurde gefragt: „Wen halten Sie für den stärksten deutschen Dichter?“

„Oh,“ sagte er, „unbedingt den Arno Holz. Wo der mal hindichtet, da wächst kein Gras mehr.“

*

Peter K. Rosegger schildert in seinem „Heimgarten“ nachstehendes Begebnis: „Eines Tages lag ich auf frischgemähter Wiese, rauchte eine Zigarre und träumte hinaus in die stille Landschaft. Da näherte sich vom nächsten Hof ein alter, brummender Knecht: ‚Se,‘ gurgelte er stoßweise, ‚do is's nix mit'n Liegen auf de Wies'n.‘ — ‚Ach!‘ sagte ich, ‚hier ist's so schön, lassen Sie mich ein bissel ausruhn, ich mache keinen Schaden.‘ — ‚Na, Se! Mei Bauer hot g'sogg, ich sollt' Eahna wegjog'n von da Wies'n!‘ — ‚Setzen Sie sich lieber zu mir,‘ antwortete ich und zog mein Ledertaschel aus dem Sack, ‚nehmen S' Ihnen a Zigarl!‘ — ‚Jo, a Zigarre de mog ih schon!‘ sagte er, zog sich eine heraus und steckte sie in seinen Hosensack. ‚Vagelt's Gott schön. Oba jiatz schaun S', daß S' weitakemma, sist muaß ich zuaschlog'n.‘“

*

Gerhart Hauptmann wurde auf einem Spaziergang im Berliner Tiergarten von einem Wärter unsanft aus seinen Gedanken gerissen, da er auf verbotenen Pfaden — es war der Reitweg — wandelte. Der Wärter rief dem Dichter zu, er solle sofort den Weg verlassen.

Hauptmann, empört über die Belästigung, schüttelte energisch das gedankenschwere Haupt und fragte den Wärter im Tone höchster Entrüstung: „Wissen Sie denn überhaupt, mit wem Sie es zu tun haben?“

Der Wärter sah ihn groß an und sagte trocken: „Ick weeß, det Sie der jroße Joethe sind, — aber von Reitweg müssen Se doch runter!“

*

Hermann Sudermann, genau bis in die kleinsten Einzelheiten, konnte jedes Wort seines Stückes auswendig und war der Schrecken der Schauspieler. Besonders derjenigen, welche es nicht allzu genau nahmen. „Sie haben jetzt in drei Sätzen viermal gesagt: ‚so‘. Ich erinnere mich nicht, es ein einziges Mal geschrieben zu haben.“ — — „Sie sagen Nein! Nein! Nein! Ich habe es viermal geschrieben. Nun haben Sie es fünfmal gesagt.“ Am schlimmsten war es, wenn er vorspielte. Da er kein schauspielerisches Talent besaß, konnte man nicht erkennen, was er wollte, und die Geschichte ging natürlich wieder schief.

*

Noch unangenehmer konnte Ernst von Wildenbruch werden, besonders was dekorative Dinge anlangte. Auch er wollte gelegentlich nachhelfen. Da er aber ziemlich heftig mit der Zunge anstieß und von kleiner, unbeholfener Statur war, wirkte er auf die, welche dem inneren Gehalt seiner Wünsche nicht zu folgen vermochten, drollig. Bei seinem größten Erfolgstücke, „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“, war es ihm nicht auszureden, daß die Wendung: „Wer wagt es zwischen mich zu treten und zwischen ihn“, ein Nonsens sei, und nur nach einem stundenlangen Kampfe war es ihm abzuringen, das störende zweite „zwischen“ zu streichen.

*

Wilhelm Raabe war ein großer Schalk. Ein Stuttgarter Verleger wollte sich bei ihm beliebt machen und ihn als Mitarbeiter für seine Zeitschrift gewinnen. Er paßte sich der Art des großen Humoristen in seinen Briefen an und wußte, daß Raabe ihn verstehen würde, wenn er die Aufforderung zur Mitarbeit mit dem netten Wortwitz schloß: „Freilich zahle ich Honorar — rar.“

Er hatte sich auch nicht getäuscht. Denn prompt erhielt er von Raabe liebenswürdige Antwort mit dem noch liebenswürdigeren Schluß: „Wer Honorar — rar zahlt, dem schicke ich Beiträge — träge.“

*

Lustig ist die Geschichte von Wilhelm Raabes altem Frack, an seinem 70. Geburtstage. Mit vereinten Kräften hatten ihm endlich seine Freunde das Versprechen abgerungen, sich zu diesem Ehrentage einen neuen Frack bauen zu lassen, indem sie ihm vorstellten, wer alles ihm zu Ehren sich an diesem Tage einfinden würde. Die glänzende Feier war verrauscht, und ein paar Wochen hernach kam in seinem Stammlokal, der Herbstschen Weinstube in Braunschweig, die Rede auf den schönen Tag. Da ging ein Schmunzeln über Raabes Gesicht, und kopfschüttelnd brummte er vor sich hin: „Und es war doch mein alter Frack."

*

Wilhelm Jordan, der sich berufen fühlte, den kostbaren Schatz unserer Heldendichtung umzudichten, den er als „traurige Trümmer, kaum noch betretbar" bezeichnete, der „Die Nibelunge" an die Stelle des Nibelungenliedes zu setzen versuchte, wurde in seinem Dichten durch den Lärm einer Straßenpflasterung gestört. Er riß das Fenster auf und schrie den Arbeitern zu: „Zum Teufel, was treibt ihr da unten?"

„Wir machen die Straße neu!"

„Blödsinn, das alles war noch ganz gut!"

„Herr Jordan," gab ein Arbeiter zurück, „die alten Nibelungen waren auch noch ganz gut!"

*

Mark Twain hatte Zeiten bösester Schreibfaulheit. Wenn Liebe und Pflicht ihm nicht die Feder in die Hand drückten, ließ er sie ruhen. Der amerikanische Schriftsteller Bret Harte hatte lange auf einen Brief von Twain gewartet. Endlich verlor er die Geduld und schickte ihm mit der Post einen Briefbogen und eine Briefmarke, um ihn an das Versäumnis zu erinnern. Als Erwiderung erhielt er folgende Postkarte: „Papier und Marke erhalten. Bitte, schicken Sie ein Kuvert."

*

Von Mark Twains Zerstreutheit wird erzählt, daß er einmal, als er der Harriet Beecher-Stowe, der Verfasserin von „Onkel Toms Hütte", einen Besuch machte, vergessen hatte, Kragen und Krawatte anzulegen. Bei seiner Heimkehr bemerkte seine

Gemahlin den gesellschaftlichen Verstoß. Mark Twain blieb jedoch höchst gelassen. Er legte Kragen und Krawatte in eine Schachtel und schickte sie mit einem launigen Zettel an Frau Beecher-Stowe.

*

Wilde, der alles zum Paradoxen wandte, erhielt den Besuch eines schriftstellernden Lords, dessen literarische Erzeugnisse trotz aller seiner Anstrengungen keinen Erfolg in der Öffentlichkeit hatten. Er wandte sich daher in seiner Verzweiflung an den Dichter mit der Frage, was er wohl gegen diese „Verschwörung des Schweigens" tun könne? Oscar Wilde antwortete lakonisch: „Sie tun gut, wenn Sie sich ihr anschließen."

*

In einem armseligen Pariser Hotel wurde Wilde krank und kränker. Freund Hein nahte sich. Aber kurz vor dem Ende kommen Freunde und helfen ihm. Er bekommt ein besseres Zimmer. Als er dort liegt, lächelt er, noch einmal der alte Witz und Geist: „Ich sterbe über meine Verhältnisse."

*

Rudyard Kipling bekam eines Tages einen Brief, in dem lagen 15 Schilling und ein weißes Blatt. In dem Brief stand: „Sehr geehrter Herr! Ich sammle Autographen berühmter Männer und bitte Sie, mir das Ihre auf dieses weiße Blatt zu setzen. Anbei das Geld — schließlich sind ja 15 Schilling genug für zwei Worte." Kipling sandte das Blatt, wie gewünscht, sofort zurück. Darauf stand: „Dankend quittiert!"

*

D'Annunzio handelte mit einem Pariser Antiquitätenhändler um ein kleines Madonnenbild eines süditalienischen Meisters und bot zehntausend Franken. Der Händler verlangte Fünfzehntausend. Plötzlich sah er d'Annunzio an, stockte einen Augenblick und sagte dann ganz gerührt: „Also, weil Sie es sind, sollen Sie das Bild für Zehntausend haben." D'Annunzio, glücklich über den Kauf, aber womöglich noch glücklicher über diesen neuen Beweis seines Weltruhms, zahlt, mit der Bitte, ihm das Bild ins Claridge-Hotel nachzuschicken und geht. Auf der Straße bemerkt er, daß der Händler ihm nachrennt. Er dreht sich um: „Was

gibt's?" — Der Händler: „Sie haben ganz vergessen, mir Ihren werten Namen anzugeben!"

*

Zur Zeit, als Ibsen in München lebte, tobte der Kampf um das (damals) „neue Drama". Einst gerieten Ibsen und Martin Greif auf einer Festlichkeit des Münchener Schriftstellervereins aneinander; sie hatten beide eine Rede gehalten und dabei sich gegenseitig ausgespielt. Noch auf dem Heimweg war Ibsen nicht beruhigt. Michael Georg Conrad brachte ihn nach Haus und mußte den Zornausbruch über sich ergehen lassen:

„Was wollte denn eigentlich dieser Martin Greif? Ich verstehe ihn nicht. Was schreibt er denn für Dramen? Die Dramen von Leuten, die längst tot sind, die er niemals gekannt hat! Kann man über Unbekannte Dramen schreiben? Was gehen den Martin Greif die Toten an? Er soll sie doch in Ruhe lassen und die Lebendigen dramatisieren, soviel er will. Jetzt stört er die toten bayerischen Fürsten in ihrer Grabesruhe. Wenn er mit diesen fertig ist, kommen wohl die hohenzollerischen dran. Es ist wahr, es gibt genug tote Fürsten. Die Geschichte ist groß. Aber das ist heute doch nicht die Aufgabe der Dramatik." Er konnte sich nicht beruhigen.

„Aber, lieber Doktor Ibsen, Sie haben doch auch einen ‚Catilina' geschrieben," wagte Conrad einzuwenden.

„Das ist eine Sache für sich," rief Ibsen. „Erstens war Catilina kein König, sondern ein Anarchist. Zweitens war ich damals noch kein Dramatiker, sondern Apotheker. ‚Catilina' war des Apothekers erster dramatischer Versuch. Ist Martin Greif jemals Apotheker gewesen?"

*

Die Frauenfrage war Strindberg zur fixen Idee geworden. Er glaubte sich ständig vom Feminismus bedroht, doch hat er stets die Frau, das mütterliche Weib, gesucht. Noch als Neunundfünfzigjähriger wollte er eine vierte Ehe eingehen. Fanny Falkner, Strindbergs letzte Erwählte, erzählt, daß er sie als Neunzehnjährige im „Intimen Theater" in Berlin bei der Generalprobe von „Ritter Bengts Gattin" zuerst gesehen und freudig ausgerufen habe: „Da ist sie ja!"

Strindberg sagte zu seinen Freunden in dieser Zeit: „Erst jetzt, mit 60 Jahren weiß ich, daß es das Weib ist, das anzieht.“ Er machte Fanny einen Heiratsantrag. Sie gab zuerst ihre Zustimmung, die sie aber bald widerrief.

Der Dichter war auch von dieser letzten Liebe enttäuscht. — Nie gelang ihm „die Versöhnung der Menschheit durch das Weib“, wie er die Ehe nannte. Und er hat es unentwegt versucht: als Dreißigjähriger mit der gleichaltrigen Baronin Wrangel, als Vierziger mit der Zwanzigjährigen Frida Uhl, als Fünfzigjähriger mit Harriet Bosse, und schließlich als Sechziger mit der jugendlichen Fanny Falkner.

*

Ein junger Dichter überreichte eines Tages dem einflußreichen literarischen Chef der „Politiken“, Edvard Brandes, ein Manuskript. Dieser las es und wurde sofort gepackt und ergriffen. Es war etwas Außerordentliches darin — es hätte können von Dostojewski sein. Der junge Dichter schrieb aus seinem Leben, von einem Hungernden und Obdachlosen, einem Schriftsteller ohne Namen, wie er, um nicht nachts draußen kampieren zu müssen, auf Socken die Treppe zu dem elenden Loch hinaufschleicht, wo er neulich gewohnt hat, wohin er aber nicht mehr offen zurückzukehren wagt, weil er die Miete nicht hat bezahlen können; wie er einen Brief auf seinem Tisch findet und sich wieder fortschleicht. Der Brief war von der Redaktion einer Zeitung, der er ein Manuskript gegeben hatte. Er liest ihn beim flackernden Schein einer Straßenlaterne. Es wurde licht in ihm. Das Manuskript war angenommen . . .

Brandes zahlte zehn Kronen Honorar und zeigte später die beschriebenen Blätter dem schwedischen Schriftsteller Axel Lundegard und erzählte ihm die Geschichte des Manuskripts.

„Verstehen Sie,“ fragte er ihn, „daß ich mich über meine armseligen zehn Kronen erschlagen fühle?“

„Ja, das begreife ich.“

„Wenn Sie die Erzählung gelesen hätten, würden Sie es noch besser verstehen.“

„Ist sie so merkwürdig?“ fragte Lundegard. „Wie heißt sie?“

„Hunger."
„Und der Verfasser?"
„Knut Hamsun."

*

Otto Erich Hartleben hatte vom Lessing-Theater das Angebot erhalten, gegen eine Jahresrente von achtzehnhundert Mark die Verpflichtung einzugehen, alle seine noch entstehenden Dramen dort zuerst einzureichen.

„Wirst du dich binden?" fragten ein paar Freunde besorgt.

Hartleben aber, mit sonnigem Lachen, rief: „Kinder, noch drei solche Kontrakte — und ich rühr' in meinem Leben keine Feder mehr an."

*

Oskar Blumenthal begegnete einem preisgekrönten jungen Dramatiker, dem er einen Dorn ins blühende Fleisch drückte: „Frohlocken Sie nicht! Je preiser ein Stück gekrönt wird, desto durcher fällt es...!"

*

Blumenthal unternahm mit dem Berliner Lessingtheater eine Tournée nach Rußland. Ein Schauspieler, der bedenklich jüdisch aussah, meinte nun: „Herr Doktor, ich habe in Berlin immer nur kleine Rollen gespielt, in Rußland krieg' ich doch bessere?" „Das ist meine kleinste Sorge," meinte Oskar Blumenthal. „Wenn ich Sie nur schon über die Grenze gebracht hätte."

*

Von Björnson war am Berliner Theater mit ungeheurem Erfolg „Über unsere Kraft" gegeben worden. Björnson war entzückt und kam auf die Bühne. Liebenswürdig lächelnd trat er zu dem Darsteller des Bratt. Dieser reckte sich in die Höhe und wand sich bereits in Erwartung eines schmeichelhaften Kompliments.

„Merkwürdig!" sagte Björnson, „daß sich hier die Leute die lange Rede vom Wunder von Ihnen gefallen lassen, bei uns haben wir mehr als die Hälfte davon gestrichen. Sie wirkt sehr ermüdend."

Damit schritt er dem Ausgange zu. Es gab viel freudige Gesichter — — — bei den Kollegen des Mimen.

*

Im Hafen von Stavanger ertönte das Gebrüll einer Dampfsirene. Der Dichter Alexander Kjelland hatte eine Dame zu Gast, die erschrocken rief:

„Mein Gott, was ist das?"

„Haben Sie keine Angst," erwiderte der Dichter, „die Hohenzollern ist in Kindsnöten. Gleich wird sie eine Barkasse zur Welt bringen."

*

„Meister, vor meinem Tode werde ich noch Ihre ‚Adjutantenritte' lesen!" Mit diesen Worten stürzte einst eine Verehrerin auf Detlev von Liliencron zu.

Der Baron lächelte: „Aber wenn er einmal zu schnell und unvorbereitet käme, Gnädigste?"

„Dann wird sie mir mein Mann in den Himmel nachsenden."

Liliencron spielte den Teufel und sagte: „Lassen Sie jedenfalls auch ein Exemplar in die Hölle adressieren."

*

Liliencron war ein milder Kritiker, so daß er die gesamte Produktion der jüngeren Dichter, im Durchschnitt täglich 2—4—6 Gedichtbücher, Romane, Dramen, erhielt. Obwohl er sich Schlafen, Essen usw. abgewöhnen wollte, gelang's ihm nicht, das alles zu bewältigen. Schließlich verschickte er nur noch gedruckte Abwehrkarten.

Eines Tages sandte ihm ein junger Dichter ein Paket Lyrik mit der Bitte um sein Urteil und legte folgende Verse bei:

Ich fühle immer mich geadelt,
Wofern ein weiser Mann mich tadelt.

Liliencron schickte alles zurück mit der Bemerkung: „Ernenne Sie von mir aus zum Großherzog."

*

15*

Julius Stettenheim, berühmt als „Wippchen" und als Herausgeber der von ihm begründeten „Wespen", wurde gefragt, wie die neue Zeitschrift seines Kollegen, der ihm Konkurrenz machen wollte, wohl ginge.

„Ganz gut," war die Antwort. „Kaum möglich," meinte der andere. „Warum sollte sie nicht gehen?" bemerkte Stettenheim, „es hält sie ja niemand."

*

Stettenheim und der bekannte Heine-Biograph Gustav Karpeles trafen sich alljährlich in Karlsbad zur Brunnenkur. Als Stettenheim den etwas eitlen Kollegen beim Wiedersehen fragte, was er treibe, antwortete Karpeles:

„Ich schreibe ab und zu!"

„Auch zu?" fragte mit verschmitztem Lächeln Meister Wippchen.

*

„Herr Stettenheim, wann habe ich Sie doch das letztemal in Karlsbad gesprochen?" rief ein Aufdringlicher dem Altmeister des Humors zu.

„Heute," antwortete lächelnd Wippchen.

*

Julius Stinde, der Autor der „Familie Buchholz", liebte den Wein, bei dem ihm häufig sein Freund Johannes Trojan vom „Kladderadatsch" Gesellschaft leistete. Und als die beiden einmal wieder einen ihrer länglichen Frühschoppen machten, geschah es, daß sie, ohne daß sie es merkten, photographiert wurden. Das Bild erschien in einer Zeitschrift, und alle Welt lachte über die Unzahl der leeren Flaschen, die auf dem Tisch standen, so daß Trojan sich gegen diese Indiskretion, wie er das nannte, in einem Scherzgedicht verteidigte, das mit den Worten schloß: „Und außerdem wie ich so was finde — nur zwei Flaschen gehörten mir, alle anderen Stinde."

*

Peter Altenberg fühlte sich nicht wohl und ging zum Arzt. „Was trinken Sie?" fragte der Doktor. — „Portwein." —

„Wieviel?“ — „Täglich eine Flasche.“ — „Rauchen Sie?“ — „Ja.“ — „Na also, Sie müssen das Trinken und Rauchen aufgeben.“ Altenberg nahm sein grünes Hütchen und verschwand lautlos.

Der verblüffte Arzt lief ihm nach: „Hören Sie, ich bekomme fünf Gulden für meinen Rat.“ — „Ich nehme ihn ja gar nicht an,“ sagte Altenberg und ging die Treppe hinunter.

*

Roda Roda begegnete auf der Straße einem glückstrahlenden jungen Mann, der eben von Peter Altenberg kam und ihm stolz des Dichters neuestes Werk mit eigenhändiger Widmung zeigte. „Nicht wahr,“ rief er, „das ist eine Seltenheit ersten Ranges!“

„Täuschen Sie sich nicht,“ sagte Roda Roda, „ein Buch von Peter Altenberg ist nur dann eine Seltenheit, wenn keine Widmung drin steht.“

*

Hermann Bahr, Egon Friedell und Roda Roda saßen in Gastein beisammen. Roda Roda sagte, das rote Tuch für seine berühmten Westen sei immer schwerer zu beschaffen.

„Da haben Sie es leichter,“ sagte Friedell zu dem wildbärtigen Bahr, „so ein Vollbart ist eine einmalige Anschaffung.“

*

Hugo von Hofmannsthal mußte von einem Kritiker folgende Schmeichelreden anhören: „Das ist gescheit, daß Richard Strauß nach Wildes ‚Salome‘ nun Ihre ‚Elektra‘ komponiert hat. Denn Ihr prachtvolles Werk verhält sich zu Salome wie der Semmering zum Montblanc.“ Hofmannsthal meinte jedoch: „Ja, aber auf den Semmering gehen Tausende, auf den Montblanc kaum einer!“

*

Auch Thomas Mann war einmal ein Anfänger. Sein erster Schritt auf dem Wege zum Ruhm führte ihn zu einem bekannten Münchner Kunstfreunde, dem er sein erstes Opus überreichte.

Mann glaubte, bei diesem Herrn Förderung zu finden, doch hatte er sich geirrt. Hatte der Krösus das Buch gelesen, hatte er es nicht gelesen? Kurz und gut: er winkte ab, als Mann wieder vorsprach.

„Ich habe Sie für einen Mäzen gehalten," wagte Mann zu sagen.

„Ich halte Sie aber für keinen Dichter."

„Dann entschuldigen Sie, da irren wir uns eben beide," sagte Thomas Mann und ging.

*

Löns war zeitweilig ein arges Sumpfhuhn. Er kam dann ganz aus der Form und war stets zu lustigen Streichen aufgelegt. Einst kehrte er ziemlich geräuschvoll mit einem Bekannten von einer Bierreise heim; die Straßen waren schon leer, doch im Schatten eines Hauses stand ein „Blauer", der ihn zur Ruhe mahnte. „Recht so," erwiderte ihm Löns, „ich hasse auch den ruhestörenden Lärm, den ich nicht selber mache. Kennen Sie, Verehrtester, übrigens den Unterschied zwischen Ihnen und uns?" — Der Schutzmann lächelte. — „Sie sehen blau aus und sind's nicht, wir sehen nicht blau aus und sind's." Der Hüter der Ordnung verstand merkwürdigerweise Spaß, er fragte den Begleiter des ulkenden Dichters: „Den kenne ich doch? Wer ist das eigentlich?" Der antwortete: „Den kennt doch jedes Kind, das ist der ‚Fritz von der Leine[1]).'" „Fritz von der Leine? Das habe ich mir doch gleich gedacht, daß der so was wäre!" rief der Schutzmann. „Freuen Sie sich, daß Sie ‚so was' nicht sind!" sagte Löns. „Hm," meinte der Beamte, „mit Ihnen beiden möchte ich auch schon mal 'ne Bierreise riskieren. Können Sie mich nicht einmal, wenn ich dienstfrei bin, mitnehmen?" „Wird gemacht," sagte Löns, „große Ehre!" holte aus der Brieftasche Papier und Blei hervor: „Sie heißen und wohnen?" Der Blaue gab Antwort. „So," sagte Löns, „Sie sind notiert, kostet Strafe! Machen Sie so was nicht wieder!"

*

---

[1]) Unter diesem Namen schrieb Löns seine ulkigen Wochenplaudereien im „Hannoverschen Anzeiger".

Bernard Shaw, der Salonsozialist, ging durch London. Ein Krüppel bat ihn um eine milde Gabe.

Shaw greift an seinen Hut, sagt „Presse!“ — und geht weiter.

*

Shaw widerfuhr einmal folgendes: Am Abend einer Aufführung wurde er stürmisch gerufen und mit Beifallsstürmen empfangen. Als sich der Applaus gelegt hatte und einen Augenblick Stille herrschte, rief eine Stimme von der Galerie: „Das Stück war schlecht, Mr. Shaw!“ Shaw wandte sich sofort dem Rufer zu und antwortete: „Ich bin ganz Ihrer Meinung, aber was wollen wir zwei gegen die vielen Leute hier machen!“

*

Tilly Wedekind erzählt: „Als Karl Kraus vor einem geladenen Publikum die ‚Büchse der Pandora‘ aufführen wollte, suchte er sich von allen Theatern Wiens die Darsteller zusammen. Ich war damals Anfängerin am Jubiläumstheater. Man hatte mir den Liftjungen Bob zugedacht. Alles war in Ordnung, nur die Lulu war nicht zu finden. Kraus überlegte lange. Eines Tages sagte er: ‚Vielleicht kann es die kleine Newes.‘ Und tatsächlich, er gab mir die Lulu. Der schicksalsschwere Tag der Aufführung kam. Im Zuschauerraum saßen Reinhardt, Brahm und Barnowsky. Bei wem würde wohl mein Schicksal, meine Laufbahn liegen?

Doch mein Schicksal war mir noch näher: Frank Wedekind stand neben mir auf der Bühne. Von glühendem Lampenfieber verwirrt, nahm ich mein Schicksal mit offenen Armen auf und gab Wedekind — einen Kuß.

Ich spürte doch, bei wem mein Schicksal lag.“

*

Tolstoi hat in seinem Leben mehrfach „Gewissensreinigungen“ vorgenommen. Er fegte dann den Schmutz, der seine Seele trübte, gründlich aus. Nach solchen Reinigungen legte er sich Vorschriften auf, die er nicht immer befolgen konnte, auch wenn er es „geschworen“ hatte. Immer wollte er ein neues Leben

beginnen, fiel aber immer wieder zurück in die alten Fehler oder in noch schlimmere.

Seine Vertrauten machten ihn auf diese Widersprüche aufmerksam. Er sagte, „meine Lehre ist nicht falsch, es spricht nichts gegen sie, wohl aber gegen mich, der ich ein schwacher Mensch bin."

*

Tolstoi und Turgenjew konnten einander nicht verstehen, denn Tolstoi war auch in menschlichen Dingen kritisch. Turgenjew konnte Tolstois durchdringenden Blick nicht vertragen, wenige Worte, eine giftige Bemerkung Tolstois, konnten ihn zum Rasen bringen.

Von ihrer ersten Begegnung an spielten sich zwischen beiden heftige Auftritte ab. Zum Bruch kam es bald. Turgenjew gab einmal seinen philantropischen Empfindungen Ausdruck und sprach von Wohltätigkeitsfesten, bei denen seine Tochter mitwirke. Tolstoi, der diese Art bürgerlicher Wohltätigkeit verachtete, bemerkte, daß ein gutgekleidetes junges Mädchen, das alle Welt auf seinen Knien halte, eine Theaterszene spiele, die der Aufrichtigkeit entbehre. Turgenjew drohte wütend mit Ohrfeigen. Tolstoi forderte Turgenjew zum Zweikampf, dieser schickte einen Entschuldigungsbrief, aber Tolstoi verzieh ihm nicht.

Erst viele Jahre später haben Tolstoi und Turgenjew sich ausgesöhnt.

*

Als Dostojewski 1867 durch die Gegend von Baden-Baden reiste, beschloß er, einen Abstecher dorthin zu machen. Ihn peinigte ein verführerischer Gedanke: 10 Louisdor zu riskieren und vielleicht 2000 Franken zu gewinnen. In drei Tagen gewann er ungewöhnlich leicht 4000 Franken... Er riskierte weiter und verlor nicht nur das Gewonnene, sondern auch das eigene Geld bis zum letzten Pfennig. Dann begann er, seine Kleidungsstücke zu versetzen. Endlich hatte er genug, alles war verspielt... Auf das Geld anderer angewiesen, will er der Roulette entrinnen und fährt nach Saxon-les-Bains, einem weltfernen Nest in der Schweiz. Da hört er vom Kellner, daß im Kurhaus gespielt wird. Wieder

verspielt er den letzten Heller. Die Schuld daran mißt er aber in echter Spielerrabulistik dem Kellner zu, der ihn auf den Spielsaal aufmerksam gemacht hatte. Der bizarre Humor des genialen Psychologen zeigt sich hier auf sonderbare Art. Diesen bitteren Erlebnissen verdanken wir indessen eine seiner glänzendsten Charakterstudien. „Der Spieler" beruht auf Dostojewskis eigenen Erfahrungen.

*

Paul Bourget wurde von dem Grafen d'Haussonville eingeladen, einige Zeit auf seinem Schloß zu wohnen. Bourget war nie Frühaufsteher. Am Tage nach seiner Ankunft wurde er von seinem Gastgeber um 11 Uhr morgens zum gemeinsamen Frühstück erwartet, gab aber kein Lebenszeichen. Da der Graf d'Haussonville nicht länger warten wollte, ging er in das Schlafgemach Bourgets und begrüßte ihn mit den Worten: „Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie störe." — „Ganz und gar nicht," antwortete er, „ich habe doch nicht mehr geschlafen. Vielleicht ein wenig geträumt. Oder genauer gesagt, nachgedacht. Das ist so meine Gewohnheit; in der Frühe sammele ich meine Gedanken, bringe Ordnung in die Ideen, die mich beschäftigen, mit einem Worte, ich arbeite." Am folgenden Tag war Bourget um 12 Uhr noch nicht an der Tafel. D'Haussonville ging wieder in das Schlafzimmer Bourgets und weckte ihn mit den Worten: „Bester Freund, Sie werden sich noch überarbeiten!"

*

Tristan Bernard wollte einmal in Ruhe arbeiten, um eine Komödie zu beenden, die ihm schon lange zu schaffen gemacht hatte. Er suchte ein Seebad auf und mietete sich in einem weltabgeschiedenen Häuschen ein, kam jedoch neben eine Dame zu wohnen, die ihn namentlich abends empfindlich störte.

Den Dichter hatte die Wut gepackt, und er wartete auf eine passende Gelegenheit, es der Dame anzustreichen. Am Wochenende kam ihr Gatte aus der Stadt. In der allerzärtlichsten, aber auch in der allerlautesten Weise bewies die Dame ihrem Gatten die Freude des Wiedersehens. Der Dichter pochte energisch an die Verbindungstür, und der erstaunte Gatte hörte die wütende

Stimme: „Seien Sie doch still, nehmen Sie Rücksicht — jeden Abend dasselbe!"

*

Franz Molnar, der feine ungarische Lustspieldichter, heiratete eines Tages wieder einmal — den Operettenstar Sari Fedak.

Der vielaufgeführte Autor wird von der Braut gefragt: „Ferenzl, wo hast Frack?"

„Frack? Den ziehe ich nur bei Premieren an."

*

Zu Karl Rößler, dem Verfasser des erfolgreichen Lustspiels „Die fünf Frankfurter", kam eines Tages ein biederer Herr und sagte folgendes: „Sö san Herr Rößler? Sö schreiben Theaterstücke — Lustspiele? Da hätt' ich für Eahna a Idö för a Lustspiel! Erschter Akt: A Stammtisch mit Herren — a Preiß, a Bayer, a Sachs, a Weaner: Ein Witz, eine Laune, eine Komik nach der anderen. Zweiter Akt: A Kaffeegesellschaft — die Frauen von dene Herren: Ein Witz, ein Humor, eine Komik nach der anderen, Schlager folgt auf Schlager..." „Und der dritte Akt?" fragte Rößler. Da sagt der Biedermann: „Alles ich, Herr Rößler? Etwas könnten Sö doch a selber dazu dichten!"

Musiker

Mancherlei sind unsers Volkes Gaben;
Denn auch mancherlei hat es zu tun,
Und beim harten Ringen, wie zum Ruhn
Muß es einen guten Spielmann haben ...
Gottfried Keller, Festlieder

Johann Sebastian Bach wurde einmal wochenlang von einem lästigen Ausländer bedrängt, einem mäßigen Musiker, der aber sehr von sich eingenommen war. Täglich besuchte er den Meister, um ihm stundenlang mit seinen belanglosen Kompositionen und seinem sehr mäßigen Klavierspiel zu quälen. Dabei hatte dieser Musikus die Kühnheit, das Spiel der Schule Bachs ungerecht abfällig zu kritisieren. Als er sich einmal vermaß, nach dem Spiel von Bachs Lieblingsschüler Krause tadelnd zu bemerken, so wie dieser spiele bei ihm zu Haus jedes Kind, kam Bach auf den Gedanken, es diesem Prahlhans gründlich heimzuzahlen.

Da traf es sich, daß der zu Bachs Zeit berühmte Organist Johann Ludwig Krebs von Zeitz aus nach Leipzig zum Besuch des Meisters kam, der sein Freund und Lehrer war. Bachs Plan war sofort fertig. Er kleidete den Musikus als Fuhrmann um und hieß ihn zu gegebener Zeit, wenn der Fremde wieder sein Spiel begonnen haben würde, bei sich eintreten.

Krebs spielte seine Rolle gut. Bach nötigte ihn, dem Fremden vorzuspielen, und Krebs brachte einige seiner Klaviersonaten meisterhaft zum Vortrag, so daß der Fremde nicht mehr wußte, was er sagen sollte. Da nahm Bach das Wort: „Mein Lieber, so spielen bei uns die Fuhrleute!" Der Prahlhans ward recht klein und bewies dem Meister fortan Achtung.

*

Bach sollte, als seine Frau starb, zum Begräbnis Anstalt machen. Der arme Mann war aber gewohnt, alles durch seine Frau besorgen zu lassen; da nun ein alter Bedienter kam und ihm für Trauerflor, den er einkaufen wollte, Geld abforderte, antwortete er unter stillen Tränen, den Kopf auf einen Tisch gestützt: „Sagt's meiner Frau."

*

Der berühmte Komponist Georg Friedrich Händel liebte über alles die Freuden der Tafel und den Wein. In London hatte er einst den Direktor der königlichen Kapelle, Browne, und andere Tonkünstler zum Mittagsessen eingeladen. Während der Mahlzeit rief Händel häufig aus: „Halt! da fällt mir etwas ein!" Er verließ die Tafel und ging in sein Studierzimmer.

Die Eingeladenen baten ihn, er möge sich nicht genieren, es sollte ihnen leid tun, wenn durch ihre Schuld die Welt auch nur einen genialen Einfall von ihm verlieren würde.

Händel dankte, doch der Ausruf erfolgte so oft und er entfernte sich dann jedesmal, daß endlich einer der Gäste seinen Platz verließ und neugierig durch das Schlüsselloch sah.

Hier sah er nun keineswegs Händel mit Notenschreiben, sondern mit Weintrinken beschäftigt.

Der Vorfall klärte sich später auf. Händel hatte von seinem Verehrer, dem Lord Ratnor, einen Korb Burgunder erhalten. Dieser war zu köstlich, um ihn seinen Gästen vorzusetzen, er aber war viel zu begierig danach, um ihn bei seinem Diner zu entbehren. Da fiel ihm diese List ein, und er labte sich an Burgunder, während seine Tischfreunde sich mit Portwein begnügen mußten.

*

Händel betrat einst ein Londoner Speisehaus und bestellte ein Mittagessen für drei. Er mußte lange warten und wurde ungeduldig. „Warum kommt das Essen nicht?" fragte er. — „Wir tragen erst auf, sobald die Gesellschaft kommt." — „Dann," sprach Händel, „bringt das Essen prestissimo; ich bin die Gesellschaft."

*

Ritter Gluck war bei der ersten Probe seiner „Iphigenie in Aulis" sehr unzufrieden mit der Auffassung und der Technik des Sängers Larrivee. Vergeblich versuchte er, dem Sänger seine Auffassung beizubringen und tadelte ihn mehrfach. „Warten Sie nur, Meister," rief Larrivee, „bis ich im Kostüm bin; dann werden Sie mich nicht wieder erkennen!"

Bei der Generalprobe, die im Kostüm stattfand, rief Gluck Larrivee zu: „Freundchen, ich kenne Sie vollkommen wieder!"

*

Als Glucks „Iphigenie", die heute als unsterbliches Meisterwerk gilt, in Paris zum erstenmal aufgeführt wurde, fiel sie ab wie ein Machwerk des untersten der Midasenkel. „Ach, Iphigenie ist gefallen!" sagte Gluck voll Verzweiflung zu einem Freunde.

„Ja, vom Himmel!" antwortete dieser, — ein wahreres Wort wurde nie gesprochen.

*

Fürst Esterhazy, bei dem Haydn Kapellmeister war, wollte einst in übler Laune die ganze Kapelle auflösen. Als Haydn davon hörte, komponierte er eiligst eine Symphonie (die sog. „Abschiedssymphonie"), die dadurch bekannt geworden ist, daß ein Musiker nach dem andern das Podium verläßt, so daß schließlich nur noch einer die letzten Takte spielt.

Beim nächsten Konzert führte er unerwartet diese Symphonie vor dem Fürsten auf, und jeder von der Kapelle mußte, sobald er den letzten Takt seiner Partie gespielt hatte, das Licht auf seinem Pulte auslöschen und davongehen. So saß der letzte Kontrabassist schließlich vor seinem Pulte, und als er seine wenigen Takte gespielt hatte, löschte auch er sein Licht und schlich davon.

Der Fürst erriet den Sinn und beschloß, die Musiker in seinem Dienst zu behalten.

Nun komponierte Haydn eine Symphonie, in welcher eine Stimme anfängt und die anderen nach und nach eingreifen. Bei der Aufführung zündete jeder Musiker erst sein Licht an, wenn er spielen mußte. Endlich war das ganze Orchester wieder erleuchtet.

*

Haydn speiste einst mit Gelehrten und Künstlern. Unter anderem wurden auch gebackene Hühnchen (in Wien Backhendel genannt) aufgetragen. „Sehen Sie, meine Herren," sagte Haydn, „sonst geht der Händel über den Haydn, jetzt aber kommt der Haydn über Händel."

*

Als nach der ersten Aufführung von Mozarts „Entführung aus dem Serail" Joseph II. den großen Meister mit den Worten ansprach: „Recht gut, recht brav, Mozart, nur gar zu viele Noten!" antwortete Mozart rasch: „Gerade so viel als nötig sind, Majestät." „Kann auch sein," meinte der Kaiser, „Sie müssen das freilich besser verstehen."

*

Joseph II. bat Mozart ein andermal um ein Urteil über eine von ihm komponierte Sonate. Mozart sagte dem Kaiser: „Die Sonate ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist doch noch viel besser."

*

Schikaneder, Mozarts Textdichter der „Zauberflöte", schnappte nach dem großen Erfolge, den die Oper bei ihrer Erstaufführung am 30. September 1791 auf seiner Bühne im Freihaus zu Wien errang, über. Als ihm ein Freund nach der Vorstellung zu dem außergewöhnlichen Erfolge dieses musikalischen Meisterwerks gratulierte, meinte Schikaneder herablassend: „Ja, ja, die Oper hat gefallen, aber sie würde noch viel mehr gefallen haben, wenn mir der Mozart nicht so viel daran verpfuscht hätte!"

*

Der kleine zierliche Hofkapellmeister Salieri, den Mozart scherzweise nur Monsieur Bonbonniere nannte, da er, wo er ging und stand, Zuckerwerk aus einer Bonbonniere naschte, — dieser schön gestaltete, in musikalischer Beziehung recht tüchtige und anerkannte Mann, hatte aus Neid und aus Furcht, von Mozart in den Schatten gestellt zu werden, heimlich alle Minen springen lassen, um diesen, seinen gefürchteten Rivalen, zu vernichten. Als nun Salieri erfuhr, daß Mozart durch Joseph II. beauftragt sei, wieder eine italienische Oper nach Beaumarchais' „Figaro" zu

schreiben, wollte er vor Neid, Angst und Mißgunst vergehen. Da kam ihm ein Zufall entgegen. Gerade um jene Zeit schrieb ja auch sein Günstling, Vincenzo Martin — einer der damals beliebtesten Komponisten der älteren italienischen Schule —, eine neue Oper unter dem Titel „La Cosa rara". Diese mußte triumphieren — denn von Martin fürchtete der schlaue Italiener nichts —, der „Figaro" dagegen fallen. So konnte Salieri seinem lieben „Freunde", Maestro Mozart, einen furchtbaren Stoß versetzen, ohne sich selbst auch nur im geringsten bloßzustellen. Die italienischen Sänger waren — durch ihr eigenes Interesse gestachelt — längst für eine solche Schlacht gewonnen; denn auch sie haßten Mozart, den Besieger der italienischen Oper. Mozart war geradezu auf die Schlachtbank geliefert, da er sein Werk einer Gesellschaft anvertrauen mußte, die ihm, vom Kapellmeister und Operndirektor an bis zum letzten Sänger und Choristen, den Untergang geschworen hatte. Ohne es zu wissen, gab er sich in die Hände seiner Henker. Sämtliche italienische Sänger und Sängerinnen befleißigten sich denn auch in der Tat, bei „Figaros" Aufführung so schlecht als möglich zu singen, ja selbst das Orchester hudelte seinen Teil auf so abscheuliche Weise, daß Mozart — Tränen des Zornes und der Entrüstung in den Augen — schon nach den beiden ersten Akten in die kaiserliche Loge eilte, den Schutz des Kaisers anzuflehen. In der Tat war denn auch Joseph II. über das Vorgefallene empört. Es erging auf der Stelle eine scharfe Zurechtweisung an sämtliche Mitwirkenden. Aber was half es, daß nun der übrige Teil der Oper ein wenig besser ging? Der Schurkenstreich war geglückt. Das Publikum blieb kalt. Mozart schwur, außer sich vor Schmerz und Unwillen, nie wieder eine Oper für Wien zu schreiben.

*

Als Mozart nach den glänzenden Erfolgen des „Don Giovanni" das gastliche Prag verließ, kehrte er mit recht gemischten Gefühlen nach Wien zurück, wo es seinen Widersachern gelang, die Aufführung noch ein volles halbes Jahr hinzuhalten. Ein kaiserliches Machtwort entschied endlich, aber die Oper mißfiel. Kaiser Josef äußerte sich: „Die Oper ist göttlich, vielleicht noch schöner als ‚Figaro', doch das ist keine Speise für die Zähne

meiner Wiener.“ Als Mozart dies durch da Ponte vernahm, meinte er dagegen: „Lassen wir ihnen Zeit zu kauen.“

*

Ein Maler wollte den berühmten Komponisten Domenico Cimarosa schmeicheln und versicherte ihn, daß er noch größer als Mozart sei.

Cimarosa fragte den Schmeichler in barschem Ton: „Herr, was würden Sie einem Menschen sagen, der Sie dreist versicherte, Sie überträfen Raffael?“

*

Beethoven ging in Wien in ein Gasthaus, verlor sich aber völlig in Gedanken und beachtete gar nicht, daß der Kellner ihn mehrmals um seine Wünsche fragte. Nach einer Stunde etwa rief er nach der Bedienung: „Was habe ich zu bezahlen?“ Der Kellner sagte: „Sie haben ja gar nichts bestellt, was soll ich denn bringen?“ „Bring', was du willst,“ rief Beethoven, „aber laß mich endlich in Frieden.“

*

Beethoven war im Hause äußerst wunderlich, sogar tyrannisch. Er liebte besonders Brotsuppe mit Eiern, die er jedoch roh bringen ließ und selbst in die Suppe schlug. Eines Tages war der Quartettspieler Holz bei ihm. Man trug für sie beide eine Brotsuppe und dazu zwölf Eier auf. Beethoven zerbrach das erste, fand es, ungeachtet Holz das Gegenteil versicherte, schlecht, ließ nun die Wirtschafterin nahe genug herantreten, um ihr alle zwölf Eier eines nach dem andern auf den Rücken werfen zu können.

*

In der Abendgesellschaft einer Gräfin in Wien zu Ehren des Prinzen Louis Ferdinand war für Beethoven und andere nicht adelige Gäste zur Seite gedeckt. Als Beethoven dies bemerkte, stürmte er davon. Louis Ferdinand, der selber ein ausgezeichneter Musiker war, veranstaltete ihm gleich danach einen Revancheabend und ließ an seiner rechten Seite für Beethoven, auf der linken für die Gräfin decken.

*

Im Jahre 1807 oder 1808 traf Beethoven mit Goethe in Karlsbad zusammen, sie lernten sich kennen und verabredeten eine gemeinsame Spazierfahrt. Als die beiden großen Männer in einem Wagen ausfuhren, war viel Volk auf der Straße und grüßte ehrerbietig zu beiden Seiten. „Es ist doch lästig," sagte Goethe, „so berühmt zu sein; nun grüßen mich alle Leute." — „Machen sich Euer Exzellenz nichts draus," bemerkte Beethoven, „vielleicht geht's mich an."

*

Goethe sagte, als ihm Mendelssohn den ersten Satz von Beethovens fünfter Symphonie vorspielte: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte fürchten, das Haus fiele ein — und wenn nun alle Menschen das zusammen spielten!"

*

Grillparzer hatte für eine von einem Operndirektor bei Beethoven bestellte Oper „Melusine" den Text geschrieben. Der Direktor sollte 1200 Gulden zahlen, welche Beethoven mit dem Dichter zu teilen beabsichtigte; eine Unterschätzung des musikalischen Teils, gegen welche der Dichter natürlich bescheidenerweise seinen Protest einlegte, die indessen von Beethovens hoher Achtung für die Erzeugnisse der Schwesterkunst zeugt und seine Uneigennützigkeit bekundet. Bekanntlich ist die Oper nicht zustandegekommen. Veränderte Umstände bewogen den Direktor, seinen Kontrakt rückgängig zu machen. Wir wissen nicht, unter welchen Entschädigungsbedingungen für die dadurch vergebens bemühten Künstler. Beethoven scheint an der Oper gearbeitet zu haben, wenigstens deutet dahin seine Äußerung gegen den Dichter, „die Musik sei auch bereits fertig". Es hat sich in dem Nachlasse Beethovens indessen nichts von dieser „Melusine" gefunden.

Während die Oper nun mancherlei Besprechungen zwischen den beiden Kunstverbündeten veranlaßte und von beiden Seiten aller Eifer dem neuen Werke entgegengebracht wurde, fuhr der Dichter eines Tages zum Komponisten aufs Land. In den „Erinnerungen an Beethoven" schildert Grillparzer diesen Besuch, den er mit Schindler in Hetzendorf machte, und erzählt einige rührende Episoden, die des Meisters menschliche Art lebendig werden lassen.

Grillparzer berichtet, wie Beethoven, als sie sich zu Tisch setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen Wein herausbrachte: „Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor den seinen und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmütigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Toren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte." Grillparzer nahm die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend seinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.

*

Als Beethoven um ein fachmännisches Urteil über Johann Sebastian Bach gebeten wurde, antwortete er: „Kein Bach, sondern ein Meer!"

*

Beethovens Bruder Johann war eine äußerst materielle Erwerbsnatur. Am Neujahrstage 1823 gratulierte er seinem Bruder Ludwig mit einer Visitenkarte: Johann van Beethoven — Gutsbesitzer. Der titellose Meister schreibt auf die Rückseite der Karte sogleich mit Bleistift: Ludwig van Beethoven — Hirnbesitzer und schickt sie zurück.

*

Der bekannte Gegner Beethovens, der Musik treibende Abt Stadler, der, einer vergangenen Epoche angehörend, den himmelstürmenden Werken des Titanen nicht mehr zu folgen vermochte, sagte einst in seinem österreichischen Dialekt: „Schaun's, der Mozart kommt mir vor wie ein Mensch mit einem schönen, ebenmäßig geformten Gesicht, und der Beethoven wie einer, der auch ein schönes Gesicht hat, dem aber zumeist a Tröpferl an der Nase hängt." — Meist mied er Beethovens Konzerte. Einmal aber, als er die gigantische siebente Sinfonie anhörte, rief er bei der nervenspannenden, auf pochendem „e" beharrenden Stelle des ersten Satzes: „Es kommt immer noch das ‚e' — es fallt ihm eben nix ein, dem talentlosen Kerl."

*

Der Wiener Lehrer Albrechtsberger, der verkörperte Kontrapunkt, sagte beim Erscheinen von Beethovens Quartetten op. 18 zu einem jungen Freunde des Komponisten: „Gehen Sie nicht mit dem um, der hat nichts gelernt!"

*

Die Sängerin Gabrielli verlangte von Katharina II. für zwei Monate, die sie in Petersburg singen sollte, 5000 Dukaten in Gold.

„Ich bezahle keinen meiner Feldmarschälle so," meinte die Kaiserin.

„Dann können Ihre Majestät ja die Feldmarschälle singen lassen," erwiderte die Sängerin.

Katharina zahlte die verlangte Summe.

*

Emanuel Bach ließ einst in einem Privatkonzert in Berlin eine sehr schwierige Fuge aus dem Stegreif hören. Alle Anwesenden waren entzückt über die Fertigkeit des genialen Künstlers. Eine junge Dame sagte arglos: „Mir kommt dies gar nicht wunderbar vor; alle Bachs sind ja in Fugen geboren!"

*

16*

Spontini, ehemaliger Generaldirektor der Berliner Großen Oper, der Komponist der „Vestalin" und des „Ferdinand Cortez", behauptete, aus Berlin durch Meyerbeer verdrängt worden zu sein. Heine erzählt die ergötzlichsten Geschichten, wie die Abneigung Spontinis gegen Meyerbeer sich zeigte. Klagte irgendein Schriftsteller über Meyerbeer, daß dieser z. B. die Gedichte, die er ihm schon seit Jahren zugeschickt, noch immer nicht komponiert habe, dann nahm Spontini hastig die Hand des verletzten Poeten und rief: „J'ai votre affaire, ich weiß das Mittel, wie Sie sich an Meyerbeer rächen können, es ist ein untrügliches Mittel, und es besteht darin, daß Sie über mich einen großen Artikel schreiben, und je höher Sie meine Verdienste würdigen, desto mehr ärgert sich Meyerbeer." Ein andermal war ein französischer Minister ungehalten über den Komponisten der „Hugenotten". Spontini trat an den Minister heran und rief: „J'ai votre affaire, Sie können den Undankbaren aufs härteste bestrafen, Sie können ihm einen Dolchstich versetzen, und zwar indem Sie mich zum Großoffizier der Ehrenlegion ernennen." Einmal fand Spontini den Direktor der Großen Oper, in der wütendsten Aufregung gegen Meyerbeer, der ihm durch Gouin anzeigen ließ, daß er wegen des schlechten Singpersonals den „Propheten" noch nicht geben wolle. Wie funkelten da die Augen des Italieners! „J'ai votre affaire", rief er entzückt, „ich will Ihnen einen göttlichen Rat geben, wie Sie den Ehrgeizling zu Tode demütigen: lassen Sie mich in Lebensgröße meißeln, setzen Sie meine Statue ins Foyer der Oper, und dieser Marmorblock wird dem Meyerbeer wie ein Alp das Herz zerdrücken."

Einmal fand ihn jemand in den obern Sälen des Louvre bei den ägyptischen Antiquitäten. Ritter Spontini stand wie eine Bildsäule mit verschlungenen Armen fast eine Stunde lang vor einer großen Mumie, deren prächtige Goldlarve einen König ankündigt, der kein geringerer sein soll, als jener Amenophes, unter dessen Regierung die Kinder Israel das Land Ägypten verlassen haben. Aber Spontini brach am Ende sein Schweigen und sprach folgendermaßen zu seiner erlauchten Mitmumie: „Unseliger Pharao! du bist an meinem Unglück schuld. Ließest du die Kinder Israel nicht aus dem Lande Ägypten fortziehen, oder hättest du

sie sämtlich im Nil ersäufen lassen, so wäre ich nicht durch Meyerbeer und Mendelssohn aus Berlin verdrängt worden, und ich dirigierte dort noch immer die Große Oper und die Hofkonzerte."

*

Eine häufige Erscheinung im Leben Schuberts war der Geldmangel. Wenn er ohne einen roten Heller dastand, so ließ er ein Hosenpaar aus dem Fenster baumeln, dessen Taschen nach außen gekrempelt waren. Das hieß dann: „Ich kann nicht mitgehen. Ich hab' leere Taschen. Macht mir's nicht schwer!" Zu den intimsten Freunden Schuberts und Schwinds gehörte auch der Lustspieldichter Eduard von Bauernfeld. Besonders mit Schubert verband ihn die herzlichste Freundschaft. Einmal kam Bauernfeld früh am Nachmittag ins Kaffeehaus beim Kärntnertortheater, ließ sich eine Melange geben und verspeiste ein halb Dutzend Kipfel dazu.

Später erschien auch Schubert, ließ sich auch eine Melange geben und aß auch sechs Kipfel. Bauernfeld bewunderte Schuberts glänzenden Appetit. „Ja weißt," sagte der verlegen, „das macht, ich hab' heut noch nichts gegessen."

Bauernfeld reichte Schubert die Hand und sagte tröstend: „Bei mir war's grad so." Und so lachten beide über ihre Armut.

*

Als eines schönen Nachmittags der Schubert-Schwindsche Freundeskreis von Pötzleinsdorf heimwärts nach Wien an einem Biergarten vorbeikam, sah Schubert seinen Freund Tietze drinnen. Natürlich kehrte die ganze Gesellschaft ein und Schubert bekam ein Buch, in dem Tietze gelesen hatte, in die Hand, blätterte darin und sagte auf einmal: „Da fällt mir eine schöne Melodie zu dem Gedicht da ein. Hätte ich nur Notenpapier bei mir." Schwind zog schnell auf der Rückseite einer Speisekarte Linien, und Schubert schrieb mitten im Biertrubel das herrliche Lied: „Horch, die Lerch' im Ätherblau."

*

Schuberts Tage vergingen in mythischer Einfachheit, Strenge und Werkinnigkeit. Als er mit Mayrhofer zusammenwohnte, setzte er sich täglich um 6 Uhr morgens ans Schreibpult und kom-

ponierte in einem Zuge fort bis 1 Uhr nachmittags. Dabei wurden einige Pfeifchen geschmaucht. Lobte jemand eins seiner Lieder besonders, so sagte er: „Ja, das ist halt ein gutes Gedicht, da fällt einem sogleich was Gescheites ein, die Melodien strömen herzu, daß es eine wahre Freude ist. Bei einem schlechten Gedicht geht nichts vom Fleck, man martert sich dabei, und es kommt nichts als trockenes Zeug heraus."

*

Moritz von Schwind wurde in einem Konzert, in dem die C-Dur-Symphonie Schuberts aufgeführt wurde, von einem Herrn, der neben ihm saß, angesprochen: „Das mag recht schön sein, aber zu lang, viel zu lang." Schwind fertigte ihn derb ab: „Dös is net z'lang, aber Sie san z'kurz dafür."

*

Schubert war kein Freund von Transpositionen seiner Lieder, und die heutigen Schubert-Alben hätten wohl nie seine Billigung gefunden. Als sein Freund, der berühmte Sänger Michael Vogl, sich einmal ein Schubertsches Lied transponiert hatte, wie es seiner Stimme lag, sagte Schubert, als ihm der Sänger das Lied vorgetragen hatte: „Gar nit uneben, das Lied. Wer hat's denn g'schrieb'n?"

*

Karl Maria von Weber wurde von seinen Freunden gewöhnlich mit seinem zweiten Vornamen Maria genannt. Über den Erfolgen der Musik des „Freischütz", von der nach Heines Schilderung die Welt ganz hingerissen war, vergaß man den Textdichter Friedrich Kind vollständig, bis eines Tages folgendes Epigramm in aller Munde war und an ihn erinnerte:

„Wie töricht doch die Menschen sind!
Vor Liebe möchten sie den einen fressen!
Den andern sie darüber ganz vergessen.
Und doch — was wär' Maria ohne Kind?"

*

Meyerbeers Neffe kam eines Tages zu Maestro Rossini und bat ihn, einen Trauermarsch anzuhören, den er auf den Tod seines Onkels komponiert habe.

Nachdem Rossini geduldig zugehört hatte, sagte er:

„Das ist ganz schön, indessen — lieber wär' es mir doch, wenn Sie gestorben wären, und Ihr Onkel hätte den Trauermarsch geschrieben!"

*

Rossini hatte dem Theaterdirektor Barbaja gegen ein festes Gehalt jährlich zwei Opern zu liefern. Der leichtlebige Komponist war aber so unpünktlich, daß sich Barbaja genötigt sah, ihn hinter „Schloß und Riegel" zu setzen, um ihn zu ernster Arbeit zu zwingen. Die Ouvertüren zu „Othello" und zur „Diebischen Elster" sollen trotzdem erst am Aufführungstage geschrieben worden sein. Zu dem berühmten Gebet in der Oper „Moses" übergab der Textdichter dem noch im Bett liegenden Meister die Dichtung mit den Worten: „Maestro, das habe ich in einer Stunde gemacht!" Rossini sprang auf und rief: „In einer ganzen Stunde? So will ich die Musik in einer Viertelstunde machen!" Er war schon in zehn Minuten mit der Komposition fertig.

Den „Barbier von Sevilla" schrieb der mit Einfällen gesegnete Rossini in dreizehn Tagen, eine Messe in zwei Tagen — eine glänzende Leistung, die einen Priester in Entzücken versetzte. „Rossini," sagte dieser, „wenn du mit dieser Messe an die Pforten des Paradieses kommst, so kann dir der heilige Petrus trotz all deinen Sünden den Eingang nicht verwehren."

*

Grétry hörte auf einem Spaziergang in Paris eine Melodie, die ihm bekannt vorkam. Ein Leiermann spielte eine Arie aus Grétrys „Richard Löwenherz". Der Komponist trat an den Alten heran und sagte zu ihm: „Lieber Mann, Sie nehmen das Tempo viel zu langsam, das Stück muß so gespielt werden." Er ergriff selbst die Kurbel: „Ja, ja, ich verstehe mich ein bißchen darauf, ich bin Grétry." Am nächsten Tage hatte der Leiermann auf seinem Kasten eine Tafel mit der Inschrift angebracht: „Mascarelly, Schüler Grétrys."

*

Donizetti, der berühmte Komponist der „Regimentstochter", der „Lucia di Lammermoor", des „Don Pasquale" u. v. a. Opern,

trug ständig musikalische Gedanken im Kopfe und komponierte, wo er ging und stand. Konnte er einer Idee nicht Herr werden, so war er unfähig, sich von ihr abzuwenden. Dann stand er oft lange geistesabwesend auf einem Fleck und stierte vor sich hin, bis die künstlerische Auslösung erfolgte.

Einst stand er vor dem Schaufenster eines Pariser Kunsthändlers und starrte eine volle Stunde auf ein Bild. Der Kunsthändler kam heraus in der Hoffnung, einen Käufer gewonnen zu haben. Er sprach den Maestro an und fragte:

„Was suchen Sie, mein Herr?"

„Das Finale zum dritten Akt meiner Lucia!" erwiderte der Komponist und ging schnell weiter, denn in jenem Bilde hatte er es gefunden.

*

D. Fr. E. Auber, der Komponist der „Stummen von Portici", des „Fra Diavolo" und „Maurer und Schlosser", starb zu Paris im 90. Lebensjahre während der Kommune in der Nacht vom 12. auf 13. Mai 1871. „Jede Übertreibung ist ein Fehler," sagte er in seiner letzten Krankheit, „man muß auch nicht, wie ich, das lange Leben übertreiben." Die Kommunarden wollten den Tod des berühmten Meisters zu einer Manifestation benutzen und die Leiche mit Musik und roten Fahnen bestatten. Ambroise Thomas, des Meisters Freund und Schüler, verhinderte es jedoch unter dem Vorwande, daß Auberts Verwandte aus der Provinz bei der Bestattung anwesend sein wollten. Der Sarg kam in das Gewölbe der Trinitékirche und wurde erst nach drei Monaten, nach dem Einrücken der französischen Armee, auf dem Père Lachaise bestattet.

*

In einem Gespräche mit Auber beklagte sich jemand über das Altwerden. „Ja, lieber Freund," erwiderte der Komponist, „das Altwerden ist aber doch das einzige bis jetzt erfundene Mittel, um lange zu leben."

*

Vor der ersten Aufführung von Adolf Adams „Postillon von Lonjumeau" sagte Altmeister Auber dem jugendlichen Kol-

legen einen großen Erfolg voraus. Adam war indessen sehr skeptisch, denn er kannte die Launenhaftigkeit des Publikums. „Ich fürchte, daß es schief gehen wird," sagte er beklommen zu Auber. „Niemals, teurer Freund, ich wette zwanzig Louisdor, daß der Postillon einen glänzenden Erfolg hat." Die Wette wurde abgeschlossen. Am Abend der Aufführung saß in der ersten Reihe ein alter Herr, der laut seinen Beifall kundgab — Auber. Sein Urteil war maßgebend. Die Oper hatte einen riesigen Erfolg und nahm ihren Siegeslauf durch die ganze Welt. Adam freute sich der verlorenen Wette, bei der er glänzend auf die Kosten kam.

*

Halévy hörte auf dem Hofe seines Hauses ein Motiv aus seiner Oper „Die Musketiere der Königin", an die er die letzte Hand anlegte. Verzweiflung überkam ihn. „Ich bin verloren," schrie er, „ich habe keine Einfälle mehr. Ich glaubte bestimmt, diese Melodie wäre von mir. Nun ist sie nur eine Erinnerung, eine Reminiszenz aus einem anderen Werk. Ich kann nicht mehr komponieren. Ich schreibe nur nach." Er lief auf den Hof hinab und fand einen Anstreicher, der bei seiner Arbeit das Lied sang.

„Mensch," rief der entsetzte Komponist, „wo haben Sie das Lied her?"

„Ach," lachte der, „das ist bei mir so hängen geblieben. Als wir neulich den Saal in der Opéra comique ausbesserten, übte gerade das Orchester." Halévy fiel ein Stein vom Herzen, es war ja seine eigene Oper, die man damals probte.

*

Eine Dame wünschte lebhaft ein Autogramm Meyerbeers zu besitzen. Sie wandte sich an den ihr befreundeten Direktor der Oper und bat ihn um ein paar Zeilen von der Hand des großen Komponisten. „Ich habe nichts von ihm, aber Sie sollen haben, was Sie wünschen!" erwiderte der Direktor. Bald darauf ließ er die „Hugenotten" geben und sandte den Zeitungen die Anzeige: „Die ‚Hugenotten', Musik von Halévy." Kaum war der Tag angebrochen, als ein Diener Meyerbeers ihm auch schon einen vier Seiten langen Brief überbrachte, in welchem der entrüstete Komponist auseinandersetzte, daß die „Hugenotten" von ihm und nicht

von dem Autor der „Jüdin" wären. Die Dame erhielt ihr Autogramm.

*

Gleich andern großen Musikern war es auch Chopin verhaßt, von Gastgebern ausgenutzt zu werden. Wieder einmal zum Flügel genötigt, spielte er seine kürzeste Komposition, ein Präludium von sechzehn Takten.

„Aber lieber Meister," rief die Wirtin, „nur ein so winziges Stück?"

„Gnädige Frau," replizierte der Verärgerte, „ich habe wirklich auch nur sehr wenig gegessen."

*

Als Felix Mendelssohn-Bartholdy nach der Uraufführung des „Sommernachtstraums" im Neuen Palais zu Potsdam beim König soupierte, sagte ein gesternter, aber nicht gestirnter Herr zu ihm: „Wie schade, daß Sie Ihre wunderschöne Musik an ein so dummes Stück verschwendet haben."

Die „feinen" Leute waren tatsächlich empört über das lustige Shakespeare-Stück, über die köstlichen Rüpelszenen, die gemeinen Handwerkspossen und den Eselskopf! Selbst die Autorität eines Königs, der doch diesen Unsinn mit seinem Hermelinmantel deckt, konnte sie nicht hindern, ihren Unwillen laut zu äußern.

*

Robert Schumann unternahm als junger Student mit dem damals auch noch unbekannten Willibald Alexis eine Rheinreise. Etwas ärmlicher als die deutschen Kaiser zur Krönung, aber im Herzen ebenso reich wie alle kamen sie in Frankfurt an, und als sie sich in einer billigen Herberge ausgeschlafen, schlenderten sie durch die Straßen der alten Kaiserstadt. Schumann überfiel eine unbezwingliche Sehnsucht, Klavier zu spielen. Aber wo? Da kam ihm ein glücklicher Einfall: Er ging zu dem ersten Instrumentenhändler der Stadt und gab sich für den Hofmeister eines jungen englischen Lords aus, für den er einen Flügel kaufen solle. So probierte er nach Herzenslust drei Stunden lang die verschiedensten Instrumente. Dann empfahl er sich und sagte, er würde in zwei Tagen wiederkommen, um einen Flügel zu

kaufen. Der Instrumentenhändler konnte lange warten und harrte des Kunden noch, als dieser längst mit seinem Kumpan in Rüdesheim beim Wein saß.

*

Während seiner Schauspielerzeit in Leipzig erhielt Lortzing einmal eine Einladung zu einem großen Ball. Der Anfang des Festes war auf eine Stunde festgesetzt, die weit vor Theaterschluß lag. Lortzing, der gern so früh wie möglich auf den Ball gegangen wäre, mußte an diesem Abend in dem Rührstück „Der Muttersegen" auftreten und hatte darin unter anderem seinem alten Vater die sehr langen Erlebnisse aus Paris zu erzählen. Aber er wußte sich zu helfen. Statt mit der Erzählung anzufangen, sagte er: „Kommt, Vater, ich will Euch die Geschichte draußen erzählen!" Und die Vorstellung war um zwanzig Minuten früher beendet!"

*

Lortzing erlaubte sich häufig Anspielungen auf die Zustände, die in der „Seestadt" Leipzig herrschten. Dem Zensor, Geheimrat Demuth, paßte die Kritik nicht, er entbot den Sänger zu sich und las ihm eine strenge Lektion. Lortzing verteidigte seinen Standpunkt höflich, freimütig und ohne alle Verlegenheit. Das brachte den Zensor erst recht in Wut, und er bestrafte den „Unverschämten" mit Haft. Lortzing wurde einen Tag lang in eine Gefängniszelle eingesperrt, und es wurde ihm gedroht, daß er sofort wieder in Haft genommen werde, wenn er es sich etwa noch einmal einfallen lassen wolle, an Leipzigs Vollkommenheit zu zweifeln. Als der Künstler nach Verbüßung seiner Haftstrafe, die in der Stadt großes Aufsehen erregt hatte, wieder auf der Bühne erschien, wurde er mit donnerndem Beifall empfangen. Lortzing, der den gestrengen Zensor in seiner Loge erblickte, verbeugte sich schweigend. Wieder setzte der donnernde Beifall ein. Da blinzelte Lortzing, ironisch lächelnd, nach der Loge hinüber, in der sich der Geheimrat befand, und rief mit Stentorstimme: „Meine Damen und Herren! Ich würde Ihnen ja gerne ein paar Worte des Dankes sagen, aber" — und hier machte er eine lange Pause —

„Demuth verbietet es mir." Lortzing hatte nicht nur die Lacher auf seiner Seite. Dieser Demuth hat ihn nicht mehr belästigt.

*

Niccolò Paganini, der große Violinvirtuos, war nur schwer zu überreden, die Sterbesakramente zu empfangen. Der Priester fragte ihn, indem er mit Scheu des sterbenden Meisters Violine betrachtete, was denn das Ding eigentlich enthalte, da aus ihm eine so wunderbare Musik hervorzuzaubern sei. „Den Teufel enthält es," sagte er dem Mönche, indem er mit seinen dürren Fingern die Geige verlangte und so wild zu spielen anfing, daß der Mönch vor Grauen und Entsetzen aus dem Zimmer stürzte. Paganini brach in lautes Gelächter aus, das in heftigem Husten endete, an dem er erstickte. Das Instrument entfiel seinen Händen und zersprang. Man sagte, der böse Geist, der darin gehaust, sei herausgesprungen und habe den Künstler erwürgt.

*

Hector Berlioz hatte einst in Paris eine junge reizende Nachbarin, die, obgleich sie nur wenig musikalisches Gehör hatte, sich dennoch stundenlang abquälte, um eine Sonate von Beethoven einzustudieren. An einer Stelle griff sie ständig falsch, indem sie ais statt a spielte. Berlioz ereiferte sich darüber und schrieb endlich seiner Nachbarin folgende Zeilen:

„Mein Fräulein, es ist recht schön, mit Ausdauer Meisterwerke zu üben. Um der Menschlichkeit, der Tonart, der Melodie und Harmonie willen, im Namen der schönen Gräfin Julia Guiccardi, welcher Beethoven diese Sonate gewidmet hat, greifen Sie im zehnten Takte des Schlußsatzes a! Ihr ais klingt entsetzlich und wird schließlich Ihre Zuhörer noch ganz toll machen, die überdies gezwungene Zuhörer sind, da Sie stets bei offenen Fenstern spielen. Greifen Sie gefälligst einen halben Ton tiefer, die weiße Taste, statt der schwarzen, ich beschwöre Sie; mir wird dies unaussprechlich wohltun, und Ihnen kann es nicht schaden."

Am folgenden Tage blieben die Fenster der jungen Dame geschlossen, das Klavier war verstummt, ebenso die nächstfolgenden Tage. Berlioz, der zu erfahren wünschte, ob sein Brief die Kla-

vierspielerin so sehr verletzt habe, fragte in dem Hause, wo sie wohnte, den Portier, ob die junge Dame, die sonst so viel Klavier gespielt, verreist oder aufs Land gegangen sei, weil man sie gar nicht mehr höre.

„Nein," sagte der Portier, „sie ist krank. Gestern war es am schlimmsten, heute geht es ihr wohl besser, aber sie fühlt sich noch sehr herabgestimmt."

„Sagen Sie ihr doch," erwiderte Berlioz, „wenn sie nur um einen halben Ton herabgestimmt wird, das ist alles, was ich von ihr verlange."

*

Zu Offenbach, der die „Bouffes Parisiens" leitete, kam der Dichter Glatigny; entblößt von allem, bat er um irgendwelche Beschäftigung. Offenbach wußte indessen nichts mit ihm anzufangen. „Halt," sagte er schließlich, „wir spielen jetzt ‚Belisar'. Da kann ich Sie gebrauchen. Sie gehen jeden Abend an dem armen Blinden vorbei und geben ihm einen Sou."

„Ja, wenn Sie mir den Sou vorstrecken."

„Abgemacht," sagte der Meister, „da ich auf 200 Aufführungen rechne, so sollen Sie etwas im voraus haben." Er gab ihm ein Fünffrankenstück.

Auch an den folgenden Abenden gab Offenbach ihm jedesmal fünf Franken für den einen Sou, den er auf der Bühne brauchte. Als Glatigny einmal meinte, seine Leistung sei doch für diese gute Bezahlung zu gering, erwiderte der gutmütige Offenbach: „Geben Sie Belisar doch zwei Sous!"

*

Häufig wurde Offenbach bei seiner grenzenlosen Gutmütigkeit angeschnorrt, und nie konnte er solche Bitte abweisen. Eines Tages sprach ihn in einem französischen Seebade wieder ein junger Mann an. Offenbach hatte aber seine Barschaft gerade bei der Roulette verspielt. Kurz entschlossen trat er mit dem jungen Mann in einen Tabakladen, ließ sich ein Stück Papier geben und improvisierte darauf ein Musikstück. „Da gehen Sie zu einem Musikalienhändler, was Sie dafür bekommen, behalten Sie!" Dem jungen Manne war geholfen.

*

Die große italienische Gesangstragödin Giulia Grisi heiratete den Sänger Marino. Ein Fremder, der ihr seine Aufwartung machte, sagte scherzend, als er der drei kleinen Töchter der Sängerin ansichtig wurde: „Ei, das sind ja drei allerliebste Grisetten!" „Nein, es sind drei Marionetten," entgegnete die Diva.

*

Zu seinem 35. Geburtstage beglückwünschte Wagner sich selbst mit launiger Selbstironie:

„Im wunderschönen Monat Mai
Kroch Richard Wagner aus dem Ei.
Ihm wünschen, die zumeist ihn lieben,
Er wäre besser drin geblieben."

Zehn Jahre später dachte er anders darüber.

*

Eine mittlere Bühne versuchte sich an einer „Tannhäuser"-Aufführung, der sie aber durchaus nicht gewachsen war. Nach Schluß der Vorstellung war die im Foyer aufgestellte Büste Wagners verschwunden. An ihrer Stelle war ein Zettel befestigt mit der Notiz: „Von der Aufführung meines ‚Tannhäuser' bin ich noch ganz weg! Richard Wagner."

*

Richard Wagner besaß einen gewissen Humor, doch konnte er auch grob werden. Einst schrieb ihm ein Student der Germanistik, daß seine Operntexte ein außerordentlich fehlerhaftes Deutsch zeigten, so sei die bekannte Stelle aus Lohengrin „Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen" ein grammatischer Unsinn; jedes „noch" im Nachsatz erfordere ein „weder" im Vordersatz, hier müsse es also nicht „noch" sondern „oder" heißen, und die Stelle müsse abgeändert werden in: „Nie sollst du mich befragen, oder Wissens Sorge tragen." Wagner sandte dem jungen Mentor ein Exemplar des Operntextes und schrieb als Widmung auf die erste Seite: „Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen. Ob ‚oder' oder ‚noch', ein Esel bleibst du doch."

*

Richard Wagner litt, wie man weiß, nicht gerade an Bescheidenheit. Zu der Zeit, als er noch mit Nietzsche in Tribschen

freundschaftlich verkehrte, hatte dieser einmal einige Kompositionen von Brahms gespielt und das rot eingebundene Notenheft auf dem Flügel absichtslos liegen lassen. Jedesmal, wenn Wagner das Musikzimmer betrat, betrachtete er mißtrauisch den unschuldigen roten Band. Das Buch blieb hartnäckig an Ort und Stelle. Nietzsche dachte wohl längst an etwas anderes. Eines Abends sitzt Nietzsche phantasierend am Flügel. Wagner tritt herein, sieht den ominösen Band immer noch auf derselben Stelle liegen, starrt ihn wie entgeistert an und bricht endlich in die Worte aus: „Daß es auch noch andere Komponisten gibt, weiß ich ohnedies! Sie brauchen den Brahms gar nicht immer hinzulegen!“ Der feinfühlige Nietzsche sieht den Meister entsetzt an und — schweigt.

*

In Wahnfried, als Wagner längst ein reicher Mann geworden war, erschien eines Tages der Gerichtsvollzieher. Die ganze Familie schüttelte den Kopf. Man glaubte wieder an einen gemeinen Streich irgendeines schamlosen Gegners. Schließlich klärte sich das Erscheinen des nicht sehr beliebten Beamten auf: Eine Dame in Wien hatte auf die bevorstehenden Einnahmen des Sängers Scaria während der Bayreuther Festspiele im voraus Beschlag gelegt. Der berühmte Sänger, der ihr 25000 Taler schuldig sei, habe ihr diese Erträge verpfändet. — Jetzt ging dem Meister auch ein Licht auf, weshalb Scaria für Bayreuth so überaus hohe Forderungen gestellt hatte.

*

Vor Jahren führte man im Hamburger Stadttheater „Tristan und Isolde“ unter Sucher bei Beseitigung aller Striche auf. Noch während der Vorstellung stürzte Direktor Pollini auf Sucher zu. „Wie kommt's, daß es heute so lange dauert? Sie haben wohl wieder alle Striche aufgemacht?“ — „Jawohl.“ — „Sie schinden das Personal und musizieren mir das Publikum aus dem Theater. Die Lichtkosten! Wollen Sie die bezahlen?“ — „Nein!“ — „Also warum haben Sie die Striche aufgemacht? Sie wissen, daß das gegen meinen Willen ist.“ Sucher zeigte die kalte Schulter: „Wissen S', die Begriffe ‚Tristan‘ und ‚Pollini‘ haben sich bei mir halt nimmer vertragen.“

*

Anekdoten und Wortspiele auf **Liszt** waren einst die Unterhaltung der Salons.

„Welche Ähnlichkeit ist zwischen Amphion und Liszt?" — „Amphion bewegte singend die Steine, Liszt baut spielend den Kölner Dom." Er hatte ein Konzert zum Besten des Kölner Dombaues gegeben.

„Die Götter hatten beschlossen, daß der Kölner Dom unbeendet bliebe, nur durch Liszt (List) konnte ihr Ratschluß umgestoßen werden."

*

Liszt spielte in einer großen gesellschaftlichen Veranstaltung in Rom, als sich bei höchster Andachtsstimmung ein bezeichnender Vorfall ereignete. Liszt musizierte hinreißend, die internationale Zuhörerschar im Bann haltend, im Angesicht der im Mondesglanz ruhenden ewigen Stadt.

Da stand plötzlich lautlos eine Amerikanerin auf und schnitt ihrem Abgott eine Locke ab. Liszt hatte nichts gemerkt. Um nicht alle Haare zu lassen, trug er seitdem eine seidene Kappe.

*

Franz Liszt war einst mit **Franz Abt** zusammen in der „Walküre", und Abt bemerkte an einer Stelle, daß es geraten sei, hier gewisse Verbesserungen anzubringen. Liszt platzte los: „Ja, dann wäre es aber kein Walkürenritt mehr, sondern ein **Abtritt**."

*

Liszt gab oft in intimen Freundeskreisen auf der Altenburg in Weimar seine Bearbeitungen der neuen italienischen Opern zum besten. Man begriff nicht recht, weshalb Liszt sich damit abgab. Erst später wurde es seinen Getreuen bei einem sehr flotten Diner klar, als Liszt in die Worte ausbrach: „Ja, wenn ich immer nur Faust- und Dantesymphonien geschrieben hätte, so könnte ich meinen Freunden keine Forellen und Champagner in Eis vorsetzen."

*

Zum Wartburgfeste 1867 brachte **Liszt** seine „Legende von der heiligen Elisabeth" im historischen Sängersaal zur Aufführung. Er leitete die Proben selbst, befand sich jedoch in einem so feierlich-

entrückten Zustande, daß er öfter vergaß, die Takte zu markieren, wodurch er den gerade pausierenden Instrumentalisten arge Verlegenheiten bereitete. Einem Holzbläser, der über hundert Taktpausen zu zählen hatte und bald nicht mehr wußte, ob er 60 oder 70 davon zurückgelegt, entfuhr der entsetzte Ausruf: „Herrjeses, wo sin merr denn?" Es entstand bald ein wüstes Durcheinander, und Liszt sank hoffnungslos in sich zusammen mit dem Ruf: „Falsch! Falsch! Aber so falsch, wie ihr's macht, hab' ich es denn doch nicht gemacht." Er mußte darauf den Taktstock in sichere Hände legen, um die Aufführung zu ermöglichen.

*

Rubinstein und Hiller konnten sich über die Musik Liszts nicht einigen. Rubinstein war ein glühender Lisztverehrer, während Hiller seine Abneigung gegen den „Neutöner" offen zur Schau trug. „Ich habe das Gefühl," sagte er einmal am runden Tisch einer Künstlerkneipe zu Rubinstein, „als ob man jedesmal das Zimmer ausräuchern müsse, in dem etwas von Liszt gespielt worden ist." Rubinstein sagte nichts, doch als man nach Mitternacht aufbrach, sprach er Hiller an: „Hiller, du machst so guten Kaffee, wie wäre es denn, wenn wir bei dir unsere Sitzung noch ein bissel fortsetzen würden?" Alles war einverstanden.

In Hillers Wohnung angelangt, schlug Rubinstein den Flügel auf und spielte zwei Stunden lang. — In der Morgenfrühe, als man endlich heimgehen mußte, klopfte er Hiller auf die Schulter und sagte mit der heitersten Miene von der Welt: „Mein Lieber, jetzt wirst du wohl räuchern."

*

Rubinstein brach während eines Hofkonzerts in Petersburg einmal mitten im Spiel ab, da der Zar sich laut mit seiner Umgebung zu unterhalten beliebte. Nach peinlicher Pause sagte Rubinstein mit feiner Ironie: „Wo mein Kaiser spricht, muß ich schweigen."

*

Giuseppe Verdi hatte in Raccolta einmal längere Zeit Fahrtunterbrechung, weil der Venedig-Expreß vorher passieren mußte. Der Schaffner erzählte zufällig dem Bahnhofsvorsteher, daß der

Komponist der „Traviata" in einem Wagen erster Klasse sitze. Der Stationsvorstand, ein glühender Verehrer Verdis, wollte die glänzende Gelegenheit nicht ungenützt lassen, um mit dem Komponisten einige Worte zu wechseln und von ihm womöglich ein Autogramm zu erhaschen. Verdi war aber nicht so leicht zugänglich, und so suchte der Mann auf Umwegen zu seinem Ziel zu gelangen. Er öffnete die Wagentür und bat um den Fahrschein. Verdi übergab diesen, der Vorsteher „revidierte" die Karte und begann nun ein dienstliches Gespräch. „Ich sehe, daß der Wagen etwas unsauber ist. Stört Sie das nicht?"

„Doch, ich fand aber im ganzen Zuge keinen besseren."

„Dennoch hätten Sie die Füße nicht auf die Bank legen dürfen. Das tut kein gebildeter Mensch."

„Sakrament noch einmal, halten Sie mich vielleicht nicht für gebildet?"

„Nein!"

„Da hört doch alles auf! Ich bitte um das Beschwerdebuch, ich werde Ihnen schon zeigen, wer ich bin!"

Der Vorsteher kehrte bald mit seinem Autogrammenalbum zurück, in das Verdi unbesehen seine Beschwerde eintrug.

Nun klärte der schlaue Stationsvorstand Verdi über seinen gelungenen Trick auf und bat ihn um Vergebung, die er gewährte, als ihn sein glühender Verehrer in ein anderes, sauberes und mit Blumen geschmücktes Abteil komplimentierte.

*

Ein überaus witziger Musiker war der Violinvirtuos und spätere Wiener Hofkapellmeister Josef Hellmesberger. Die Posaunisten seiner Kapelle, die sich durch Mitwirkung bei Trauermusiken einen Nebenverdienst machten, nannte er die Hyänen des Orchesters, „weil sie sich von Leichen nähren". Der ausgezeichnete Cellist seines Quartetts hieß Hummer; bei einem Konzert des Joachim-Quartetts, in dem der etwas trockene Robert Hausmann am Cello saß, sagte Hellmesberger: „Wenn man an Hummer gewöhnt ist, schmeckt einem die Hausmannskost nicht." Zu dem Lustspieldichter Eduard von Bauernfeld, der sich während eines Konzertes unterhielt und lachte, sagte Hellmes-

berger: „Warum lachen Sie, wenn ich spiele? Lache ich etwa in Ihren Lustspielen?“ Als der Cellist David Popper und seine Gattin, die Pianistin Sophie Menter, unmittelbar vor ihrer Scheidung noch eine gemeinsame Konzertreise unternahmen, sagte Hellmesberger: „Erst das Geschäft, dann das Vergnügen.“ „Was ist langweiliger als ein Flötist?“ fragte er und antwortete: „Zwei Flötisten.“

Als eine in Wien tagende Lehrerversammlung ins Opernhaus geladen war, meinte H.: „Ich habe das Theater schon voller und schon leerer gesehen, aber voller Lehrer noch nicht.“

Von einer Serenade seines Freundes Fuchs sagte er: „Fuchs, die hast du ganz gestohlen!“

*

Ignaz Brüll, der liebenswürdige Komponist des „Goldenen Kreuz“, wurde in Wiener Musikkreisen „Nazi“ genannt. Hellmesberger, der überall seine Witze reißen mußte, sagte in diesem Zusammenhang, Brüll sei ein „nazionales Talent“, sprach das aber so aus, daß man: „Nazi ohn' alles Talent“ hörte...

Brüll, der Anschmiegsame, wurde von seiner Familie ein wenig verhätschelt und wohl auch etwas bevormundet. Er regte sich nicht gern auf und ging auch in seiner Musik allzu kühnen Modulationen aus dem Wege. Hellmesberger sagte: „Der Brüll hat sich tatsächlich einmal lange mit der Idee getragen, von C-Dur nach Ges-Dur zu gehen, aber seine Familie empörte sich dagegen, und so hat er die Sache wieder aufgegeben.“

*

Johann Strauß, der Walzerkönig, pflegte seine abgetragenen Kleider an die Trödler loszuschlagen. Natürlich nicht im direkten Handelsverkehr, sondern im Wege der Vermittlung, so daß der Käufer der Kleider den Namen des ursprünglichen Eigentümers nie erfuhr. So wanderte denn auch einmal eine Ladung außer Gebrauch gesetzter schwarzer Röcke und Fracks zu dem gewöhnlichen Abnehmer, der dem Vermittler die kritische Bemerkung machte: „Wenn der Herr nur nicht immer links tragen möchte!“ — „Wie meinen Sie das?“ — „Nun, er soll halt zur Abwechslung auch mal rechts tragen, damit die Sachen nicht
17*

immer gerade an der linken Schulter abgewetzt sind." — „Was fällt denn Ihnen ein? Der Herr, dem das alles gehört, hat in seinem Leben nichts getragen." — „Ah, das kenn' ich schon," sagte der Trödler mit listigem Augenzwinkern, „mir brauchen Sie's nicht erst zu sagen, daß es einer von der Leichenbestattungsanstalt ist." Durch das Anlegen der Geige an die linke Achsel war dort immer der Stoff abgewetzt, was das düstere Mißverständnis verschuldete.

*

Salomon Jadassohn, Pianist, Komponist und Theoretiker am Konservatorium zu Leipzig, war der Lehrer zahlreicher späterer Berühmtheiten. Er nahm seinen Beruf grimmig ernst und plagte sich auch oft mit wenig talentierten Schülern. Am Biertisch plauderte er einmal aus der Schule: „Seit dreiviertel Jahren studiert jetzt einer bei mir Kontrapunkt, ohne etwas Vernünftiges fertiggebracht zu haben. Neulich frage ich ihn: ‚Müssen Sie denn durchaus Musiker werden? Können Sie denn nicht einen anderen Beruf ergreifen?' Er: ‚Aber ich will doch gar nicht mehr Musiker werden!' Ich (erfreut): ‚So, das läßt sich hören. Was wollen Sie denn nun machen?' Er: ‚Ich will Musikkritiken schreiben.'"

Unter Jadassohns Fuchtel stand auch der junge Busoni, den er in seiner schlesisch-sächsischen Weise mit den tiefgefühlten Geleitsworten in die Welt entließ: „Sie sind e junger Mann, Sie sind e begabter Mann. Sie märn schon Ihren Weg machen. Es is Ihnen ja auch schon allerhand Hübsches eingefallen. Aber wenn Ihnen, was Gott verhüten möge, ma nischd mehr einfallen sollte, da hörnse uff mich: nehmen Sie die Klassiker vor, schreiben Sie meinetwegen die Themen von hinten nach vurne — es kommt, weiß Gott, noch immer mehr dabei raus, als so ..."

*

Vieuxtemps, der berühmte Violinist, weilte auf einer Kunstreise bei einem reichen Russen als Gast. Beim Mittagessen bemerkte er unter dem Tische eine schwärzliche Masse, vor der er ängstlich zurückwich. „Stören Sie sich nicht daran," meinte der Hausherr, „es ist nur ein zahmer Wolf." Am Abend zeigte sich

der Wolf wieder. „Ach, stören Sie sich nicht daran," sagte der Diener, „das Tier ist ja zahm."

Früh wurde Vieuxtemps durch Flintenschüsse geweckt. Erschrokken läutete er nach dem Diener. „Ach, stören Sie sich nicht daran, es ist nur der zahme Wolf erschossen worden, weil er den Koch gefressen hat."

*

Joseph Joachim sah, als er Konzertmeister in Hannover war, zur Winterzeit von seinem Fenster aus die Schlittschuhläufer ihrem lustigen Vergnügen auf dem Eise nachjagen. Er bekam schließlich Lust, auch einmal so fröhlich dahinzugleiten, und begab sich auf die Eisbahn. Da trat ein Bahnfeger zu ihm mit der Frage, ob er ihm ein Paar Schlittschuhe anschnallen solle. „Ja, mein lieber Mann, aber ich kann nicht Schlittschuh laufen." Dieses Bedenken beseitigte der Mann, indem er sagte, daß er ja bei ihm sei und ihm den nötigen Unterricht schon geben wolle; nun schnallte er ihm die Schuhe an:

„So, Herr Joachim, nu stellen Sie sich mal uf die Schlittschuh — so — nun schmeißen Sie dat eine Bein so und dat andere so 'raus — und da laufen Se hin."

Joachim folgte dem Rate des Bahnfegers und warf das eine Bein rechts, das andere links hinaus; allein, ehe er noch das linke Bein vollständig hinausgeworfen hatte, fiel er ziemlich unsanft auf das Eis.

„Ja, ja, ja!" sagte darauf bedächtig der Bahnfeger, indem er dem Künstler wieder auf die Beine half, „so leicht ist dat freilich nicht als Viggelinspielen."

*

Joachim war nicht gut auf die Modernen zu sprechen. Insbesondere war ihm einer ihrer Hauptvertreter unsympathisch. Er verstand die neue Musik nicht mehr. Nach einem Konzert, am runden Tisch, wurden dem besagten Komponisten (man darf ihn nicht nennen, er lebt noch und ist unberechenbar!) despektierliche Redensarten Joachims über ihn zugetragen. Seine Musik, soll Joachim gesagt haben, sei überhaupt keine. Der erboste Komponist ward sehr wütend: „Er mag sich in acht nehmen, der alte Bursche,

daß ich ihm nicht auf die Gichtfinger klopfe.“ Joachim, dem dieses wiederum zugetragen wurde, soll geäußert haben: „Da bin ich ohne Angst, er kann ja auch nicht einmal den Stab führen.“

*

Anton Bruckner war nicht nur ein großer Komponist, er war auch ein frommer Mann und ein guter Untertan. Bei Gott und bei seinem Kaiser Franzl schien ihm alles möglich. Als er einmal von Franz Joseph empfangen wurde und im Überschwang seinen Dank für eine Auszeichnung erstattete, versicherte ihn der Kaiser seines Wohlwollens und seines ferneren Beistandes, wenn er ihn bedürfe. „Nun, Euer Majestät, wann's dann noch so gut wären und dem Hanslick (ein strenger Kritiker!) einmal sagten, daß er nicht so viel bös in der ‚Neuen Freien‘ über mich därf schimpfen, da wär' ich z'frieden.“

*

Bruckner legte im Kompositionsunterricht den Begriff der Dissonanz einmal mit folgenden Worten aus:

„Die Tonika ist ein Garten... ein Garten..., der da is (Handbewegung), die Dominant ist ein Gärtner, der da herrscht über den Garten, und jetzt kommt der Bock... (Kunstpause). Da nimmt der Gärtner einen Stecken und haut dem Bock eins über den Schädel: Segn's, meine Herrn, da is eine Dissonanz!“

*

Hans von Bülow auf der Probe: „Bitte, die Herren vom Chor, nicht so kannibalisch zu gestikulieren, wir spielen die Hugenotten, aber nicht die Hottentotten!“

*

Das Hoftheater in Hannover besaß zwei Primadonnen, die sich durch eine vorzügliche Stimme und eine ungewöhnlich starke Körperfülle auszeichneten. Als ein fremder Komponist einmal nach Hannover kam, stellte Hans von Bülow, der damalige Hofkapellmeister, ihm die beiden Sängerinnen vor mit den Worten: „Unsere beiden Prima-Tonnen, Frau K. und Fräulein B.“

*

Hans v. Bülow empfing den Besuch einer selbstbewußt auftretenden Dame, die ihm ihre Tochter zur Prüfung der Stimme vorstellte. Die Dame bemerkte, daß ihre Tochter schon vor anderen Künstlern gesungen habe, und daß ihr alle eine glänzende Zukunft prophezeit hätten. Diese Bemerkung ärgerte Bülow. Die junge Dame sang nun zwei Lieder. Bülow legte die Stirne in Falten und sagte dann: „Gnädige Frau, Sie tun Ihre Tochter besser in ein Kolonialwarengeschäft." Bestürzt fragte die Mutter: „Wie kommen Sie denn darauf, Herr Professor?" Bülow antwortete trocken: „Weil Ihre Fräulein Tochter große — Rosinen im Kopfe hat und Mandeln im Halse!" — Fluchtartig verließen die beiden Damen den bissigen Meister.

*

Bei einer Chorprobe, die Meister Bülow leitete, sollte eben begonnen werden, doch die Damen, die im Chor mitsangen, waren mitten im Plaudern und schwatzten darauf los, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Eine Zeitlang wartete Bülow geduldig auf das Aufhören des Redeschwalls, aber endlich riß ihm doch der Geduldsfaden, und er rief mit wahrer Donnerstimme: „Meine Damen, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß das Kapitol bereits gerettet ist!"

*

Hans von Bülow, der Unglück in der Ehe gehabt hatte, wurde von einem Bekannten angeredet:

„Denken Sie denn gar nicht daran, sich wieder zu versorgen?"

„Ha, wissen Sie," scherzte der geniale Meister, „von Zeit zu Zeit nehm' ich mal 'ne Priese... Aber für die Dose dank' ich."

*

Nach dem fabelhaften Erfolg von „Tristan und Isolde" verliebte sich bekanntlich die Frau Hans von Bülows, eine Tochter von Liszt, in Wagner und floh mit ihm. Einige Zeit darauf dirigierte Bülow eine Sinfonie von Brahms, die ebenfalls einen ungeheuren Beifall fand. Da sagte Bülow zu seiner Tochter: „Geh rasch zu deiner Mutter und sag', sie möchte sich beeilen, Brahms zu heiraten. Jetzt ist gerade der günstige Augenblick dafür."

*

Franz Abt eilte in Braunschweig den Steinweg hinunter und stieß an einen Bekannten. Der hält ihn fest: „Wohin so eilig?“ — „Schraders Hotel — Truthahn essen!“ Der Freund kennt Abts gesegneten Appetit: „Nun, hoffentlich ist die Tischgesellschaft nicht allzu groß!“ — „Da kannst du ohne Sorge sein,“ meint Abt, „wir sind nur zu zweit: der Truthahn und ich.“

*

Johannes Brahms wurde viel von Aufdringlichen belästigt, die ihm vorspielen wollten, um sein Urteil zu hören. Wenn er nichts Gutes vermutete, so pflegte er sie mit der Entschuldigung heimzuschicken, daß sein Instrument verstimmt sei. Als sich einst ein ganz Hartnäckiger dadurch nicht abschrecken ließ und bemerkte, daß ihn das nicht stören würde, sagte Brahms kurz: „Aber mich.“

*

Brahms nahm, sobald ihm eine Gesellschaft nicht paßte, seinen Hut und ging. Einmal rannte ihm eine holde Hausfrau nach, erwischte ihn an der Tür und rief:

„Was! Sie wollen aufbrechen?“

„Ja,“ sagte Brahms. „Und wenn ich vielleicht unterlassen haben sollte, irgendeinen Ihres auserlesenen Kreises zu beleidigen, so, bitte, verzeihen Sie mir.“

*

Brahms, bei einem reichen Weingutsbesitzer zu Gast, sollte einen köstlichen Rheinwein proben, von dem der Gastgeber schmeichelnd sagte: „Das ist der Brahms unter meinen Weinen.“

Brahms trank mit Feinschmeckerbehagen ein Glas und noch eins, dann sagte er: „Ausgezeichnet! Nun bringen Sie mal Ihren Bach!“

*

Man fragte Brahms: „Was halten Sie von der Unsterblichkeit?“

„Wenn sie heutzutage dreißig Jahre dauert, ist das schon viel,“ erwiderte er.

*

Hugo Wolf war ein erbitterter Gegner von Brahms. Hans Richter indessen ließ Wolf die bösen Kritiken büßen, mit denen

er, der überzeugte Wagnerapostel und Freund Bruckners, den Wagnerschen Gegenpapst angegriffen hatte. In einer Probe ließ Richter Wolfs „Penthesilea-Ouvertüre" durchspielen, und als die mit den Noten wie dem Stil dieses jungen Komponisten kaum vertrauten Orchestermusiker in lautes Gelächter ausbrachen, gab er, wenig verständnisvoll, der Musik und ihrem Schöpfer den Gnadenstoß mit den Worten: „Ich habe Sie das Stück nur deshalb spielen lassen, um mir einmal den Mann anzusehen, der es wagt, einen Brahms herabzusetzen."

*

Einmal schrieb Wolf doch etwas Lobendes über ein Werk von Brahms. Als dieser die Kritik las, warf er mißmutig das Blatt zur Seite mit den Worten: „Man kann sich doch auf keinen Menschen mehr verlassen, jetzt fängt sogar der an, mich zu loben!"

*

Als Gustav Mahler noch Kapellmeister am Leipziger Stadttheater war, betrat er eines Tages in der Zerstreuung das Theatergebäude mit brennender Zigarre. Plötzlich ruft ihn die Stimme eines ihm zur Unzeit begegnenden Oberfeuerwehrmannes an:

„Nanu?! Was fällt Sie denn ein? Mit der brennenden Zigarre hier rein zu kommen? Wissen Se nich, daß das verboten is?"

Dem Herrn Kapellmeister, der ganz starr und entsetzt über die respektlose Anrede des Feuerwehrmanns ist, fällt die Zigarre schon von selbst aus dem Munde. Endlich richtet er sich zu seiner ganzen Höhe auf und schreit seinerseits: „Herr! Sie scheinen nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben! Ich bin Mahler!" Diese Worte verfehlen jedoch vollständig ihre Wirkung, denn der pflichttreue Feuerwächter, der keine Ahnung von „Nam' und Art" des Inkulpaten hat, sagt sehr bestimmt und energisch:

„Ach was! Ob Sie Maler oder Lackierer sein, das is mir höchst schnubbe! Sie wer'n eb'n Ihre Strafe zahlen!"

Und der Ärmste verfiel wirklich in eine Ordnungsstrafe von „fünfzig Mark". Man sagt, er habe sich später gehütet, das Theater wieder mit brennender Zigarre zu betreten.

*

„Die drei Pintos" von Karl Maria von **Weber** wurden in **Mahlers** Bearbeitung zum erstenmal in Leipzig aufgeführt. In der Pause ließ der König von Sachsen, der bei der Aufführung anwesend war, Mahler kommen und fragte ihn: „Herr Mahler, sagen Sie mir doch, was an der Oper nun gewebt und was gema[h]lt ist?"

*

Hans Pfitzner studierte mit dem Leipziger Gewandhausorchester seine Kantate „Von deutscher Seele". Ein Bläser fand sich nicht zurecht und patzte gräßlich.

Pfitzner sandte einen Blick der Entrüstung in die Gegend des Orchesters, von wannen das Gehudel und Gedudel gekommen war.

Da grollte ihm aus eben dem Winkel eine erboste Stimme zu: „So sidds ähm jädds aus in dr daidschen Seele!"

*

Max Reger dirigierte in Meiningen eins seiner neuen Orchesterstücke. Die Musik zeigte einige absonderliche Mollpassagen, die den Hörern damals ebenso neu wie komisch erschienen. Prinzessin Sophie fragte nachher bei einer intimen Nachfeier den Meister über diese merkwürdigen Stellen aus. Sie wollte wissen, welche Instrumente diese Töne hervorgebracht hätten. Reger erläuterte diese Stellen und sagte der Prinzessin, daß es sich hier um Fagotts handle. Die Prinzessin fragte weiter, ob denn diese sonderbaren Töne auf dem Instrument mit dem Munde hervorgebracht würden. Reger, dem es schon heiß und kalt bei dieser Unterredung wurde, legte sein Gesicht in die bekannten Falten und sagte: „Nun, das wollen wir doch hoffen!"

*

Eine andere meiningische Prinzessin bedauerte nach einem von **Reger** geleiteten Konzert, daß man während der Aufführung nicht das Gesicht des Meisters sehen könne. Da erwiderte Reger, indem er auf die Vor- und Rückwärtslesbarkeit seines Namens anspielte: „Da haben Hoheit nicht viel verloren; ich schau' nämlich von vorn grad' so aus wie von hinten."

*

Reger nahm einst gezwungenermaßen an einer Veranstaltung teil. Nachdem er die verschiedenen künstlerischen Ergüsse über sich hatte ergehen lassen, sollte er sogar noch seine Meinung über das Dargebotene äußern. Da nahm er den Herrn, der so gern seine Meinung gewußt hätte, beiseite und sagte: „Wissen's, Herr Vorstand, a ganz schöner Kulturverein, aber" — hier dämpfte er etwas die Stimme — „wo ist denn hier eigentlich der Herrenschiffus?"

*

Reger wagte es sogar, mit der hohen Kritik in unmißverständlicher Weise anzubinden. Einst hatte er eine Kritik bekommen, die ihm durchaus nicht behagte. Nach einiger Zeit erhielt der Rezensent einen Brief ungefähr folgenden Inhalts: „Ich sitze in dem kleinsten Gemach meines Hauses und lese Ihre Kritik. Noch habe ich sie vor mir..."

*

Richard Strauß sollte im Senderaum der Wiener Radiostation einige seiner Kompositionen selbst am Flügel begleiten. Er kam aber noch etwas zu früh. Das Orchester spielte gerade eine Mozartsymphonie. Strauß stellte sich neben den Paukenschläger, flüsterte ihm etwas zu, nahm ihm die Trommelstöcke aus den Händen, richtete sein Augenmerk auf den Dirigenten und spielte die Passage — erst einen leisen Wirbel, dann ein donnerndes Rollen — als ob er sein Leben lang Paukenschläger gewesen wäre. Als die Symphonie zu Ende gespielt war, erhoben sich die Orchestermitglieder zu spontanem Beifall. Strauß hielt sich die Ohren zu. Als der Beifall verrauscht war, fragte er den Paukenschläger, ob er denn überhaupt richtig gespielt habe. „O ja," antwortete dieser, „den Paukenpart in einer Mozartsymphonie können Sie wohl spielen. Ob Sie aber in einer modernen Oper, etwa im ‚Rosenkavalier', bestehen würden, das erlaube ich mir zu bezweifeln." Strauß sagte nichts, hat es aber auf eine Probe nicht ankommen lassen.

*

„Ich gehe durch die leeren Zimmer...," diese Stelle sang bei einer „Elektra"-Probe eine Diva und verschränkte die Arme über dem Busen. Strauß klopfte ab und schlug der starkbrüstigen

Dame ein anderes Händespiel vor, „denn oben habens" — so sagte er — „doch wirklich keine leeren Zimmer."

*

Eugen d'Albert heiratete einst — er hat häufig geheiratet — und befand sich wieder einmal auf einer seiner Hochzeitsreisen. In Sizilien wurden ihm ungenießbare Spaghetti vorgesetzt. Er stocherte eine Weile in dem Essen herum, dann warf er wütend die Schüssel samt Inhalt über das Geländer der Veranda und knirschte: „Fraß! Aber das eine weiß ich, meine Liebe, die nächste Hochzeitsreise mache ich nicht wieder nach Italien..."

*

D'Albert ist von kleiner Statur. Eines Tages ging er zum Standesamt, um Familienzuwachs anzumelden. Der Standesbeamte schaute ihn mit großen Augen an und fragte ihn: „Warum kommt denn nur dein Vater nicht selbst?"

*

Felix Weingartner probte mit der Kapelle der Berliner Hofoper, der er von 1891—1898 vorstand, eine seiner eigenen Opern. Es war ihm jedoch nichts recht zu machen, häufig klopfte er ab, unermüdlich ließ er schwierige Partien wiederholen. Schließlich ruft ein Musiker: „Herr Kapellmeister, die Mühe ist vergebens, die Stelle machte uns nämlich schon im ‚Tristan' die größten Schwierigkeiten."

*

Der bekannte Wiener Pianist Julius Epstein gab Unterrichtsstunden von bemerkenswerter Kürze. Oft kam es vor, daß er auf der Straße einen Bekannten traf und mit diesem zu dem Hause ging, wo er Unterricht gab. Dort pflegte er zu sagen: „Warten Sie hier fünf Minuten; ich muß hier schnell eine Stunde geben."

*

Caruso war während einer Gastspielreise in Amerika von einem Milliardär eingeladen, in dessen Villa gegen ein märchenhaftes Honorar zu singen. Der Sänger sagte zu und erschien pünktlich zur bestimmten Stunde. Zu seinem Erstaunen fand er außer dem Milliardär und dessen kleinem Hunde kein weiteres Publikum

vor. Nach Aufforderung des Hausherrn begann er eine Arie vorzutragen. Kaum waren die ersten Töne erklungen, als der kleine Köter jämmerlich zu heulen begann. Ärgerlich brach Caruso ab, aber der Gastgeber kam ihm lächelnd mit einem Scheck entgegen: „Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter. Ich wollte nur wissen, ob mein Hund auch heult, wenn ein Caruso singt..."

*

Der berühmte Tenor Karl Burrian kam in nicht ganz angemessener Verfassung ins Theater; er hatte den Lohengrin zu singen. Da, als er in den vom Schwan gezogenen Nachen einsteigen wollte, verlor er das Gleichgewicht, trat vorbei und der Schwan mit dem Kahn zog davon. Ungeheure Bestürzung auf der Bühne, alles ist sprachlos..., keiner weiß, was tun...

Burrian wendet sich an einen seiner Kollegen mit der Frage: „Du, sag' mal, wann fährt der nächste Schwan?"

*

Heinrich Grünfeld, der beliebte Cellist, befand sich in einer Gesellschaft im Hause Professor Paul Meyerheims. Der musikbegeisterte Maler hatte zu Ehren des Komponisten Max Bruch eine Gesellschaft veranstaltet. Auch Heinrich Grünfeld befand sich unter den Gästen. Nach dem Essen wurde Musik gemacht, und Grünfeld spielte, um dem Komponisten eine Artigkeit zu erweisen, das „Kol Nidrei" in der Bearbeitung Max Bruchs. Alles applaudierte begeistert. Herr Bruch aber sagte mit sauersüßer Miene: „Es war sehr schön im Ton, aber zu langsam im Tempo, Herr Grünfeld!" Da antwortete ihm Grünfeld ruhig: „Werter Herr, das Lied habe ich schon gespielt, lange bevor Sie's komponiert haben!"

*

Grünfeld hatte einen zwar reichen, aber sehr talentlosen Schüler. Eines Tages verlor Grünfeld die Geduld und schrie den Stümper an:

„Stunden haben bei Ihnen gar keinen Zweck; Sie müßten Monate nehmen — und dazu fehlt mir leider die Zeit!"

*

Franz Lehár ging mit einem Bekannten über die Wiener Ringstraße. Plötzlich dringen den beiden aus dem Fenster einer Parterrewohnung die Klänge eines Shimmys ans Ohr. Der Bekannte wendet sich zu Lehár und fragt:

„Sagen Sie, Meister, ist diese reizende Melodie nicht gar von Ihnen?" „Noch nicht!" erwiderte der Komponist.

*

Arthur Nikisch wartete auf einer Konzertreise im Künstlerzimmer eines großen Konzerthauses auf den Beginn des Konzerts. Da stürmte der Veranstalter freudestrahlend herein: „Meister, die Leute prügeln sich geradezu um die Plätze! Es kann kein Apfel mehr zur Erde!" Nikisch, der verwöhnte Dirigent, entgegnete gelassen: „Na, ich hab' meinen Stehplatz!"

*

Schaljapin hatte sich in seinem fünfzehnten Lebensjahre bei einem Theater in Tiflis als Chorsänger gemeldet, und zwar gerade in der Zeit, als sich seine Stimme änderte. Der Sänger begann seine Laufbahn unter großen Schwierigkeiten. Er erzählt darüber: „Man nahm mich nicht auf, sondern warf mich aus dem Theater hinaus. In Tränen, verzweifelt, sah ich, wie man einen anderen neunzehn Jahre alten Burschen aufnahm, obwohl er wirklich nicht singen konnte. Fünfzehn Jahre später, als ich Maxim Gorkij in Nischni-Nowgorod kennenlernte und ihm meine Geschichte erzählte, brach er in Tränen aus, küßte mich und gestand mir, daß er dieser neunzehnjährige Bursche gewesen sei, den man damals aufgenommen, doch kurze Zeit später gleichfalls hinausgeworfen hatte."

Philosophen, Lebenskünstler und Erzieher

Die wahre Philosophie besteht darin, nicht Bücher, sondern Menschen zu machen.
Ludwig Feuerbach,
Philos. Kritiken und Grundsätze

Albertus Magnus führte schon zu Lebzeiten den Beinamen „der Große" (er war auf sein gelehrtes Wissen gemünzt), doch war er von Statur so klein, daß ihn der Papst beim Fußkusse mehrmals bat, aufzustehen, obgleich er schon lange stand. Das Volk hielt ihn für einen Zauberer, und der dumme Pöbel spielte ihm manchen Streich.

Als Albertus wieder vom Papst empfangen wurde, witzelte ein hochmütiger Kardinal mehrmals gegen den kleinen Mann. Albertus antwortete ihm gar nicht und wandte sich an den Papst mit den Worten: „Heiliger Vater! Kein Mensch ist fehlerfrei. Es gibt kleine, es gibt lange Menschen, — es gibt auch welche ganz ohne jedes Maß."

*

Montaigne brachte in seinen Schriften viele Gedanken der Alten an, ohne zu sagen, woher sie stammten. Einer seiner Freunde verurteilte diese Art, Montaigne aber beschwichtigte ihn dadurch, daß er ihm verriet, er brauche seiner Rezensenten halber eine List, weil sie sich die Finger verbrennen sollten. „Denn," sagte er, „indem sie mich zu kritisieren glauben, geben sie nur dem Seneka, Plutarch und andern großen Männern des Altertums Nasenstüber."

*

Als man einst Bacons Philosophie bei König Johann II. von England lobte, sagte dieser:

„Mir kommt sie vor wie die ewige Seligkeit, die auch alle Begriffe übersteigt."

*

Als Spinoza in einer dunklen Straße Amsterdams seinem Hause zuging, stürzte ein vermummter Fanatiker auf ihn zu und stieß mit dem Rufe: „Der Esel hat Hörner!" mit einem Dolchmesser nach ihm. Spinoza war nicht getroffen, nur sein Mantel war durchstochen. Er dachte keinen Augenblick daran, den Verbrecher zu verfolgen oder ihn zur Bestrafung heranzuziehen. Den durchlöcherten Mantel bewahrte er zum Andenken an den Mordanschlag auf. Der Haß konnte wohl das Kleid des Weisen durchbohren, sein inneres Wesen aber nicht treffen.

*

Descartes besteckte seinen Hut gelegentlich mit Heiligenbildern, um frei philosophieren zu können, zeigte sich aber im Verkehr mit Weltleuten von größter Freimütigkeit. Eines Tages besuchte ihn der Herzog von Duras, der ihn an reich besetzter Tafel traf.

„Was sehe ich," rief der Höfling, „auch die Philosophen schätzen die Genüsse dieser Welt?"

„Warum denn nicht? Glauben Sie, die Natur erzeuge die guten Dinge ausschließlich für Dummköpfe?"

*

Montesquieu, der französische Staatsphilosoph des achtzehnten Jahrhunderts, besprach eines Tages mit einem Mitgliede des Parlaments von Bordeaux, einem Manne von großer Eigenliebe und wenig Verdiensten, eine wichtige Angelegenheit und erhielt auf seinen Zweifel an der Richtigkeit der Mitteilungen die Antwort: „Ich gebe meinen Kopf dafür, wenn es nicht so ist, wie ich sage." „Ich nehme ihn an," erwiderte der Philosoph, „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

*

Montesquieu sagte einmal zu Suard: „Sie müssen es doch zugeben, es ist etwas Gutes an der Beichte."

„Das kann wohl sein," versetzte Suard, „aber auch Sie werden zugeben, es ist etwas gar Schlimmes an der Absolution."

*

Es gibt Totenköpfe, die zu lachen scheinen. Montesquieu stand einst vor einem solchen Schädel in tiefer Betrachtung. „Worüber lacht wohl dieser Tote?" fragte ihn ein Witzling. „Über die Lebendigen," sagte der Philosoph.

*

Jemand äußerte einst seine Verwunderung gegen Fontenelle, daß er keine Feinde habe, und fragte ihn: „Auf welche Art bewirken Sie dies Wunder?"

„Durch zwei kleine Redensarten, die ich immer im Munde führe," versetzte Fontenelle; „sie lauten: Alles ist möglich, und die ganze Welt hat recht."

*

Der Kardinal Polignac fragte den Philosophen Bayle, der als Freidenker verschrien war, zu welcher Religion er sich bekenne. „Ich bin Protestant," erwiderte Bayle.

„Sind Sie Lutheraner, Kalvinist oder Puritaner?"

„Ich sagte Ihnen, daß ich Protestant bin, denn ich protestiere gegen alle Religionen."

*

Diderot fertigte einen aufgeblasenen Höfling, der sich zu der Behauptung verstieg, es gäbe in der Umgebung des Philosophen mehr Dummköpfe als sonstwo, sarkastisch ab: „Sie können zählen, solange Sie wollen, Sie werden doch immer einen Dummkopf vergessen." Von einem großsprecherischen Würdenträger sagte er: „Möge er nie so dick werden, als er tut."

*

Man beriet über die neue Inschrift, die die Pariser neue Oper zieren sollte. Diderot schlug als Text vor: „Hic Marsyas Apollinem vexat" (hier schindet Marsyas den Apoll).

*

Der junge Voltaire war eines Tages bei dem Herzog von Sully geladen. Während der Tafel wendete er sich mit höchstem

Freimut gegen die feudalen Anschauungen des Chevalier von Rohan-Chabot. Rohan wurde schließlich ärgerlich, da er so revolutionäre Ansichten nie gehört hatte, und fragte: „Wer ist eigentlich dieser junge Mann, der sich so laut benimmt?“ Voltaire soll darauf eine sehr treffende Antwort gegeben haben, die er freilich ein paar Tage später mit Stockschlägen büßen mußte: „Ich bin,“ sagte er, „der erste meines Namens, Sie aber der letzte des Ihrigen.“ — Die Redensart stammt gar nicht von Voltaire, sie geht auf einen alten Feldherrn zurück. Voltaire hat sie im rechten Augenblick angewandt und sie dann selbst überall ausgestreut; er ist durch dieses Wortspiel volkstümlicher geworden, als durch seine Bücher.

*

Voltaire kam durch ein Epigramm auf das zügellose Leben des Herzogs von Orleans zum ersten Male in die Bastille. Nach seiner Freilassung wurde er wieder in Gnaden aufgenommen und durch eine Pension entschädigt. Voltaire erklärte darauf:

„Ich bedanke mich dafür, daß der Herzog für meine Nahrung sorgt, möchte aber Seine Hoheit bitten, sich künftig nicht mehr mit meinem ‚Logis‘ zu befassen.“

*

Voltaire erhielt von einem Dichterling eine Schrift zugesandt, welche den Titel führte: „Die Seele der Tiere.“ Voltaire sagte todernst: „Eine ausgezeichnete Arbeit. Aus jeder Zeile spricht die innige Verwandtschaft des Autors mit seinem Stoffe.“

*

Necker sagt von Voltaire: „Wenn er lobt, sind es immer nur Werke der Barmherzigkeit. Er spendet sie den Armen, geht aber an den Reichen vorüber.“

*

Voltaire war sprichwörtlich geizig. Nach dem großen Erfolge seines „Ödipus“ schenkte ihm der Herzog von Orleans eine große Medaille mit seinem Bilde. Voltaire sollte selbst die Form der goldenen Kette, die dazu angefertigt werden mußte,

angeben, — er antwortete prompt: „Man nehme zum Modelle eine Ziehbrunnenkette.“

*

Voltaire und **Piron** hatten einst einen sehr lebhaften Streit. Piron, der sich am meisten beleidigt fühlte, lief den andern Tag zu Voltaire und steckte eine Karte an die Tür, auf die er das Wort: Schurke (Coquin) geschrieben hatte. Voltaire, der gerade zu Hause war, hörte das Geräusch an der Tür, und da er sie öffnete, bemerkte er jemanden eiligst die Treppe hinabspringen. Er ging ans Fenster und entdeckte, daß Piron sich hastig davonmachte.

Einige Stunden nachher ging Voltaire zu Piron, der durch diesen Besuch sehr überrascht wurde. Er war so verlegen, daß er kaum die Worte stammeln konnte: „Ach, ganz gehorsamer Diener, Herr von Voltaire. Wie komme ich zu dem unschätzbaren Glück, mich mit Ihrem Besuch beehrt zu sehen?“ — „Sie haben mir Ihre Aufwartung gemacht. Ich habe Ihren Namen an meiner Türe gelesen und halt' es daher für meine Schuldigkeit, Ihnen einen Gegenbesuch zu machen.“

*

Voltaire befand sich mit seinem Feinde **Piron** in einer Gesellschaft. Während der Unterhaltung, die sich um Tafelfreuden drehte, meinte Piron, es sei eine erwiesene Tatsache, daß geistreiche Menschen gut zu speisen liebten.

„So, so,“ meinte Voltaire darauf, „nun speisen Sie wohl immer gut, weil Sie geistreich sein wollen?“

*

Ein Schauspiel **Voltaires** war bei der Pariser Uraufführung durchgefallen. **Piron** traf den Dichter in der Wandelhalle des Theaters und sprach ihn lächelnd an: „Nun, Herr Voltaire, diesmal wünschten Sie wohl, daß ich das Stück geschrieben hätte?“

*

Ein zudringlicher Engländer wollte sich durchaus nicht abweisen lassen. **Voltaire** schrie seinen Diener an: „Sag', ich sei gestorben.“ Da wollte der Engländer ihn auf dem Totenbette sehen.

18*

„Nun," brüllte der Alte, „dann sag' ihm, der Teufel hätte mich bereits geholt."

*

Voltaire beschloß am Ende seines Lebens auf den Rat seiner Freunde sich mit der Kirche auszusöhnen, damit sein Leichnam nicht „auf den Schindanger geworfen" werde. Er ließ einen Priester kommen und erklärte in einem von ihm selbst geschriebenen Bekenntnis, daß er in der katholischen Religion, in der er geboren, sterben wolle. Er bat Gott und die Kirche reumütig um Verzeihung für seine Fehler und Angriffe. Dieses Bekenntnis genügte aber dem Pfarrer von St. Sulpice zu Paris, in dessen Sprengel Voltaire gestorben war, nicht, er hintertrieb die Beerdigung in Paris, und der Tote mußte, in seinen Schlafrock gehüllt, in eine Kutsche gesetzt und weggebracht werden. In der Abtei Scellieres, dreißig Meilen von Paris, wurde der Leichnam beerdigt. Bald darauf aber entstand in Paris die Frage, ob man den Religionsfeind nicht wieder ausgraben solle. Die Akademie legte sich ins Mittel, konnte aber nicht die Erlaubnis erhalten, dem Genie die Ehren zu erweisen, die sie sonst ihren abgeschiedenen Mitgliedern erwies. Dafür ließ Friedrich der Große in der katholischen Kirche zu Berlin, deren Geistliche sich mit dem christlichen Glaubensbekenntnis begnügten, für Voltaire ein feierliches Totenamt halten.

*

Als Jean Jacques Rousseau an seinen „Bekenntnissen" arbeitete, wurde er von einer Dame gebeten, ihr etwas von dem Inhalt seiner Autobiographie zu verraten. „Madame," sagte er, „sie wird alles Böse enthalten, was ich von mir, und alles Gute, was ich von andern weiß." — „Oh," sagte sie, „dann wird das Buch gewiß nicht stark werden."

*

Rousseau komponierte in seiner Jugend auch eine kleine Spieloper „Der Dorfwahrsager", die 1753 zum ersten Male, und zwar in Fontainebleau, vor Ludwig XV. und dem Hof aufgeführt wurde. Als Komponist war Rousseau natürlich ebenfalls eingeladen, aber in einem Anfall von Laune schien es ihm gut, nicht in feinem Anzug, sondern in seinem gewöhnlichen Rock ins Theater

zu gehen. Als er so den Saal betrat, der glänzend erleuchtet und von der vornehmsten Gesellschaft belebt war, wurde er doch ängstlich und zögerte, sich an seinen Platz zu begeben. Er fürchtete, beißende Bemerkungen hören zu müssen. Aber Rousseau war im Hause des Königs und dessen Gast, und niemand wagte, ihn zu behelligen.

*

Josef II. besuchte während seines Aufenthalts in Frankreich auch Buffon und Rousseau. Während jener für seine naturgeschichtlichen Forschungen in den Grafenstand erhoben worden war, lebte dieser zum Danke für seine humanitären Bestrebungen in bitterer Armut von Notenschreiben und Komponieren. Der Kaiser fand ihn bei diesen Arbeiten und konnte seine Verwunderung nicht verbergen, „daß ein so trefflicher Schriftsteller sich derart beschäftige". Rousseau antwortete: „Was soll ich tun? Ich habe den Franzosen lange Gelegenheit gegeben, zu denken, aber es war umsonst, sie dachten nicht! Jetzt gebe ich ihnen Gelegenheit zu singen — und sie singen."

*

Rousseau und Voltaire waren in jungen Jahren gute Freunde. Eines Tages bekam das gute Verhältnis einen argen Knick, der nicht wieder vernarbte. Schuld daran war die kritische Stimmung Voltaires, der oft mit seinem Spott zu weit ging. Rousseau hatte ihm ein Gedicht gesandt und um sein Urteil gebeten. Voltaire antwortete daraufhin: „Sie haben eine Ode an die Nachwelt gerichtet. Ich glaube kaum, daß sie an ihre Adresse gelangen wird!" Diese Kränkung hat Rousseau nie verziehen. Die beiden bis dahin befreundeten Geister wurden Todfeinde.

*

Rousseaus Schriften wurden bekanntlich als ketzerische in Frankreich verbrannt, er aber schrieb damals an den Erzbischof von Paris:

„Verbrennen heißt nicht widerlegen."

*

D'Alembert, einer der größten Geister Frankreichs im 18. Jahrhundert, war ein Findelkind und von einfachen Leuten großgezogen worden. Als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, bekannt und gefeiert war, wurde ihm eines Tages Besuch gemeldet. Eine elegante Dame stürzte ins Zimmer und breitete pathetisch die Arme aus: „Mein Sohn, mein lieber Sohn — ich bin deine Mutter!" D'Alembert trat einen Schritt zurück und maß die Fremde mit einem verächtlichen Blick. Dann öffnete er eine Tür und wies auf ein altes Mütterchen, das in einem Lehnstuhl am Kamin saß. „Diese Frau, Madame," sagte er dabei, „hat mich aufgenommen, als Sie mich aussetzten, hat mich gehegt und gepflegt. Ihr verdanke ich, was ich bin, sie ist für mich meine Mutter. Sie, Madame, kenne ich nicht!"

*

Thomas Hobbes, der englische Verkünder des Absolutismus, war ein grober Materialist und glaubte trotzdem an Gespenster. Seine bis ins Lächerliche gehende Gespensterfurcht war so groß, daß er mehreren seiner Freunde das Versprechen abnahm, ihn ja nicht nach ihrem Tode mit einem Besuch zu erschrecken.

*

Es war zu jener Zeit, als John Stuart Mill mit seinem Vorschlage, das allgemeine Stimmrecht auch auf die Frauen auszudehnen, einen tiefen Eindruck auf die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechtes machte. Da sollte eines Tages ein alter Herr eine Rede über die Rechte der Frauen halten, und der Saal füllte sich zur bestimmten Stunde mit Personen beiderlei Geschlechtes. Eine Dame trat herein, deren fester Gang zur Genüge ihren Freiheits- und Unabhängigkeitssinn bekundete. Sie fand aber keinen Platz mehr, und ein Herr erhob sich, um ihr den seinigen zu überlassen.

„Gehören Sie auch zu den Frauen, welche die gleichen Rechte wie die Männer beanspruchen?" fragte er.

„Gewiß," entgegnete die Dame mit herausforderndem Ton.

„Sie sind also der Meinung," fragte der Herr weiter, „daß eine Frau dieselben Rechte genießen soll, wie der Mann?"

„Jawohl, mein Herr!"

„Nun dann, meine Dame, bleiben Sie gefälligst stehen und genießen Sie die Freuden unserer Rechte."

Sprach's und nahm seinen Platz wieder ein.

*

Benjamin Johnson, der auf Chesterfield erbittert war, wollte ihn nie besuchen, „denn," pflegte er in boshaftem Neid zu sagen, „er mag meinetwegen unter Lords ein Witzling sein, — unter witzigen Leuten ist er doch nur ein Lord!"

*

Leibniz war nie zu bewegen, sich malen zu lassen. Da ließ ihn die Kurfürstin Sophie von Hannover, seine Freundin, heimlich bei der Tafel von ihrem Hofmaler auf die Leinwand bringen.

Wie recht der große Philosoph hatte, zeigt die Geschichte des Bildes. Als er gestorben war, erschien mit Eilpost sein Schwestersohn und Erbe, der Pastor Löffler aus Leipzig. Er raffte schnell das ganze Vermögen des Philosophen, 24000 Taler, zusammen und verkaufte in seinem unglaublichen Geiz und in seiner noch unglaublicheren Pietätlosigkeit noch das Bild für weitere zwei Taler an einen Trödler. Eiligst, wie er gekommen, rückte er mit dem errafften Gelde nach Sachsen zurück und mußte erleben, daß seine Frau vor Freude über die Fülle des Geldes vom Schlage gerührt wurde.

*

Moses Mendelssohn war Angestellter bei einem Kaufmann, der zwar das Pulver nicht erfunden hatte, doch ein sehr frommer Mann war und von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt wurde. Und das ist recht, denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelssohn gab unter anderm von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis.

Eines Tages, als ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer langen Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und es ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf, wie Ihr seid, einem Manne ums Brot dienen muß, der Euch

das Wasser nicht reichen kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheiter, als er am ganzen Körper, so groß er ist?"

Einen andern hätte das gewiß gewurmt; er hätte Feder und Tintenfaß mit ein paar Flüchen beiseitegeschoben und seinem Herrn gekündigt auf der Stelle. Aber der verständige Mendelssohn ließ das Tintenfaß stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und sprach zu ihm also:

„Es ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen."

*

In der Weinstube von Maurer und Brecht, in der Brüderstraße in Berlin, kamen wöchentlich Lessing, Mendelssohn und der Buchhändler Nicolai zusammen. Eines Abends las Mendelssohn seinen „Phädon, oder die Unsterblichkeit der Seele" vor. Nun befand sich außer den Dreien noch ein Gast im Zimmer, ein gewisser Grützmacher, seines Zeichens Pulvermüller, nach dem ein sandiger Landstrich bei Berlin benannt wurde. Er saß abseits und trank seinen Wein für sich. Als Mendelssohn seine Vorlesung beendet hatte und auf das Urteil der Freunde wartete, ließ sich plötzlich Grützmacher vernehmen: „Ick glaube nich an ihr." — „Woran nicht, Herr Grützmacher?" fragte Lessing, der den Mann kannte. — „Nu, an die Unsterblichkeit." — „Warum denn nicht, Herr Grützmacher?" — „Ja, sehn Se, wenn ick dran glaubte und se kommt nich, dann ärgerte ick mir; wenn ick nicht dran glaube und se kommt ooch nich, so finde ick weiter nischt dabei; wenn ick aber nich dran glaube und se kommt, so freue ick mir; drum glaube ick nich an die Unsterblichkeit."

*

Im Jahre 1776 wurde Moses Mendelssohn mit Lavater wider seinen Willen in einen öffentlichen Schriftwechsel verwickelt, weil dieser ihn durchaus zum Christentum bekehren wollte. Dieser Streit war ihm höchst unangenehm und griff ihn so an, daß er bald darauf eine Erholungsreise antrat. So kam er am 16. August

nach Dresden. Fremde Juden mußten damals in Dresden Zoll und Geleit, und wenn sie sich mehrere Tage lang aufhielten, auch Nahrungsgeld an die Generalakziseeinnahme zahlen. Mendelssohn lachte zuerst laut auf, als am Morgen nach seiner Ankunft der Judenaufwärter Löbel Schir bei ihm eintrat und 20 Groschen forderte, um einen Zoll- und Geleitszettel für ihn und seine Damen zu holen. Dann aber sagte er bitter: „Nun seh' ich erst ein, wie gut es Lavater mit mir meinte."

*

Einst begegnete Mendelssohn drei witzigen Offizieren, die ihn zur Zielscheibe ihres Witzes machen zu können glaubten. „Guten Morgen, Vater Abraham!" rief der erste. „Guten Morgen, Vater Isaak!" rief der zweite. „Guten Morgen, Vater Jakob!" rief der dritte. „Sie irren sich, meine Herren," versetzte Moses lächelnd, „ich bin weder Abraham, noch Isaak, noch Jakob, sondern Saul, der Sohn Kis', welcher ausging, seines Vaters Esel zu suchen, und siehe, hier habe ich sie gefunden!"

*

In einer Gesellschaft fragte einmal ein hochmütiger, näselnder Leutnant den großen Philosophen: „Womit handelt Er, Jude?"

Mendelssohn erwiderte: „Mit etwas, Herr Leutnant, das Sie gerade brauchen könnten: mit Witz und Verstand!"

*

Kant, „der Weise von Königsberg", war nicht nur ein Weiser, sondern trotz seines zarten Körpers auch ein tapferer Mann. Einmal stürzte ein dem Wahnsinn verfallener Metzger in einem Laubgang mit einem Messer auf ihn zu, der Philosoph war aber besonnen genug, nicht zu fliehen, sondern in kalter Ruhe die Frage an ihn zu richten, ob denn heute Schlachttag sei, soviel er wisse, sei der erst morgen. Der Metzger stutzte darob, schlug sich vor den Kopf und rannte davon.

*

Kants ganzes Leben war eine Kette von Maximen. Sein ganzes Tun beruhte auf wohlerwogenen Gründen. Er hatte den Vorsatz, beim Gehen nicht zu sprechen, um nur durch die Nase atmen zu können. Eine andere seiner Maximen war, nie in Tran-

spiration zu geraten. Er hatte sich auch zum Grundsatze gemacht, nie in einem anderen Wagen zu fahren als in einem, den er sich selbst gemietet. Er kannte die ganze Welt, wußte genau die Westminsterbrücke zu schildern und ist doch — nie über Pillau hinausgekommen.

*

Zu Kants Maximen gehörte es auch, an seinem Arbeitstische und in der Dämmerzeit nur einen Platz zu wählen, von dem aus er durch das Fenster den Löbenichtschen Turm erblicken konnte. Er hatte sich angewöhnt, beim Denken und beim öffentlichen Reden solche Augenpunkte zu fassen und ständig zu ihnen den Blick zurückzuleiten; daraus mochte auch die unter seinen Hörern umlaufende Anekdote entstanden sein, daß er einmal in seinem Kolleg aus der Fassung gekommen sei, als ein dicht vor ihm sitzender Zuhörer, dem seit dem Anfange des Semesters ein Knopf fehlte, plötzlich mit angenähtem Knopf erschienen war.

*

Kant gab eine Gesellschaft. Als man gerade zu Tisch gehen wollte, brachte ein auffallendes Ereignis die Anwesenden, mit Ausnahme Kants selbst, in einige Erregung. Ein stolzer Wagen fuhr an das Hoftor; eine vornehme Dame und ein Offizier saßen darin. Ohne Zweifel hatten die beiden die Absicht, den Philosophen zu besuchen. Als jedoch die Dame die um Kant versammelte Gesellschaft erblickte, war sie sichtlich unangenehm überrascht und ließ dann unter irgendeinem Vorwande den Wagen auf einen andern Weg einlenken. Hippel beherrschte ein ironisches Lächeln, Magister Kraus bewegte sich auf den Füßen hin und her und rieb sich die Hände, Kant allein verharrte im ruhigen Gespräch und entfernte sich schnell, als ein Herr der Gesellschaft zu erzählen begann, das sei Frau von X., die einst mit Herrn Kant durchaus habe gelehrt sprechen wollen, heut aber keine Lust mehr zu haben scheine. Die Gesellschaft forderte nun näheren Bericht; so erfuhr man denn, jene Dame hätte einst, als sie wahrnahm, wie Kant ihren gelehrten Gesprächen geflissentlich auswich, in gereiztem Tone bemerkt, Damen könnten ebenso gelehrt sein wie Männer, und es habe wirklich gelehrte Frauen ge-

geben, worauf Kant trocken geantwortet hätte: „Nun ja, es ist auch danach.“ Auch stehe wahrscheinlich nicht außer Beziehung zu diesem Begegnis und zu dieser Dame der öfter gehörte Ausspruch über die gelehrten Frauen: „Sie brauchen ihre Bücher etwa so, wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, daß sie eine haben, ob sie zwar gemeiniglich stillsteht oder nicht nach der Sonne gerichtet ist.“

*

Fast immer schätzt der Mensch das am höchsten, was er nicht besitzt. Kant hielt es für eine große Kunst, sich zweckmäßig mit Kindern zu beschäftigen und sich zu ihren Begriffen herabzustimmen, aber er erklärte auch, daß es ihm nie möglich gewesen sei, sich diese Kunst zu eigen zu machen. Einst ging er in Damengesellschaft an einem Walde hin. Da stand am Wege ein Kinderwagen, das Kind darin schrie und kreischte unter einer schweren Decke; die arme Mutter mochte abseits in den Wald oder hinüber auf die Heide gegangen sein, um Beeren zu sammeln und hörte ihr Kind nicht oder wollte es nicht hören. Da nun der Philosoph das unbändige, krampfhafte Schreien mit dem radikalen Bösen in Verbindung brachte und auch in diesem Kind, dem eben nichts zu fehlen schien, einen Beleg für seine Ansicht zu finden erklärte, lächelte eine junge verständige Dame und meinte, dieses Schreien hänge mit ganz anderen Dingen zusammen als mit dem radikalen Bösen, schickte mit einem Wink die Herren voraus und legte das Kind trocken, das, als es die sorgliche Hand spürte, augenblicklich ruhig ward. Der Philosoph war von dem Vorfall voll Bewunderung, und er bestärkte ihn in seiner Anschauung, daß der Umgang mit Kindern eine große Kunst sei.

*

Ein alter, Kant befreundeter General heiratete ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Er teilte dem Philosophen seine Verheiratung mit, wobei er hinzusetzte: „Freilich hab' ich wohl keine Nachkommen zu erhoffen.“ — „Das allerdings nicht,“ bemerkte Kant, „aber wohl zu befürchten.“

*

Der scharfsinnige Kantianer Salomon Maimon pflegte zu sagen: „Seitdem der Zichorien aufgekommen, hatte der Kaffee das Schicksal, das die dogmatische Philosophie hat, seitdem die kritische erschienen ist.“

*

Fichte war durch seine Vorlesungen, die er an Sonntagen hielt, mit der Geistlichkeit in Jena aneinander geraten. Auch seine Kritik des herrschenden Gottesbegriffes wurde ihm nachgetragen. Er kam in den sogenannten „Atheismusstreit“ und mußte Jena verlassen, zumal auch die Studenten gegen ihn waren und ihm die Fensterscheiben eingeworfen hatten. Fichte brauchte Geld zur Reise und wandte sich an einen Gönner. Der hielt ihm eine erbauliche Rede, nannte die Philosophen dumme Kerle und verstieg sich zu der Äußerung, daß, wenn er einen dummen Sohn hätte, er ihn unbedingt Philosophie studieren lassen würde. Fichte nahm die Tür und rief: „Nun, Ihr Vater hat darüber anders gedacht!“

*

Der Königsberger Johann Georg Hamann, wegen seiner dunklen Schreibweise „der Magus im Norden“ genannt, wichtig als Anreger Herders und Goethes, hatte mitunter die seltsamsten Einfälle. Eines Abends hatte er einen Freund zu sich geladen, um mit ihm einen Rehrücken zu verzehren, den ihm ein Verehrer gespendet hatte. Plötzlich trat ein Bekannter ein, der Hamann wegen seiner Klatschsucht höchst verhaßt war. Der Geruch des Bratens lag bereits in der Luft, und der ungebetene Gast machte Miene, den Dritten im Bunde zu spielen. Hamann, der sich auf den Abend gefreut hatte, war schon ganz verzweifelt. Da kam ihm endlich ein erleuchtender Gedanke. Er nahm den Eindringling beiseite und sagte zu ihm im Flüstertone: „Die Tungusen essen bekanntlich Hunde. Bei uns Deutschen besteht aber eine Abneigung gegen dieses Gericht; wie mein Freund behauptet, mit Recht, wie ich behaupte, ohne jeden Grund. Heute will ich ihm beweisen, wie gut Hundebraten schmeckt. Er weiß nichts, darf nichts wissen. Er glaubt, es handle sich um einen Rehbraten. Erst nach der Mahlzeit soll er die Wahrheit erfahren. Tun Sie mir den Gefallen und halten Sie mit!“ „Das ist,“ versetzte der andere mit stockender Stimme, „das ist zweifellos sehr interessant

— sehr interessant, aber sehen Sie, heute abend bin ich leider verhindert. Ich — ich wollte nur auf einen Augenblick bei Ihnen vorsprechen." Mit einigen weiteren hastigen Worten nahm er Abschied. Hamann machte den Freund freudestrahlend zum Vertrauten seiner List, und der Rehrücken konnte aufgetragen werden.

*

Hegel, der berühmte Philosoph, ward einmal durch seinen Bedienten unvermittelt in seinen Studien gestört, weil im Hause ein Brand ausgebrochen war. Hegel sah den Diener befremdet an, schüttelte den Kopf und rief ihm zu: „Sage das doch meiner Frau! Weißt du denn nicht, daß ich mich um häusliche Dinge nicht kümmere." Er blieb ruhig an seinem Tische und setzte seine Gedankenarbeit fort.

*

Hegels letzte Worte sollen gewesen sein: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer verstanden — und der hat mich falsch verstanden."

*

Der große Göttinger Satiriker Lichtenberg, einer der geistvollsten Köpfe unserer Literatur, stellte einmal, gefragt nach dem Nutzen des Studiums der Rechte, den Satz auf: „Um sicher Recht zu tun, braucht man sehr wenig vom Recht zu wissen. Allein um sicher Unrecht zu tun, muß man die Rechte studiert haben."

*

Lichtenberg wurde von einem Grobian auf seine großen Ohren aufmerksam gemacht. „Es ist wahr," entgegnete der Philosoph, „für einen Menschen sind meine Ohren zu groß, die Ihrigen für einen Esel zu klein."

*

Matthisson kam als junger Dichter im Frühjahr 1778 mit einigen Freunden nach Dessau und besuchte auch das berühmte „Philanthropin", die Reformschule Basedows, die sich der Gunst des Fürsten von Dessau erfreute. Basedow stellte den Reisenden auch einen Knaben vor. „Das ist unser Erbprinz," sagte er, „er lernt jetzt gehorchen, um einmal befehlen zu können."

*

P. J. Proudhon, der bekannte Philosoph des Anarchismus, kehrte nach den Junitagen 1848 nach Paris zurück, um „die erhabenen Schrecken der Kanonade“ zu sehen und ward verhaftet. „Also, Sie sind doch Sozialist?“ fragte ihn der Gerichtspräsident. „Gewiß, Herr Präsident.“ — „Was ist denn aber dieser Sozialismus?“ — „Jeder Versuch, die Gesellschaft zu bessern,“ antwortete Proudhon. „Aber,“ erwiderte der Präsident, „dann sind wir ja alle Sozialisten.“ — „Ganz meine Meinung,“ schloß Proudhon.

*

Der Philosoph Ludwig Feuerbach hörte einst eine Vorlesung über sich selber. Im Jahre 1864 weilte der Freigeist etwa vier Wochen in Berlin. Eines Tages beschlossen er und sein Freund Heinrich Benecke, bei dem bekannten Theologen Twesten, der damals an der Universität über Dogmatik las, eine Vorlesung zu hören. Die beiden Männer drückten sich in die äußerste Ecke des großen, gut besetzten Hörsaals und waren nicht wenig erstaunt, als Twesten, der gerade von den „bösen Engeln“ sprach, sich des langen und breiten über die Anschauungen Feuerbachs erging, die ja gründlich und tiefsinnig, aber in ihrer blendenden Form auch gefährlich seien. Auf den still in seiner Ecke sitzenden Philosophen wirkten diese Erörterungen so komisch, daß er seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um nicht in Lachen auszubrechen. Als die Vorlesung zu Ende war, stellte Benecke, der Twesten persönlich kannte, den berühmten Philosophen dem nicht wenig erstaunten Professor vor. Dieser erwies sich als sehr freundlich und lud seine beiden Hörer für den nächsten Tag zum Mittagessen ein. Bei dem guten und reichlichen Mahle ging es sehr lustig zu, und der Wirt und sein bedeutender Gast schieden als die besten Freunde, obwohl sie über die „bösen Engel“ sehr verschieden dachten. Auf der Straße sagte Feuerbach zu Benecke: „Weißt du, lieber Freund, die andern Theologen und Kathederphilosophen wollen wir zufrieden lassen, wir kommen sonst aus dem Dinieren nicht heraus.“

*

Schopenhauer, der berühmte Philosoph, wurde, als er sich einmal in eine Gesellschaft von Damen und Herren verirrt hatte,

von einigen Damen aufgefordert, zu entscheiden, wer in der Regel klüger sei, die Männer oder die Frauen. „Die Frauen," erwiderte er, „denn diese heiraten Männer, die Männer aber — Frauen."

*

Schopenhauer war ein verstockter Weiberfeind und hat geäußert, alle großen Philosophen seien unverheiratet geblieben, so Heraklit und Demokrit, so Platon und Zenon, so Descartes und Spinoza, so Locke und Hume, so Leibniz und Kant. Nur Sokrates habe eine Ausnahme gemacht, das sei ihm auch herzlich schlecht bekommen. Trotzdem hat Schopenhauer mehrmals Heiratsgedanken gehabt, was übrigens auch von Nietzsche bekannt ist.

*

Schopenhauer war von übergroßer Sensibilität und in Sachen der Geschlechtsliebe durchaus kein Heiliger. Er war argwöhnisch und nicht ohne Eifersucht. Als er (1819) in Venedig war, wollte er Lord Byron besuchen, der sich dort aufhielt. Er hatte einen Empfehlungsbrief von Goethe an Byron erhalten, den er aber nicht abgab. Schopenhauer erzählt selbst: „In Venedig war ich drei Monate während Byrons Aufenthalt. Immer wollte ich mit Goethes Brief zu ihm, als ich es eines Tages ganz aufgab. Mit meiner Geliebten ging ich auf dem Lido spazieren, als meine Dulcinea in der größten Aufregung aufschrie: ‚Ecco il poeta inglese!' Byron sauste zu Pferde an mir vorüber, und die Dame konnte den ganzen Tag den Eindruck nicht loswerden. Da beschloß ich, Goethes Brief nicht abzugeben, ich fürchtete mich vor Hörnern."

*

Schopenhauer hatte die Gewohnheit, seine Bücher mit dem Bleistift in der Hand zu lesen. Und er hatte einen recht boshaften Bleistift. Zuerst wurde man vielleicht darauf aufmerksam, als etwa 25 Jahre nach dem Tode des Philosophen aus dem von Richard Wagner Schopenhauer „aus Verehrung und Dankbarkeit" gewidmeten Exemplar der Nibelungen-Dichtung M. Goldstein die temperamentvollen Randbemerkungen Schopenhauers veröffentlichte. Die Liebe Wagners zu Schopenhauer wurde von diesem eben nichts weniger als erwidert. Wie hat sich da Schopenhauer

über die Geschwisterliebe und Ehe Siegmunds und Sieglindens in der „Walküre" empört und aufgeregt: „Man kann die Moral einmal vergessen; aber man soll sie nicht maulschellieren" und „empörender Undank, maulschellierte Moral!" schreibt er über die betreffende Buchseite und an den Rand. Und zu den neuen Wortbildungen die Bemerkung: „Ohren! Ohren! Er hat keine Ohren, der taube Musikant!"

*

Schopenhauer hatte in jungen Jahren in Berlin einer Hausgenossin, der Näherin Marquet, durch „tätliche Beleidigung" einen dauernden Schaden zugefügt und mußte ihr dafür bis an ihr Lebensende jährlich 60 Taler Schmerzensgeld zahlen. Als sie endlich das Zeitliche segnete, schrieb er: „Obit anus — abit onus" (Hin die Alte, hin die Last), wobei er nur zwei Buchstaben auswechselte.

*

Schopenhauer liebte die Freuden der Tafel, insbesondere wußte er einen guten Tropfen zu schätzen. Eines Tages war er beim Frankfurter Rothschild zu Gaste. Vor seinem Gedeck stand eine Batterie von Gläsern in allen Größen. Mit großem Behagen hatte der Philosoph zwei Teller Schildkrötensuppe gegessen und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, als der Diener mit der Weinflasche kam, um einzugießen. Rasch schob ihm Schopenhauer ein kleines Dessertglas hin.

Der Bediente raunte ihm zu: Bitte, das große Glas, das kleine ist für die feinen Dessertweine."

„Gießen Sie ruhig ein," flüsterte Schopenhauer, „das große Glas brauche ich, wenn die feinen Dessertweine kommen."

*

Der Heidelberger Philosoph Kuno Fischer besaß ein intensives Selbstbewußtsein und soll, scheinbar zurückhaltend, geäußert haben: „Genau genommen gibt es in ganz Deutschland überhaupt nur zwei bedeutende Philosophen; — — der andere ist Windelband in Freiburg!"

*

Gustav Theodor Fechner, der Physiker und Philosoph, unter dem Pseudonym Dr. **Mises** als feiner humoristischer Schriftsteller bekannt, hatte eine große Abneigung gegen starkriechende Parfüms. Einstmals trat er in den Hörsaal, schnupperte in der Luft herum, stieg aufs Katheder und ließ sich wie folgt vernehmen: „Hier hat wohl wieder jemand Parfüm an sich? Merken Sie sich, meine Herren, ein anständiger Mensch riecht weder gut noch schlecht, sondern nach gar nichts." Gelächter. Fechner holte nochmals aus: „Lachen Sie nicht, meine Herren, man kann durch solches Zeug sehr leicht in schlechten Geruch kommen."

*

Fechner hatte nach seiner Meinung seine Uhr vergessen, denn in der linken Westentasche, wo er sie zu finden gewohnt war, hatte er sie nicht vorgefunden, als er die Zeit mit der Schuluhr vergleichen wollte. Er geht auf dem Korridor auf und ab, trifft dort den Pedell Schulze und sagt zu diesem: „Hören Sie mal, Schulze, gehen Sie doch mal schnell nach meiner Wohnung und sagen Sie meiner Frau, ich hätte meine Uhr zu Hause liegen lassen. Sie muß auf der Kommode im Wohnzimmer liegen. Beeilen Sie sich! Und!" — indem er nunmehr in die rechte Westentasche faßt und seine dort befindliche Uhr hervorziehend nach der Zeit sieht — „in zehn Minuten können Sie wieder hier sein!"

*

Nietzsche hat in Turin, in einem nervösen Anfall, kurz vor seiner geistigen Umnachtung, Anlaß zu einem Straßenauflauf gegeben. Er fiel, bezwungen vom Elend der Kreatur, einem alten abgetriebenen Droschkengaul um den Hals, der vor seinem Wagen müde am Wege stand. Das Mitleid seiner innersten Natur hatte den Herrenmenschen überwältigt und über seine stolze Philosophie einen Sieg errungen.

*

Nietzsche schrieb im Rausch des Schaffens. Viele seiner Werke vollendete er schnell. In „Ecce homo" schildert er, wie der „Zarathustra" entstand. Jeder der drei Teile des berühmten Werkes entstand in etwa 10 Tagen.

Als Nietzsche bedenklich erkrankte, besuchte ihn sein Freund Overbeck, der ihm riet, er möge sich aller Gedanken einstweilen enthalten, er dürfe an nichts denken.

„Wie soll ich das machen," fragte Nietzsche den Freund, „das könnt wohl Ihr, da Ihr nur Gedanken habt — ich aber bin das Denken!"

*

Als Julius Langbehn, der Rembrandt-Deutsche, sein berühmtes Werk „Rembrandt als Erzieher" einem Leipziger Verlag anbot, verlangte er, daß das Buch zu einem so außerordentlich niedrigen Preise geliefert werde, der wirklich jedermann die Anschaffung ermögliche. Der Verleger wandte ein, dann könne kein Honorar gezahlt werden. Da erwiderte Langbehn ganz ruhig: „Geld ist Dreck." Der Mammonsverächter galt deshalb bei manchen für verrückt.

*

Alois Riehl, der Philosoph, konnte das Zeichen studentischen Mißfallens, das Scharren mit den Füßen, nicht ertragen. Als in seinem Kolleg wieder einmal gescharrt wurde, sagte er:

„Ich höre Ihre Beine, hören Sie meine Gründe."

*

Ein Student der Berliner Universität war von dem Orientalisten Professor Deussen, seinem Dekan, zu einer Audienz befohlen, und zwar unmittelbar nach gewissen unliebsamen Vorgängen. Er zog es daher vor, dieser Zitation keine Folge zu leisten. Nach einigen Tagen lief er Deussen in den Weg.

„Herr Professor, ich glaubte, Sie seien verreist."

„Was fällt Ihnen ein, wo sollte ich denn gewesen sein?"

„In Indien."

„In Indien, so? Und wo haben Sie das, wenn ich fragen darf, erfahren?"

„Durch einen Anschlag an Ihrer Wohnung, Herr Professor; denn dort steht an der Tür: Ich bin jenseits des Ganges zu sprechen."

Deussen mußte herzlich lachen und verzieh dem Schlingel.

*

Vaihinger, der Philosoph des „Als Ob“, war erblindet. Einst befand er sich in einer großen Gesellschaft. Als nun eine fremde Dame sich von der Gesellschaft entfernt hatte, sagte der Philosoph: „Diese Dame hat doch wirklich sehr schöne Zähne.“ Über diese vollkommen begründete Bemerkung erstaunten alle Anwesenden, und der blinde Professor wurde gefragt, wie er wissen könne, daß diese Dame schöne Zähne habe? — „Nun,“ antwortete er, „es kann sich's ja jedermann leicht denken, daß ein Frauenzimmer Ursache haben muß, wenn es eine ganze Stunde ununterbrochen lacht.“

*

Ernst Haeckel fertigte seine Gegner einmal gehörig ab, indem er sagte: „Es ist eigentümlich, daß sich gerade diejenigen Professoren am meisten gegen die Abstammung vom Affen sträuben, die sich bezüglich ihrer Gehirnentwicklung am wenigsten von ihm entfernt haben.“

*

Ein junger Mann besuchte den Philosophen Eucken in Jena, um mit ihm über Angelegenheiten einer Ortsgruppe des Euckenbundes zu verhandeln. In der Unterhaltung über philosophische Fragen zeigte sich der Jüngling sehr gut unterrichtet, und Eucken fragte den jungen Mann, ob er auch „vom Bau“ sei. Dieser erwiderte: „Ich bin gelernter Materialist.“ Der Philosoph sah ihn groß an, dann fiel es ihm aber ein, daß der philosophische Begriff des Materialisten auch als Berufsbezeichnung für den Heringsbändiger gebraucht wird. Er mußte lachen und sagte: „Nicht schlecht, wenn Sie als Kaufmann ebenso tüchtig sind wie als Philosoph, dann wird Ihre Ortsgruppe blühen, wachsen und gedeihen.“

Geheimnisse der Ateliers
(Maler, Bildhauer und Architekten)

Es gibt in der Kunst noble Menschen und Knoten.
Das ist der ganze Unterschied.

Moritz v. Schwind

Mahomed II. ließ den venetianischen Maler Gentile Bellini nach Konstantinopel kommen. Hier malte dieser die Enthauptung Johannes des Täufers. Mahomed bewunderte das Gemälde, nur fand er an dem Halse, der ihm zu lang und zu breit erschien, Anlaß zum Tadel.

Um den Maler zu überzeugen, ließ er einen Sklaven rufen und ihn enthaupten. „Siehst du," sagte Mahomed, „zieht sich der Hals nicht ganz zusammen, wenn der Kopf herunter ist?"

*

Brunelleschi, der berühmte florentinische Baumeister, wurde von seinen Fachgenossen aufgefordert, seinen Plan für den gewaltigen Kuppelbau von Santa Maria del fiore vorzulegen, den alle Mitarbeiter für unausführbar erklärten. Der Meister weigerte sich und machte den Vorschlag, daß der das Bauwerk ausführen solle, der ein Ei mit der Spitze auf einen Tisch stellen könnte. Keinem gelang es, bis Brunelleschi das Ei durch einen Knick zum Stehen brachte und die Fachgenossen verdutzt ausriefen: so hätten wir es auch gekonnt. Der Baumeister erwiderte, dann könnten sie auch die Kuppel bauen, wenn sie sein Modell kennen würden.

Diese Anekdote ist später auf Kolumbus übertragen worden.

*

Tizian sagte zu Karl V., er hätte jetzt zum dritten Male die Gnade, Seine Kaiserliche Majestät zu malen. Da antwortete ihm

der Kaiser: „Dann gebt Ihr mir also zum dritten Male die Unsterblichkeit."

*

Allegri da Correggio, einer der großen italienischen Maler, kam als Knabe eines Abends mit seinem Vater von einem Spaziergang zurück. Noch weit vom Tor der Stadt wurden sie von Straßenräubern überfallen und beraubt. Correggio erstattete beim Magistrat Anzeige und zeichnete die Räuber so genau, daß sie alsbald erkannt und festgenommen werden konnten.

*

Nach Kaiser Rudolfs II. Tode kam Correggios bekannte „Leda mit dem Schwane" zur öffentlichen Versteigerung. Der Auktionskatalog gab dem Gemälde den putzigen Titel: „Frau, von einer bösen Gans gebissen."

*

Ein schlechter Maler hatte zwei Bilder gemacht, Deukalion und Phaethon. „Sie sind recht gut," sagte Dürer, „nur hängen sie nicht am rechten Orte. Deukalion muß ins Wasser, und Phaethon ins Feuer."

*

Michelangelo verehrte die schönen Denkmäler des Altertums im Belvedere zu Rom mit wahrer Leidenschaft und besuchte sie fast täglich. Im Alter, als ihm das Gehen schwer wurde, ließ er sich hinführen, und als er gar noch erblindete, betastete er sie ganze Stunden lang. Oft liebkoste er sie, wenn er sie verließ.

*

Michelangelo erhielt vom Papst Klemens den Auftrag, den Chor der Sixtinischen Kapelle auszumalen. Er sollte das „Jüngste Gericht" malen, den Schlußakt der an der Decke der Kapelle dargestellten Tragödie. Aber viele Jahre wurde der Künstler von der Arbeit abgelenkt, bis Papst Paul, der Michelangelo in seine Dienste übernommen hatte, die Beendigung des „Jüngsten Gerichtes" forderte. Die Arbeit war zu dreiviertel beendet, als der Papst sie zu sehen verlangte; er sah, daß die riesige Wand, vor der der Altar stand und wo der Gottesdienst

abgehalten werden sollte, von oben bis unten mit nackten Körpern bedeckt war. Weder Engel noch Gerechte und Sünder schämten sich ihrer Blöße; die irdischen Hüllen waren gefallen, die Menschen mußten nackend, wie sie aus dem Mutterleibe kamen, vor das Angesicht der göttlichen Gerechtigkeit treten. Der erschrockene und verwirrte Papst wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er wandte sich an den Zeremonienmeister, Messer Biagio di Chisepa, den der berühmte Zeitgenosse Giorgio Vasari eine „persona scrupulosa“ genannt hat, und fragte ihn nach seiner Meinung. Biagio erwiderte: „Das ist das schamloseste Bild, das ich jemals gesehen habe, Heiliger Vater. Es gehört nicht in eine päpstliche Kapelle, sondern in eine öffentliche Badeanstalt oder in eine Osteria.“

Michelangelo, der diese Worte vernahm, arbeitete ruhig weiter und verlieh seinem Höllenrichter Minos eine Ähnlichkeit mit Biagio. Der Zeremonienmeister beklagte sich beim Papste; doch dieser erwiderte lächelnd: „Sieh, lieber Freund, hätte er dich ins Fegefeuer gesetzt, so könnte ich etwas für dich tun, aber du bist in der Hölle, aus der dich niemand erlösen kann, da es dort, wie du wohl weißt, kein Loskommen gibt.“

*

Leonardo da Vinci war ein Universalgenie und beschäftigte sich mit allen möglichen Dingen, mit Luftflugwesen, Weinbereitung, Leinenerzeugung u. a. Er trieb allgemein fördernde anatomische, geometrische und perspektivische Studien und zeichnete sich als Feldingenieur und Festungserbauer aus. Er war aber, wie alle wesenhaften Menschen, sehr gründlich und ging mit unglaublicher Bedächtigkeit zu Werke.

Cesare da Sesto erzählt, daß Leonardo, wenn er auf der Straße eine merkwürdige Mißgeburt traf, ihr wie ein Verliebter den ganzen Tag folgen und sie beobachten konnte, in dem Bemühen, sich diese Gestalt einzuprägen. Leonardo sagte, daß große Häßlichkeit bei den Menschen ebenso selten und außergewöhnlich sei wie große Schönheit.

*

Zwei Kardinäle tadelten Raffael, weil er den Aposteln Peter und Paul eine zu lebhafte Gesichtsfarbe gegeben habe. „Sie dürfen sich darüber nicht wundern," erwiderte der Künstler, über diese Kritik verstimmt, „ich malte sie gerade so, wie sie im Himmel aussehen. Sie erröten vor Scham, weil sie die Kirche in so schlechten Händen sehen."

*

Anton van Dyck war bekanntlich der geschickteste unter Rubens Schülern. Eines Tages, als Meister Rubens einen Spaziergang machte, schlichen van Dyck und seine Kameraden in sein Kabinett, um ihm daselbst die Manier abzustehlen, wie er seine Entwürfe machte und vollends ausmalte. Indem sie näher hinzutraten, um ein noch unvollendetes Stück genauer zu betrachten, fiel einer von ihnen auf das Gemälde und wischte den Arm der Magdalena und das Kinn der Maria aus, welches Rubens eben fertiggemacht hatte. Die jungen Leute gerieten hierüber in die äußerste Angst. Endlich überredeten sie van Dyck, zu versuchen, ob er das Ausgewischte wiederherstellen könne. Dieser wagte es, und es gelang ihm so gut, daß Rubens den Tag darauf, als er seine gestrige Arbeit besah, im Beisein der Scholaren sagte: „Der Arm und der Kopf sind nicht das Schlechteste, was ich gemacht habe."

*

Jan Brueghel, der wegen seiner prächtigen Kleidung den Namen des „Samt-Brueghel" erhielt, war bei Lebzeiten ein hochberühmter Maler, konnte aber nur Landschaften und Stilleben schaffen. Die wenigen Figuren in seinen Bildern sind meist von Rubens gemalt. Einst bestellte ein Kunstfreund bei ihm ein Bild. Brueghel malte eine Landschaft mit einem romantischen Kirchlein, doch war auf dem Bild kein Mensch zu sehen. Als der Auftraggeber das Werk abnehmen sollte, sagte er: „Sie haben die Figuren vergessen, Herr Brueghel." „O nein," antwortete dieser. „Ich habe sie nicht vergessen. Die Leute sind alle in der Kirche." „Sehr wohl," erwiderte der andere, „dann werde ich das Bild erst abnehmen, wenn die Leute aus der Kirche herausgekommen sind."

*

Jan Brueghel war Dekan der „Romanisten“, wie sich die Antwerpener Künstler nannten, die Italien besucht hatten, als Rubens 1609 in diesem Kreis aufgenommen wurde. Brueghel kam aber mit dem Italienischen nie ganz zurecht, weshalb er sich denn auch seinem Mailänder Gönner, dem Erzbischof Federigo Borromeo, gegenüber wiederholt beklagte, daß er ihm nicht flämisch schreiben dürfe. Rubens war nun zwar auch kein Meister in fremden Sprachen, aber auf das Italienische verstand er sich doch, und so wurden Brueghels Briefe nach Mailand meist durch ihn geschrieben.

„Mein Sekretär Rubens ist nach Brüssel,“ schrieb Brueghel, wenn er seine Briefe kurz halten wollte.

*

An der Tafel eines Minister-Residenten in Paris, zu dessen Gästen auch ein ausgezeichneter Maler gehörte, sprach man über Rubens. Der Hausherr, ein Kunstkenner, analysierte Rubens als Maler und führte als Beweis seiner hohen Bildung die Tatsache an, daß er sogar Gesandter gewesen sei. „Nicht möglich,“ rief eine alte hochadelige Dame, „ein Maler — Gesandter! Sie wollen wahrscheinlich sagen, ein Gesandter, dem es Spaß machte, zu malen!“ — „Nein, Gräfin,“ erwiderte der anwesende Künstler, „Rubens war ein Maler, dem es Spaß machte, Gesandter zu sein.“

*

Lucas de Herre erhielt vom Großadmiral Michel de Ruyter den Auftrag, ein Bild der Völker zu malen, und dabei jede Nation in Nationaltracht wiederzugeben. De Herre erfüllte den Auftrag, malte aber die Engländer ganz nackend, ein Stück Seidenzeug und eine Schere zu ihren Füßen. „Wozu das?“ fragte der Admiral ganz betroffen. „Ich konnte für diese Nation keine rechte Tracht finden,“ sagte der Maler, „denn sie hat jeden Tag andere Moden, sie würde bald unkenntlich geworden sein.“

*

Der berühmte holländische Maler Jan Steen war, wie die meisten Künstler, eine sorglose Natur. Neben seiner Kunst versuchte er sich auch als Pächter von Brauereien, von denen die

eine „Die Schlange“, die andere „In der Roskam“ hieß. Aber auch hierbei machte er nur Schulden, so daß sein Vater ihn auslösen mußte. Den Gipfel der Sorglosigkeit aber bestieg er in der Gewohnheit, niemals sein Haus abzuschließen. Als er eines Morgens erwachte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß seine und seiner Kinder Kleider aus den Schränken und von den Wänden gestohlen waren. Ersatzkleider waren nicht vorhanden. So mußte denn einer der kleinen Steen-Jungens nackt zu den Nachbarn laufen, um zunächst einmal das Allernotwendigste zusammenzuborgen!

*

Unter Rembrandts Schülern, die unter seiner Aufsicht im Packhaus an der Bloemengracht in Amsterdam arbeiteten, herrschte jene übermütige Bohèmestimmung, die ja unter jungen Künstlern nichts Seltenes ist. Als einer von ihnen einmal ein weibliches Modell brauchte, bestellte er sich ein Mädchen und ging mit ihr in seine Kammer. Dies machte die anderen neugierig, die nun der Reihe nach durch einen Spalt guckten. Da kam Rembrandt dazu und beobachtete die Leutchen drinnen ebenfalls durch den Spalt, bis er die Worte hörte: „Jetzt sind wir gerade so weit wie Adam und Eva im Paradiese!“ Rembrandt klopfte mit seinem Malstock an die Tür und rief zum Schrecken der beiden mit lauter Stimme: „Aber weil ihr nackt seid, müßt ihr aus dem Paradiese hinaus!“ Er jagte den vermeintlichen Adam samt seiner Eva mit Schlägen davon, so daß sie nur mit großer Not auf der Treppe einen Teil ihrer Kleider überziehen konnten, um nicht nackt auf die Straße zu kommen.

*

Rembrandt antwortete seinen Schülern auf die Frage, wie sie malen sollten: „Nehmt den Pinsel in die Hand und fanget an!“

*

Velazquez hatte das vortreffliche Bildnis Innozenz X. gemalt. Der Papst äußerte beim Anblick des fertigen Bildes: „E troppo vero!“ (Das ist zu wahr!) Dessenungeachtet zeigte er sich mit der Leistung des Meisters sehr zufrieden und schenkte ihm,

da dieser kein Geld annehmen wollte, eine goldene Kette und eine Medaille mit seinem Bild.

*

Murillo pflegte in der Hauptsakristei der Sevillaner Kathedrale vor der „Kreuzabnahme" des Pedro de Campana seine Andacht zu verrichten und sich im Gebet zu neuen künstlerischen Taten zu stärken. Es wird erzählt, daß man den großen Meister einmal allein vor diesem Bild getroffen habe, und als man ihn fragte, was er denn jetzt tue, antwortete er: „Ich warte, bis die heiligen Männer den Leichnam des Herrn ganz herabgelassen haben."

*

Holbein nahm in seiner Jugend jeden Auftrag an, der ihm geboten wurde. So malte er in Basel Aushängeschilder mit volkstümlichem Bildschmuck um geringen Lohn. Seine Lage besserte sich erst, als ihn Erasmus von Rotterdam seinen Freunden in England empfahl. Im Jahre 1538 machte Holbein von Burgund aus, wo er für den König Heinrich VIII. Geschäfte zu besorgen hatte, einen kurzen Besuch bei den Seinen in Basel. Seine Mitbürger staunten den im Ausland zum großen Herrn gewordenen Maler mit Bewunderung an. Holbein ging in Samt und Seide gekleidet, was seinen Mitbürgern besonders in die Augen stach, um so mehr, als er früher „must Wein am Zapfen kauffen". Es war in den Augen der Zeitgenossen ein überzeugendes Zeichen von Dürftigkeit, wenn einer seinen Bedarf an Wein im Wirtshaus holen ließ, statt vom eigenen Vorrat im Keller.

*

Prinz Conti war ein so großer Freund der Malerei, daß er es selbst darin zu einem nicht geringen Grade von Geschicklichkeit brachte.

Einst zeigte er dem berühmten Maler Poussin ein Gemälde von seiner Hand und bat ihn um sein Urteil.

„Mein Prinz!" sagte Poussin, „Ihnen fehlt nichts zum Künstler als Dürftigkeit, der wahre Künstler kann nur leben, wenn er vor Hunger stirbt."

*

Dassier, ein berühmter Medailleur, ging zu Montesquieu und bat ihn, sich von ihm in Wachs bossieren zu lassen. Montesquieu schlug es ihm rund ab. „So sagen Sie mir wenigstens," erwiderte Dassier, „ob nicht ebensoviel Stolz darin liegt, meine Bitte zu verweigern als zu erfüllen?" Die Frage wirkte, und er erreichte seinen Zweck.

*

Der geschätzte englische Hofmaler Kneller, der die bedeutendsten Männer seiner Zeit porträtierte, hatte für den Herzog von York das Bildnis seines Sohnes zu malen. Nachdem es fertig war, erhielt Kneller einen Besuch des Auftraggebers und einiger Freunde. Beim Eintritt in das Atelier sah er sich überall um und fragte dann den Maler: „Wo ist das Porträt meines Sohnes?"

Dies verdroß Kneller, und er sagte zu seinem Schüler ziemlich laut: „Mein Gott, ich habe kein ähnlicheres Porträt gemalt als das des jungen Kavaliers; aber ich habe etwas Geist in seine Physiognomie gelegt, und nun kennt ihn weder sein eigener Vater noch einer seiner Freunde."

*

Hogarth ist groß in seinen kleinen Bildern. Wie wenig er aber berechtigt war, sich mit Correggio zu messen, beweist seine „Sigismunda", von der Walpole sagt, sie gleiche einer heulenden, aus dem Dienste gejagten Magd. Die Geschichte, die sich an dieses Bild knüpft, ist nicht uninteressant. Eine Sigismunda, die dem Correggio zugeschrieben wurde, jetzt aber für ein Bild Furinis gilt, war in London für 400 Pfund gekauft worden. Hogarth war entrüstet darüber, daß man die mittelmäßigen Arbeiten alter Meister höher schätze als die seinigen; nun wollte er auch eine Sigismunda malen und auch mit 400 Pfund bezahlt werden. Sir Richard Grosvenor hatte das Bild bestellt; als der Künstler es ihm aber zustellen ließ, mit der Bemerkung, er dürfe es zurückschicken, wenn es ihm nicht gefiele, benutzte jener die erteilte Erlaubnis und gab folgende Erklärung: „Ich höre, Sie haben den Auftrag, für Herrn Hoare ein Bild zu malen; wenn ihm die Sigismunda gefällt, so habe

ich nichts dagegen, daß er sie erhalte; denn ich finde Ihre Leistung so schlagend und unnachahmbar, daß sie jeden, der sie stets vor Augen hätte, melancholisch stimmen würde; ein Einfluß, der sich durchaus nicht verminderte, wenn man das Bild mit einem Vorhang verdeckte." Der Künstler rächte sich durch einige satirische Verse auf Sir Richards Zartgefühl:

Der edle Ritter, tiefgerührt,
Kann solchen Anblick nicht ertragen.
Es wär' auch mehr, als sich gebührt,
Vierhundert Pfund an Tränen wagen.
Gewiß, umsichtig war's gewählt,
Sein Wort und nicht sein Herz zu brechen.
Und doch, wie hat's ihn nicht gequält,
Ihn, den so zarte Skrupel stechen!

Das Bild verblieb bei Hogarth bis an sein Ende; seiner Witwe befahl er, es nicht für weniger als 500 Pfund zu verkaufen. Obgleich in bedrängten Verhältnissen, blieb sie seinem Willen treu. Hogarth starb 1764; erst im Jahre 1807 wurde die Sigismunda mit 400 Guineen bezahlt.

*

Hogarth hatte einen Edelmann so ähnlich gemalt, daß dieser sich dadurch aufs höchste beleidigt fühlte und schwor, er würde das Gemälde nicht annehmen und bezahlen.

Da erklärte ihm Hogarth: „Wenn Sie das Bild nicht in drei Tagen holen lassen, so male ich einen Schwanz dazu und verkaufe es als haarigen Tiermenschen."

Das Gemälde wurde andern Tages bezahlt, geholt und — vernichtet.

*

Klemens XIV. hatte von einem Venezianer einige Gemälde gekauft und fragte den geistvollen Raphael Mengs, wie er sie finde. — „Herzlich schlecht," antwortete dieser, „Ew. Heiligkeit sind hintergangen worden." — „Aber mein Hofmaler hat sie mir doch sehr gelobt," versetzte der Papst. — „Das kommt daher," erwiderte Mengs, „weil er und ich zwei ganz verschiedene

Naturen sind; er lobt, was seine Kräfte übersteigt, und ich tadle, was unter den meinen ist.“

*

Der berühmte englische Maler Thomas Gainsborough malte einst den Schauspieler Garrick. Das Bild wollte nicht ähnlich werden.

„Gott verdamm mich!“ rief der Maler endlich verdrießlich aus, „Sie können jedes Gesicht nachmachen und haben selber keins!“

*

Frl. Guimard, eine einst sehr gefeierte Tänzerin der Großen Oper in Paris, entfaltete einen solchen Luxus, daß sie sich in ihrem Hause sogar einen prachtvollen Theatersaal errichten ließ, in dem sie für ihre Freunde Dilettantenvorstellungen veranstaltete. Dieser Saal und die anderen Räume waren mit herrlichen Malereien geschmückt. Kein Geringerer als Fragonard hatte die Herrin des Hauses als Terpsichore gemalt, aber das Bild fand ihren Beifall nicht. Sie entzweite sich mit dem Maler und entließ ihn. Als die Ausschmückung des Salons durch einen anderen Maler vollendet war, schlich Fragonard sich einmal heimlich in das Haus. Er gelangte unbemerkt in den Salon, wo er noch eine Palette und Farben vorfand. Rasch ergriff er sie, und mit einigen Pinselstrichen veränderte er völlig das Porträt der Guimard. Aus dem lächelnden Gesicht der Göttin des Tanzes machte er ein Gesicht voll Wut und Zorn. Dann entfernte er sich schleunigst. Etwas später kam die Guimard mit einigen Freunden, um ihnen den Salon zu zeigen. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihr Porträt so verändert fand! Aber je wütender sie wurde, desto größer war ihre Ähnlichkeit mit dem veränderten Bilde. Hier zeigte es sich so recht, wie genau Fragonard ihre Züge beobachtet hatte.

Während Fragonard es auf diese Weise gänzlich mit der Tänzerin verdorben hatte, fand ein damals noch unbekannter Maler Gnade vor ihren Augen. Bei der Ausschmückung ihres Hauses war dieser mit ziemlich untergeordneten Arbeiten beschäftigt. Er gestand ihr, daß er zu arm sei, um sich auszubilden, und da er

ihr einen guten Eindruck machte, sicherte sie ihm monatlich 200 Franken zu. Dieser junge Maler erhielt bald darauf einen ersten Preis: es war Jacques Louis David, der später so berühmt werden sollte.

*

Der bedeutende französische Bildhauer Falconet war der Sohn armer Eltern. Durch seine Kunst aber hatte er sich einen hohen Ruhm erworben und wurde von der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg berufen, um dort das große Denkmal Peters des Großen auszuführen. Die Zarin verlieh ihm neben anderen Auszeichnungen auch den Titel „Euer Hochgeboren", womit ihn alle anreden mußten. „Dieser Titel paßt vortrefflich für mich," sagte Falconet lächelnd, „denn ich bin in einer Mansarde in Paris geboren."

*

Der berühmte Geschichts- und Tiermaler Wilhelm Tischbein, der das bekannte Bild „Goethe auf den Ruinen der Campagna" schuf, hat auch eine zweibändige Sammlung von Radierungen herausgegeben: „Tierköpfe, nach der Natur gezeichnet, um eine genauere Vorstellung ihres Charakters zu geben." Er trieb die schon von Aristoteles angeregte vergleichende Physiognomik noch weiter, verglich Correggio mit einem Schafe, den finstern stolzen Michelangelo mit einem Löwen, den heroischen Scipio mit einem Hunde und die Sulla und Caracalla mit Tigern. Tischbein war gewohnt, seine Tierähnlichkeiten mit wahrem Steckenreitersinn jedem ins Gesicht zu sagen, und so rief er denn einst auch einen Gast an Lord Hamiltons Tafel an: „Verzeihen Sie, ich habe Sie anfangs für einen Esel gehalten, eigentlich aber sind Sie ein Ochse."

In Hackerts Gesicht fand er den Fuchs, was dieser übel nahm und Tischbein mit dem schwarzen Strauß in der Menagerie verglich, was dieser noch übler nahm.

*

Der französische Bildhauer Houdon war bei den Jakobinern verdächtig, weil er noch kein patriotisches Kunstwerk gemacht hatte. Er entging Robespierres Tigerkrallen nur durch die Klugheit seiner Frau, die dem Schreckensmanne zurief: „Houdon hat

ja die Statue der Philosophie gefertigt; sie, die die Revolution vorbereitet hat, gehört neben die Statue der Freiheit im Tempel des Gesetzes!"

*

Der Porträtmaler Girardet wurde eines Tages von dem Kunstkritiker Scudo besucht, der zuweilen sehr naiv und sehr zerstreut war. Girardet hatte gerade ein lebensgroßes weibliches Porträt vollendet, das Scudo erst sehr aufmerksam betrachtete und dann bekrittelte: „Mein lieber Girardet, das ist famos; Zeichnung vortrefflich, Stellung reizend, Kolorit und Beleuchtung prachtvoll, aber warum haben Sie sich ein so häßliches Modell genommen?"

„Es ist meine Mutter," versetzte Girardet ruhig.

„Ah, ich bitte tausendmal um Verzeihung!" stotterte Scudo verlegen und betroffen, „es ist ja wahr, ich hätte es sofort selbst merken müssen; Sie gleichen ihr ja aufs Haar."

*

Der Maler Josef Anton Koch (Freund, nachheriger Feind von Cornelius und Schadow, die ihn veranlaßt hatten, gegen die Akademien zu schreiben, und nachher selbst Vorsteher von Akademien wurden; Verfasser von nicht erschienenen, aber höchst genialen Zeichnungen zu Dante; Tiroler, rücksichtslos, fast verhungert, aber nie in die Straße, die zu Brot und Ehre führte, einlenkend; enthusiastischer Verkündiger der Verdienste des jungen Thorwaldsen, als dieser wegen Mangel an Arbeit im Begriff stand, Italien wieder zu verlassen) sagte einmal, als ihn der Fürst Esterhazy besuchte und allerhand dumme Bemerkungen über seine Bilder machte: „Wer sind Sie, mein Herr?" „Fürst E.!" „So? Ich glaubte, Sie wären sein Kutscher!"

Ein andermal, als der König Ludwig I. von Bayern ihm die Hand gibt und die seinige naß findet, platzt er heraus: „Ich habe eben gepißt, Ew. Majestät!"

Thorwaldsen brummte er an, als der ihn im hohen Alter einmal fragte: wie geht's? „Ich bin bald die Schlange der Ewigkeit, die sich selbst in den Schwanz beißt!" Weil er krumm geworden war.

*

Zu Ehren des Bildhauers Tieck gab Großherzog Karl Friedrich von Weimar ein Essen und brachte dabei unvermitelt einen kurzen Trinkspruch auf den Gefeierten aus, zwei Worte: „Vivat Oranien!“ Die Gesellschaft stimmt ein, niemand aber weiß, was Serenissimus eigentlich sagen wollte. Hoheit hatte den Bildhauer Tieck mit dem Dichter Tieck — den Dichter Tieck mit dem Dichter Tiedge — und dessen bekanntes Poem Urania mit Oranien verwechselt.

*

Der Bildhauer Schadow und der preußische Minister von Schuckmann waren beide fleißige Besucher eines Berliner Lesevereins. Schadow pflegte früh nach Hause zu gehen, der Minister war jedoch gewöhnlich der Letzte in der Gesellschaft und ließ sich stets seinen Wagen kommen.

Eines Abends war der Minister wieder der letzte, und zwar der allerletzte. Er fand auch in der Garderobe nur noch einen einzigen Hut. Sein Hut war alt und abgetragen, der aber, welcher vor ihm lag, war funkelnagelneu. Dem Minister, wollte er nicht barhaupt nach Hause fahren, blieb nichts übrig, als den fremden neuen Hut aufzusetzen. So fuhr er, in dem stürmischen Regenwetter, das seit einer Stunde eingetreten war, nach Hause. Schon früh am andern Morgen — der Minister lag noch im Bette — wurde die Glocke seines Hauses gezogen, ein Diener brachte den alten Hut des Ministers mit einer Empfehlung von Herrn Schadow, dieser lasse sich dafür seinen Hut ausbitten, den Exzellenz gestern aus der Montagsgesellschaft mitgenommen. Am nächsten Montag erhielt der Minister vom alten Schadow folgenden scherzhaften Brief:

„Ich hatte mir gerade am vorigen Montag einen neuen Hut gekauft. Als ich nun des Abends nach Hause zurückkehren wollte, regnete es stark, und da ich meinen neuen Hut nicht gern verderben wollte, nahm ich den Ihrigen und dachte mir: Eure Exzellenz würden den meinigen schon unversehrt nach Hause fahren.“

*

Als Moritz von Schwind in Karlsruhe von den Plänen Karl Friedrich Lessings hörte, die Leipziger Disputation

zwischen Luther und Eck zu malen, wies er auf die großen Schwierigkeiten hin, die sich dem Maler entgegenstellen, wenn er ein — Gespräch malen will, und sagte schließlich in seiner kaustischen Weise: „Ja, ja, Lessing malt wieder ein Taubstummenkabinett."

*

Piloty hatte sein Atelier in München im alten Akademiegebäude gerade über dem Schwinds. Als Piloty dort ein neues Bild zur Besichtigung ausstellte und viele Leute hinaufgingen, fragte Schwind einen Herabkommenden: „Sagen S' doch, was ist denn da oben scho wieder für a Unglück g'schehn?"

*

Karl Schorn hatte in München im Atelier sein Riesengemälde „Die Sintflut" ausgestellt und zur Besichtigung geladen. Mit der neugierigen Menge kam auch Schwind. Er setzte sich still in eine Ecke, betrachtete das Bild und sagte halblaut vor sich hin: „Großartig, herrlich, wunderbar, prachtvoll!" Den Umstehenden fiel dieser Enthusiasmus schließlich auf, und sie teilten es dem Schöpfer des Bildes mit. Dieser trat glücklich an Schwind heran und hörte nun selbst dessen Ausrufe: „Großartig, herrlich, wunderbar!" Er begrüßte den berühmten Kollegen und sagte: „Ich bin sehr glücklich, daß mein Bild Ihnen so gut gefällt." Worauf Schwind erwiderte: „Ja, wissen S', i bin halt so glücklich, daß diese ganze damische Gesellschaft da ersaufen muß."

*

Alma-Tadema, der vielumstrittene Maler antiken Lebens, hatte einen Doppelgänger in dem Parlamentarier Maurier. Bei einem Festessen äußerte eine Dame, daß die Ähnlichkeit der beiden Herren eigentlich nur eine Redensart sei. „Eine entfernte Ähnlichkeit, Herr Alma-Tadema, kann man bei gutem Willen vielleicht zugeben, mehr aber nicht. Es ist doch so?" „Doch nicht ganz, ich bin nämlich — Maurier!"

*

Whistler, der englische Maler, prüfte eines Tages die Skizzen seiner Schüler und brach vor der verklecksten Landschaft einer Schülerin in die Worte aus: „Himmel, was machen Sie denn da?"

Die junge Dame antwortete pikiert: „Ich male, was ich sehe."

„Sie werden sich schön wundern, wenn Sie erst sehn, was Sie gemalt haben," meinte Whistler trocken.

*

Als Whistler auf der Münchner Großen Kunstausstellung einige seiner Werke ausgestellt hatte, geschah es, daß die Jury, die seine Bedeutung noch nicht recht erkannt hatte, ihn nur mit einer Medaille II. Klasse auszeichnete. Der witzige Meister antwortete nach Übersendung der Medaille mit einem kurzen Brief, in dem er schrieb: „Ich erlaube mir, Ihnen meinen Dank II. Klasse abzustatten."

*

Während der bekannten Prozeßverhandlungen Whistler kontra Ruskin fragte der Vorsitzende des Gerichts Whistler: „Würden Sie den Herren Geschworenen hier klarmachen können, was Kunst ist?" Whistler klemmte das Monokel ins Auge, sah die Geschworenen der Reihe nach an, schüttelte den Kopf und sagte, die Achsel zuckend: „Nein."

*

Eines Tages sagte eine Dame zu Whistler: „Ich ging heute früh an der Themse spazieren. Die Luft war so durchsichtig, daß sie mich fast an einige Ihrer Gemälde erinnerte."

„Ja, ja," erwiderte Whistler todernst, „nach und nach kommt die Natur auch auf den Trick!"

*

Der Kunstmäzen Fürst Anatol Demidoff kaufte von Couture ein Bild und zahlte freiwillig den doppelten Preis. „Wahrlich," rief der entzückte Maler, „Sie sind kein halber (demi) Doff, Sie sind ein voller, ganzer Doff!"

*

Der große französische Maler Claude Monet und Clémenceau waren Freunde. Jeden Sonntag weilte der Tiger als Mittagsgast in Monets Villa in dem kleinen Flecken der Bretagne, wo sie beide ihre Besitzungen hatten. Diese Freundschaft dauerte bis zum Tode des Malers. Nur ein einziges Mal erlitt sie einen Stoß.

Monet hatte zwölf seiner Bilder dem Rodinmuseum versprochen, aber der Abschied von soviel Werken auf einmal wurde ihm schwer.

„Wartet damit, bis ich tot bin," bat er.

Clémenceau antwortete: „Mein lieber Monet! Wenn man seinem Lande etwas versprochen hat, so muß man es halten. Sie werden für mich immer ein großer Künstler bleiben, aber Sie haben einen Freund verloren."

Acht Tage später befanden sich die zwölf Bilder im Rodinmuseum. Am darauffolgenden Sonntag lag das Gedeck des Tigers wieder auf Monets Tisch.

*

Degas, der bekannte Impressionist, rief in einem Anfall seelischer Verstimmung einen Arzt. Dieser riet ihm, täglich in die frische Luft zu gehen. Degas bezeigte wenig Lust dazu. Aber der Arzt versuchte ihn zu überreden und meinte: „Es wird Sie auch zerstreuen."

„Ja, mein Lieber," sagte Degas, „wenn es mich aber langweilt, mich zu zerstreuen?"

*

Degas besah sich das Bild eines Schülers Bonnats, das einen Bogenspanner darstellte.

„Der zielt gut! Nicht wahr, Degas?" fragte Bonnat.

„Jawohl, es scheint, er zielt nach einer Medaille."

*

Cézanne sagte einmal: „Es gibt zwei Arten von Malerei, da ist zunächst die starke, die schöpferische, die zeugungskräftige Malerei — kurz, die meine.

Und dann ist da noch die Malerei der anderen."

*

Menzel wurde einmal gefragt: „Haben Exzellenz auch einmal ein Herz für Frauen gehabt?"

Menzel gab zur Antwort: „Nein, nur Auge."

*

Menzel hatte einen Großindustriellen porträtiert. Dieser ließ das glänzend gelungene Bild bei einer Abendgesellschaft feierlich enthüllen. Unter den Gästen war auch Menzel, doch war er als Autor des Bildes noch nicht genannt, der Hausherr hatte das Signum verdeckt. Ein junger Künstler kritisierte es scharf und tadelte eine gewisse Flüchtigkeit im einzelnen. Er stieß dabei aber auf Widerspruch. Der kritische Jüngling erklärte jedoch energisch: „Das Bild ist zwar ähnlich, aber bitte, schauen Sie sich mal die Knöppe an — hingehauen, kaum angedeutet..." Da erscholl aus dem Hintergrund die grimmige Stimme der kleinen Exzellenz: „Ich male Köppe, keine Knöppe!"

*

Menzel besah einmal die Sammlung eines gutmütigen, aber weniger kunstverständigen Sammlers und wandte sich schließlich von den zweifelhaften Schätzen ab. Als er um sein Urteil gebeten wurde, meinte er vorsichtig: „Wissen Sie, solche Bilder kann man nicht hoch genug anschlagen!"

*

Zu Menzel kam einst ein Großindustrieller, um sich von ihm zeichnen zu lassen. Das Bild kam schnell zustande, und es fand selbstverständlich auch den Beifall des Auftraggebers, der auch das Honorar — 5000 Mark — sogleich beglich, allerdings mit der schüchternen Bemerkung, daß er so schnell das Geld nicht verdiene. Menzel sagte: „Lieber Mann, Sie zahlen mir nicht die Zeit, die ich für Ihre Zeichnung brauchte, Sie zahlen die Zeit, die ich brauchte, um ein solches Bild überhaupt machen zu können."

*

Menzel saß in Kissingen in seiner Stammkneipe. Er bemerkte, daß sich am Nachbartische zwei Herren und besonders eine Dame über ihn lustig machten. Ruhig nahm er sein Skizzenbuch und begann zu zeichnen, dabei hin und wieder die Dame scharf fixierend. Bald kam einer der Herren an den Tisch Menzels. „Mein Herr, die Dame läßt es sich entschieden verbitten, von Ihnen gezeichnet zu werden!" Menzel lächelte und zeigte dem Zudringlichen eine derbe Karikatur: „Ist das etwa die Dame?"

Gleich darauf brachen die drei auf; Menzel hatte eine — fette Gans gezeichnet.

*

Feuerbach hat zu Lebzeiten vergeblich nach Verständnis für seine Kunst gesucht. Das Vaterland hat ihn stets schlecht bezahlt. Im Hinblick auf Makart, die damalige Wiener Modegröße, schreibt der allzeit bescheidene Künstler: „In meiner Kunst war ich bis jetzt zu einfach, weil ich nicht glaubte, mit Seidenmagazinen konkurrieren zu müssen. Sowie ich 10000 Frank für Stoffe übrig habe, werde ich meine Figuren auch besser anziehen. Einen Vorteil aber haben meine Leute, daß sie Füße haben, worauf sie stehen."

*

Als junger Maler kam Feuerbach von Paris mit einem feuerrot ausgeschlagenen Mantel nach Karlsruhe, das in den fünfziger Jahren noch arg verzopft und spießbürgerlich war. Er hatte seinen Mantel malerisch über die Schulter geworfen. Die ehrbare Residenz hatte ein so aufregendes Kleidungsstück noch nicht gesehen. Der Träger war in einer Woche jedem Karlsruher unter dem Namen „Fra Diavolo" bekannt, und Meister Anselm hat wohl in seinem Leben nie geahnt, wieviel ihn sein aus Paris mitgebrachter Mantel gekostet hat. Die Modelle für seine Bilder suchte er auf dem Wochenmarkte zu werben, als ob die Staffeln der Karlsruher Stadtkirche die spanische Treppe unter Trinita in monte wären, was weitere Entrüstung hervorrief. Als sein erstes Bild ausgestellt wurde, waren weitaus die meisten Beschauer gekommen, um zu sehen, was der Träger eines solchen Mantels malen könne. Dazu kam Fra Diavolo auch sofort mit der hohen Polizei in Konflikt und mußte eine seiner ersten Nächte in dem nicht einmal malerisch erfreulichen Rathausturme verbringen. Es war eine Nachwirkung der überstandenen Revolutionszeit, daß damals auch der harmloseste Wanderer, der nach der Polizeistunde auf der Straße sich blicken ließ, von den Posten mit „Wer da?" angerufen ward. So geschah es auch Feuerbach, der mit zwei im juristischen Examen stehenden Freunden durch die nächtlichen Straßen strich. Statt des üblichen „gut Freund" gab

einer der angeheiterten Examinanden dem Posten zwei andere Worte zurück, die in keinem Komplimentierbuche stehen, aber aufs kürzeste besagten, die Schildwache solle lieber schweigen. Obwohl jene nicht gerade attische Redewendung ein Lieblingsausdruck der Karlsruher Jugend war, nahm sie der Soldat übel und brachte das ganze Kleeblatt auf die Wache. Für die Examinanden war das ein unangenehmer Zwischenfall, und da Anselm ritterlich genug war, den Missetäter nicht zu verraten, büßte er eine Tat, die er gar nicht begangen, mit zwölf Stunden Dunkelarrest.

*

Feuerbach wurde nach der Figurengröße eines Bildes von Piloty gefragt. „Wenn Leute in den Kleidern steckten, wären sie lebensgroß," war die Antwort.

*

Der Porträtmaler Franz v. Lenbach malte kurz nach seiner Erhebung in den Adelstand das Bild seines Gönners, des Grafen Schack. Der Graf fragte den Künstler, wie er sich fühle in seiner neuen Würde. „Ach," sagte Lenbach, „es ist ein himmlischer Zustand, kaum zu beschreiben. Aber die letzte bürgerliche Nacht — einfach grauenhaft!"

*

Die Villa Lenbachs in München, jetzt vom Staat zu einem Museum eingerichtet, ist nach des Meisters Plänen erbaut. Sie fällt auf durch ihre zwei Teile. Während des Baues fragte ein Freund, ob die beiden Häuser verbunden würden. „Ja," erwiderte Lenbach, „durch eine gemeinsame Hypothek."

*

Subalterne Geister, ohne Urteil, richten sich immer nach dem, was sie von ihnen maßgebend erscheinender Seite zu hören bekommen. Als Böcklin, noch arm und unbekannt, mit seiner eigenwilligen Kunst durchzudringen suchte, wurden seine Bilder auch vom Basler Kunstverein der Ausstellung nicht für würdig erachtet und zurückgewiesen. Der Hausknecht, dem die Rücksendung oblag, entrüstete sich gleichermaßen: „So Bilder verpack' i nit!"

*

In München, wohin Böcklin im Jahre 1871 übergesiedelt war, pflegte er seine Sonntagvormittage gerne in der alten Pinakothek zuzubringen. Zu Hans Thoma, mit dem er damals viel verkehrte, sagte er einmal, er gehe mit Vorliebe dorthin, „weil dies der einzige Ort sei, wo er — keine Maler treffe!"

*

Arnold Böcklin empfing einst den Besuch eines berühmten Chirurgen. Dieser verhielt sich den Werken des Meisters gegenüber merkwürdig kühl, ja, er sprach sogar den Gestalten die anatomische Existenzmöglichkeit ab. Böcklin schmunzelte überlegen: „Lieber Professor, die leben aber trotzdem alle länger als Sie."

*

Er nannte sich Böcklin und versprach einer deutschen Dichterin, das „Unterröcklin" auszuklopfen, weil sie ihn Böcklin genannt hatte. „Zum Teufel mit Böcklihn! Ich heiße Böcklin!" Böcklin — das ist das Böcklein. Griechisch-deutsches Weideland wird sichtbar, die Auen, der Wald, der Hirte — und Pan, der Hirtengott mit dem faunischen Ziegengesicht. Böcklin ist sein Maler.

*

Böcklin war ein Feind aller äußeren Ehrungen. 1889 mußte er es über sich ergehen lassen, daß ihn die Universität Zürich zum Ehrendoktor ernannte. Beim Festmahl saß er einsilbig da, und als er um eine Tisch- und Dankrede nicht herumkam, stand er auf und hielt folgende „Rede": „Meine Herren, Sie haben mich zum Doktor gemacht. Ich danke." Sprach's, leerte sein Glas und setzte sich ...

*

Auch der Zeichner-Dichter Wilhelm Busch, der große Beobachter der menschlichen Schwächen, von dem unzählige geflügelte Worte ins Volk gedrungen sind, war ein solcher Schweiger. Als er einmal einem Festmahl zu seinen Ehren beiwohnen mußte und Ansprache auf Ansprache folgte, blieb nur der Gefeierte stumm. Da flüsterte ihm der Oberbürgermeister ins Ohr: „Verehrter Meister, dürften wir nicht vielleicht nach so vielen Reden auf ein paar Worte von Ihnen hoffen?" Busch nickte ergeben in sein Schicksal; er schlug an sein Glas, und alle Augen hingen an seinen

Lippen. Aber Busch stand nicht auf; er lächelte nur etwas verlegen, und dann rief er in die Stille hinein: „Ober, noch ein Helles!"

*

Hans Makart war nicht recht trinkfest und war bei einer Künstlerkneipe wieder einmal völlig unter den Tisch getrunken worden. Man schaffte ihn in einen Fiaker und band es dem Kutscher auf die Seele, gut auf den Fahrgast zu achten und die Gesellschaft zu benachrichtigen, ob Makart heil ins Bett gekommen sei. Nach einer Stunde kam der Kutscher dann auch zurück, und die Gesellschaft erbot sich, da alles gut abgelaufen war, alles zu bezahlen, wenn etwa im Wagen die Sitzpolster oder dergleichen beschädigt worden seien. Der Kutscher wehrte lachend ab: „Nix is gschehn, ich hab' eahm's Futtersackel umbunden."

*

Josephine Gallmeier saß bei einem Diner neben Hans Makart, der Virtuose im Schweigen wie im Malen war. Nachdem schon mehrere Gänge vorüber waren, ohne daß Makart ein Wort gesprochen hätte, sagte die Künstlerin plötzlich: „Aber, lieber Herr von Makart, jetzt könnten wir amal von was anderem schweigen."

*

Hans Thoma erzählt aus seinen jungen Jahren, von seinen Heimatbesuchen, seinen Wanderungen zwischen Karlsruhe und Bernau, folgendes reizende Erlebnis: „Es war Anfang Juni, in Freiburg hatte ich übernachtet und machte mich am Morgen auf zu dem achtstündigen Weg nach Bernau. Das ganze Sommerglück ruhte auf meiner Seele, als ich rüstig durch Wälder hinan in die Berge hinaufschritt. So ganz im jugendlichen Vollgefühle, der Mittelpunkt der Welt — denn alles gehörte ja mein, was ich sah, für mich war die Welt da. Ich fühlte mich als das, was man seit Nietzsche heutzutag eine ‚Herrennatur' nennt. Man muß freilich jung sein, um dies Wonnegefühl, dies Herrschergefühl so ganz zu verstehen. — Nun muß ich aber ein Bekenntnis ablegen: es kam eine Art von Eitelkeit über mich — es war mir, als ob mein Angesicht glänzte, so daß die Menschen es mir gleich an-

sehen müßten, daß ich etwas Extras sei — so einer, der noch Taten zu verrichten hat — ein ‚Vorzugsmensch', wie ich seitdem Künstler sich nennen hörte. — Zwei Stunden von Bernau, um mich zum neuen und letzten Aufstieg auf den Berg zu stärken, kehrte ich im ‚Hirschen' ein. Die Wirtin, eine behäbige Bauersfrau, brachte mir das ‚Schöpplein vom Besten', das ich ein wenig großtuerisch bestellt hatte, — nun kamen, wie ich es wohl erwartete, die gebräuchlichen Fragen, im Verlauf derer ich vorhatte, der Wirtin so nach und nach beizubringen, was für eine Art von Menschenkind sie vor sich habe. ‚Woher die Reis'?' — ‚Von Karlsruhe,' sagte ich. — ‚So so, von Karlisrui, des isch wit her! Wo goht jez d' Reis' hin?' — ‚Ich will jetzt noch nach Bernau hinauf.' — ‚So so, sind Sie vo Bernau?' — ‚Ja, aber — ich wohne jetzt schon längere Zeit in Karlsruhe!' — Nun sollte die erwartete Frage kommen, was ich sei, — aber ruhig sah die Frau mich an und sagte: ‚So so, Sie sind gewiß en Schnider!' Das sagte sie treuherzig, ohne allen ironischen Hintergrund, daß ich allen Mut dazu verlor, noch weiter mit meiner Wichtigkeit imponieren zu wollen, mein Schöpplein zahlte und den Berg hinanstieg — ich gestehe es —, ein wenig geduckt —, doch mußte ich bald über mich selbst und die ganze Situation herzlich lachen. Dies Geducktwerden war aber auch ganz gut zwei Stunden vorher, ehe ich in unser armes Schwarzwaldstüble wieder einkehrte. Arm war die Heimat, aber reich durch unerschöpfliche Mutterliebe, die mich hier wieder umfing — die mich gleich umfangen haben würde, ob ich als großer Künstler, als Schneider oder sogar als Vagabund heimgekehrt wäre. Hier war ich unbestritten der ‚Vorzugsmensch'."

*

Als Leibl die „Drei Frauen in der Kirche" malte und den Kopf der jungen Bäuerin fertig hatte, fragte er Wilhelm Sperl, auf dessen Urteil er besonders viel gab: „Wie ist er?"

„Er ist nicht schlecht, könnte aber besser sein."

Am nächsten Tag kratzte Leibl den Kopf ab und malte ihn noch einmal. Abends kommt Sperl und zögert mit der Kritik.

„Nun," sagt Leibl, „sprich!"

„Gestern war er besser."

„Weshalb hast du mir das nicht gestern gesagt?" brauste Leibl auf und schüttelte Sperl am Kragen.

*

Trübner wurde von einem Ehemann getadelt, daß das Bildnis seiner Gattin nicht ähnlich sei. „Beruhigen Sie sich," sagte der Maler, „in 30 Jahren ist jedes Porträt ähnlich."

*

Bei seinem ersten Mittagessen in Florenz war Marées nicht wenig erstaunt, als ihm der Kellner einen ganzen Fiasco Wein vorsetzte, der bekanntlich ungefähr zweieinhalb Liter enthält. Er bekam wirklich einen kleinen Schreck, doch als tapferer Deutscher und Rheinländer faßte er sich bald und trank ihn leer. Dasselbe tat er pflichtschuldigst das zweite, das dritte Mal, bis er erfuhr, daß man keineswegs verpflichtet wäre, den Fiasco zu leeren, — aber da war es schon zu spät. Er behauptete, dies ein Jahr fortgesetzt zu haben.

*

Zu Max Klinger kam eines Tages ein sehr bekannter Berliner Kunstkritiker und sprach mit ihm über moderne Malerei. „Was halten Sie eigentlich von dem Maler Kohlhoff?" fragte der Kritiker. — „Kenne ich gar nicht! Habe den Namen nie gehört." — „Kennen Sie dann vielleicht den Maler Nauen?" forschte der Kritiker weiter. — „Na, wissen Sie," meint Klinger, „da kenne ich den Kohlhoff schon besser."

*

Max Klinger ließ sich gelegentlich herbei, die Abendgesellschaften eines bekannten Leipziger Professors zu besuchen. Dieser machte zwar geistigen Betrieb, ließ aber seine Gäste trocken sitzen; er schenkte einmal ein, trank aber nicht und seine Gäste richteten sich notgedrungen nach ihm. Nun war es des gelehrten Mannes Art, in seinem Salon dozierend auf und ab zu gehen und dabei Fliegen zu klappen. Zwei Fliegen hatte er bereits. Als ihm daraufhin die Gesellschaft die Meisterschaft in dieser Kunst zusprach, erhob sich Klinger unwirsch und sagte in gutem Sächsisch: „E

jo, viere haben sich derweilen selbst ersoffen." Tatsächlich lagen vier tote Fliegen auf dem Grunde seines leeren Glases.

*

Liebermanns „Gänserupferinnen" interessierten Menzel derart, daß er die Bekanntschaft des jungen Künstlers zu machen wünschte. Liebermann machte ihm denn auch einen Besuch und wurde mit der Frage empfangen: „Sind Sie der Mann, der das ausgezeichnete Bild mit den alten Frauen gemalt hat?" Als Liebermann dies bejahte, änderte Menzel den Ton und rief: „Das sollte man Ihnen um die Ohren schlagen! Mit fünfzig Jahren können Sie so malen, aber nicht als junger Mensch." — Das Bild, das 1872 entstanden war, kam 1894 in die Berliner Nationalgalerie.

*

In der Zeit der Kämpfe um den Impressionismus fragte man Liebermann nach seiner Meinung über Anton von Werner. Er antwortete: „Ick sagte imma, wenn Anton von Werner ooch ohne Hände jeboren wäre, dann hätte er doch die jrößte Schnauze."

*

Richard Dehmel saß Liebermann zu einem Porträt, hatte fortwährend Änderungswünsche, bis es dem Maler zu viel wurde. „Hörense mal," sagte er, „Sie dürfen von einem Porträt nicht verlangen, daß es och Mama und Papa sagen kann."

*

Liebermann pflegte Rembrandt den lieben Gott zu nennen: „Wissense, wenn man Frans Hals sieht, kriegt man Lust zum Malen — wenn man Rembrandt sieht, möchte man es aufjeben!"

*

Liebermann empfing den Besuch einer Dame, die ihm beim Abschied sagte: „Herr Professor, das war die schönste Stunde meines Lebens." Er jedoch entgegnete: „Na, junge Frau, det wollen wir denn doch nich hoffen."

*

Ein Berliner Kunstkritiker hatte, wie Julius Elias erzählt, in seiner grünenden Jugend, auf vage Behauptungen Lesser Urys fußend, die Hypothese in die Welt geschleudert, Ury habe an gewissen Bildern Max Liebermanns mitgemalt. Man rät Liebermann, Ury zu verklagen. „J, wo werd' ick denn," sagte Liebermann, „solange der Kerl behauptet, er hat meine Bilder gemalt, is mir det schnuppe, wenn er aber sagen sollte, ick habe seine Bilder gemalt, denn jeh ick uffs Gericht."

*

Lovis Corinth bot einem Kunstfreunde ein Bild zum halben Katalogpreise an. Dieser nahm ihn beim Wort: „Ich kaufe es, nennen Sie den Preis des Katalogs."

*

Ein junger besserer Herr mit Kunstwartanschauungen fragte Corinth: „Meister, welches ist das eigentliche Programm Ihrer Kunst? Was wollen Sie?" Er hat darauf mit seinem köstlichen Dialektfreimut erwidert: „Wat ick will? Vakoofen!"

*

Ferdinand Hodler, der Schweizer, war der geborene Experimenteur. Ihm war nicht wohl vor der Leinwand, wenn er nicht irgend etwas Neues, ein Problem oder etwas Besonderes, ausknobeln konnte. Einmal erzählte er, wie er es angestellt, eine recht eindrucksvolle Vorstellung von der Angst zu bekommen, die er auf einem seiner Bilder darstellen wollte. „Ich nahm vier Weiber. Sie sollten mir die Angst vor dem Gewitter auf dem See recht greifbar vorstellen. Da stieg ich denn mit ihnen aufs Dach; es war flach, und das Haus hatte fünf oder sechs Stockwerke; hart, oft in Fingerbreite, mußten sie mir an den Rand hinsitzen. Selbstverständlich neigten sie sich vor Entsetzen allesamt hauswärts, und ich hatte, was ich wollte. Es war, wie wenn eine Welle ein Boot auf der Breitseite faßt und umwirft."

Diese Anekdote, so unglaublich sie klingt, ist verbürgt. Maler kommen bei ihren Experimenten auf die schnurrigsten Einfälle. Leonardo da Vinci begleitete oft die zum Tode Verurteilten bei der Hinrichtung, um an ihren Gesichtern alle Stufen der

Qual und des Entsetzens zu beobachten, so daß er sogar den Henker durch seine Neugier in Erstaunen setzte, wenn er die letzten Zuckungen beim Tode der Unglücklichen verfolgte.

*

Max Slevogt war nicht immer Max Slevogt. Auch er war einmal jung und unbekannt.

Eines Tages begab es sich, daß ein reicher Sammler sein Atelier betrat und sich galant nach den Preisen einer Zeichnung erkundigte.

„Dreißig Mark," flüsterte Slevogt klopfenden Herzens.

„Dreißig Mark, pro Stück, lieber Freund, dann haben Sie ja ein großes Vermögen hier im Atelier."

*

Ein unbedeutender Herr hatte dem bekannten Tierbildhauer Fritz Behn einen anmaßenden Brief geschrieben. Behn antwortete: „Ich habe Ihren Brief erhalten. Darauf habe ich mich nach Ihnen bei verschiedenen Detektivbureaus und Auskunfteien erkundigt — wo mir jedoch der Bescheid wurde, daß Sie überhaupt nicht existieren. Mit vorzüglicher Hochachtung, Behn."

*

Es gibt Maler, die sich schwer von ihren Bildern trennen können. So einer ist Edvard Munch. Er äußerte sich darüber einmal gegen einen Bekannten: „Sehen Sie, es gibt Maler, die fremde Bilder sammeln, ich kenne einen, der eine ganze Galerie französischer Impressionisten hat. Er braucht sie für seine Arbeit. Ich kann das sehr gut verstehen. Ich brauche ebenso meine eigenen Bilder. Ich muß sie um mich haben, wenn ich weiterarbeiten will." Er antwortete, als ein Freund ihn fragte, warum er so wenig verkaufe: „Meine Preise sind zu hoch." Diese hohen Preise waren nichts anderes als eine Art der Abwehr, und Munch fürchtete zuweilen nichts so sehr, als daß jemand sie wirklich bezahlen würde.

*

Carl Larsson, der schwedische Maler, gehörte zu den Feuchtfröhlichen. Es war im Jahre 1897 während eines Festes, das

die Gesellschaft „Der Funke" in Gotenberg Sven Hedin zu Ehren veranstaltet hatte, als Larsson, der die Festrede hielt, sagte: „Sven Hedin ist sieben Tage ohne Wasser gewesen. Das ist doch nichts Merkwürdiges! — Ich habe sieben Jahre kein Wasser getrunken!"

*

Larsson hatte viele Bücher in seiner Bibliothek, u. a. auch die deutschen Klassiker. Er verstand Deutsch, konnte es aber nur unvollkommen sprechen. Und als ein Besucher scherzhaft meinte, da müsse er ja sehr gebildet sein, antwortete er lachend: „Ich vergesse immer gleich, was ich gelesen habe, aber wenn man alles gelesen und wieder vergessen hat — was dann übrigbleibt, ist Bildung."

Theaterleute

Schöne Zeit, als mit dem Karren
Thespis fuhr, der Possenvater!
Schwer ists, einen Staat regieren,
Zehnmal schwerer ein Theater!
Bauernfeld, Reime und Rhythmen

Molières Zögling, der geniale Schauspieler Michel Baron, war ein bedeutender Tragiker, der so in seiner Rolle aufging, daß er auch in Gesellschaft sich wie Achilles, Cäsar oder Mithridates aufführte. Seine Kollegin, die Clairon, tat es ihm gleich. Die Eitelkeit Barons war leicht verletzt. Als sein Kutscher und sein Lakai einmal von den Bedienten des Herzogs von Biron verprügelt worden waren, lief er im höchsten Zorn zu Biron und verlangte feierlich Genugtuung. Der Herzog lächelte und gab ihm spöttisch zur Antwort: „Mein armer Baron, was soll ich denn mit dir machen? Wozu hast du überhaupt ‚Leute'?"

*

Als der gefeierte Garrick, der größte englische Schauspieler, die Geschäfte des Drury-Lane-Theaters leitete, suchte er mit dem Brauch der „halben Preise", die von Zuschauern, die beim dritten Akt kamen, gezahlt wurden, zu brechen. Das wollten sich die Londoner aber nicht gefallen lassen. Sein Entschluß, den er durch ein Plakat bekanntmachte, erregte in London „ein Aufsehen wie das Erscheinen einer feindlichen Armee" (so berichtet der Chronist). Selbst die, die nicht die Gewohnheit hatten, das Theater zu besuchen, schlossen sich dem Widerstand an. Am ersten Abend, als die neue Verordnung in Kraft trat, war das Drury-Lane-Theater schon gleich bei Beginn so gefüllt, wie selten zuvor. Es herrschte die größte Stille, bis die Vorstellung begonnen hatte. Nun ent-

stand aber eine laute Unterhaltung, und als die friedlichen Theaterbesucher die unruhigen Gäste um Ruhe ersuchten, kam es zu lebhaften Wortgefechten, die alsbald in Faustkämpfe ausarteten. Die Anhänger der „halben Preise" behielten die Oberhand; sie rissen die Bänke in dem Parterre und dem Amphitheater los, zertrümmerten die Logen, und mit den losgerissenen Hölzern jagten sie die Gegner in die Flucht und trieben die Schauspieler von der Bühne. Sogar die königliche Loge zertrümmerten sie und zogen dann im Triumphzug aus dem Theater hinaus. Garrick ließ den Saal wiederherstellen. Die Anhänger der „halben Preise" drohten, wieder so zu hausen wie früher. Garrick erschien auf der Bühne, aber man ließ ihn nicht sprechen, sondern verlangte, daß er kniefällig das „Publikum" um Verzeihung bäte, widrigenfalls man nochmals alles zerschlagen würde. Garrick ließ sich zu dem demütigenden Schritt herbei, aber das war auch sein Abschied von der Bühne. Troß der Bitten des Adels und selbst des Königs hat er nicht mehr gespielt, seine Würde trug über ein würdeloses Volk den Sieg davon.

*

Lord-Mayor Wilkes, ein dunkler Ehrenmann, richtete in Gegenwart der Londoner Gesellschaft an Garrick die Frage, was er unter „Rechtschaffenheit" verstehe. Garrick antwortete mit der Gegenfrage: „Was fragen Sie mich um Dinge, die Sie doch nicht verstehen?"

*

Der englische Schauspieler Foote, der um die Zeit Georgs II. das komisch-satirische Charakterporträt aufbrachte und bekannte Persönlichkeiten karikierte, war in der großen Londoner Gesellschaft wegen seines Witzes eine gesuchte Persönlichkeit. Er war jedoch in den Genüssen der Tafel äußerst anspruchsvoll; wenn er zu Tische geladen und seine Erwartungen nicht erfüllt worden waren, dann ließ er darüber seinem Unmut nach seiner sarkastischen Weise freien Lauf.

Einst hatte er bei dem Herzog von Leicester in Dublin gespeist. Die Bewirtung hatte ihm gar nicht behagt, und er machte daher über dieses Diner folgende Bemerkungen:

„Das Diner, ich kann es nicht leugnen, war sehr glänzend, denn das Büfett mit Silbergeschirr war reich und kostbar, und wenn man sich aus einem Goldschmiedladen hätte satt essen können, so wäre alles vortrefflich gewesen. Was aber alles übrige betrifft, so war das Hammelfleisch kreideweiß, das Kalbfleisch fuchsrot, die Fische hatte man zu spät, das Wild zu früh zubereitet. Endlich war alles kalt, mit Ausnahme des Gefrornen, alles sauer, nur der Essig nicht."

*

Der gefeierte englische Schauspieler Kean kam 1828 auf der Höhe seines Ruhmes nach Paris, um im Théâtre Italien als Shylock im „Kaufmann von Venedig" zu gastieren. Vor der Aufführung hatte er seine Freunde zu einem solennen Essen eingeladen. Man trank Champagner, und zwar so viel, daß alle stark angeheitert waren. Kean war so betrunken, daß er sich niederlegte und von der Vorstellung nichts mehr wissen wollte. Es war höchste Zeit anzufangen, denn das Publikum wurde schon ungeduldig. Kean sprang auf, rannte wütend hin und her. Als er zum Fenster hinausschaute und die vierspännige Equipage der Herzogin von Berry am Theater halten sah, weigerte er sich endgültig zu spielen, indem er erklärte, er sei nicht nach Paris gekommen, um eine Herzogin zu amüsieren.

Da nahmen seine Freunde ihre Zuflucht zu einer List. Sie sagten ihm, das Publikum gehe schon fort, auch die Herzogin sei bereits weg. Da fuhr Kean auf. „Sie glaubten wohl," sagte er, „ich hätte Angst vor den Franzosen?" Man erwiderte ihm, es handle sich nicht darum, sondern um die armen Theaterarbeiter, die Samstags ihren Lohn bekämen und nun einen Ausfall hätten. Da fühlte sich Kean gerührt, und er erklärte, er wolle sie alle entschädigen. Als er aber hörte, daß noch Leute im Theater seien, war er sofort bereit zu spielen.

*

Eine der Glanzrollen Keans war Richard III. Auf irgendeine Weise hatte sich der berühmte Schauspieler die Feindschaft einer Gruppe von Leuten zugezogen, die sich an ihm zu rächen beschlossen, indem sie ihn während der Aufführung lächerlich mach-

ten. Als Kean eines Abends in der Schlußszene verzweifelt umherlief und rief: „Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!" erschallte plötzlich vom Balkon eine Stimme: „Entschuldigen Sie, Herr Kean, tut ein Esel es nicht auch?" Ohne Zögern rief Kean: „Ja, schönen Dank, mein Bester! Kommen Sie nur herunter!" Schallendes Gelächter in dem dichtbesetzten Hause, — im nächsten Augenblick aber hatte Kean mit seiner unwiderstehlichen Kunst die Zuschauer wieder in seinen Bann gerissen. Niemand dachte mehr an den Esel, der jetzt wie ein begossener Pudel dasaß.

*

Konrad Ekhof, das bekräftigen alle Zeitgenossen, hat an der lautersten Quelle geschöpft. Von ihm wird erzählt, daß er vermöge der Gewalt seiner Herzenstöne imstande war, durch das Aufsagen des Alphabets die Hörer zu Tränen zu rühren, mithin war schon damals die Schauspielkunst, was heute nachdrücklich von ihr verlangt wird, Ausdruckskunst, und Ekhof — der erste mimische Expressionist.

*

Ekhof war nicht bloß fortreißend und packend in der Tragödie, sondern erregte auch Bewunderung in komischen Rollen. Als er einst in Lüneburg, wo er seine Künstlerlaufbahn begonnen hatte, in dem Lustspiel „Wucherer und Edelmann" einen Bauer spielte, richtete ein biederer Landmann, der sich unter den Zuschauern befand, an seinen Nachbar die Frage: „Wo hebben de Lüt man den Buren herkregt?"

*

In einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands, die zugleich Residenz des Fürsten war, wurde — so erzählt der Schauspieler Johann Christian Brandes in seiner „Lebensgeschichte" — einmal (um 1775) von einer reisenden Schauspielergesellschaft zur Geburtstagsfeier der Fürstin Christian Felix Weißes komische Oper „Die Jagd" aufgeführt. Hier haben im Schlußchor die Sänger die Verse zu singen: „Es lebe der Kurfürst, mein Schätzchen und ich! Der Kurfürst für alle! Mein Schätzchen für mich!" Um nun der Fürstin ein Kompliment zu machen, hatte man die

Verse folgendermaßen abgeändert: „Es lebe die Fürstin, mein Schätzchen und ich! Die Fürstin für alle! Mein Schätzchen für mich!" Diese Änderung erregte zwar im Publikum allgemeines Gelächter, wurde aber von dem Fürsten sehr ungnädig aufgenommen.

*

Ackermann, der Stiefvater des großen Schröder, versetzte sich jedesmal so in seine Rolle, daß er den ganzen Tag von ihr eingenommen war. Er war grob mit jedermann, wenn er einen Grobian zu spielen hatte, er klagte den ganzen Tag, wenn er am Abend einen Kranken darstellen mußte. Für gewöhnlich war er freigebig gegen seine Kollegen. Als er aber die Rolle des Geizigen zu spielen hatte, fuhr er einen Schauspieler, der ihn nur um etwas Tabak für seine Pfeife bat, wie Harpagon an:

„Glauben Sie denn, daß ich meinen Tabak gestohlen habe? — Wenn Sie rauchen wollen, so verschaffen Sie sich selbst welchen!"

*

Von Friedrich Ludwig Schröder, dem berühmten Hamburger Tragödien-Dramaturgen und Bühnenleiter, behauptete Goethe, daß er kein wahrer Künstler gewesen sei, weil er so viele Kunststücke gemacht und in höchst tragischen Momenten noch übler Späße fähig gewesen sei. Von seinen Kollegen und von seiner Zeit ward Schröder jedoch bewundert. Im Sommer 1795 besuchte der Weimarer Schauspielerveteran Böttiger seinen berühmten Kollegen in Hamburg. Er sah ihn bei dieser Gelegenheit in der Rolle des Königs Lear und war begeistert von dieser Leistung. Namentlich imponierte ihm eine Kunstpause, die Schröder im letzten Akt machte, wo Lear seine Töchter Goneril und Regan verflucht. Auch das gesamte Publikum war tief erschüttert von der Macht und Naturwahrheit seines stummen Spiels bei dieser Stelle. Nach Beendigung der Vorstellung drückte Böttiger dem Meister seine Bewunderung aus und lobte ganz besonders besagte Pause als eine höchst feine, geistreiche Nuance, die — völlig der Situation entsprechend — die Erschöpfung des gänzlich gebrochenen, in seinem Innersten tödlich verletzten greisen Vaters zum Ausdruck gebracht habe. Lächelnd erwiderte ihm Schröder: „Diese

Pause beweist nur das eine: wie unendlich wichtig es für den Schauspieler ist, sich in jedem Augenblick Besonnenheit und Geistesgegenwart zu bewahren, und wie ihm das wesentlich erleichtert wird, wenn seine Leistung ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Dann wird er den Zuschauer stets geneigt finden, alle Einzelheiten dem Totaleffekt unterzuordnen. Wissen Sie, warum ich diese Pause gemacht habe? Ich will es Ihnen offen und ehrlich bekennen: In jenem Augenblick bemerkte ich plötzlich zu meinem Schreck, daß in der Kulisse eine der Talgkerzen umgefallen war, und die Flamme bereits die Leinwand ergriffen hatte. Schleunigst rief ich dem Theatermeister, der, ohne es gewahr zu werden, daneben stand, zu: ‚Esel, siehst du denn nicht die umgefallene Kerze?'"

*

Der Schauspieldirektor Weißenborn, der vor mehr als 100 Jahren mit seiner Truppe herumreiste und Opern sowie Schauspiele gab, verlangte von sämtlichen Künstlern, daß sie im Chor mitsingen sollten. Nun waren einmal außer den Solosängern alle männlichen Mitglieder mit Baßstimmen ausgestattet. Als nun der Musikdirektor Schuffenhauer dies Weißenborn mitteilte und ihm erklärte, man müßte einige Tenoristen für den Chor engagieren, da schrie der alte Prinzipal wütend: „Warum nicht gar! Das wäre ja noch schöner? Nehmen Sie sich die Leute nur alle ordentlich vor, die können schon Tenor singen, wenn sie wollen. Aber sie machen's sich gern bequem, sind zu faul und wollen deshalb immer nur Baß brummen."

*

Macready, einer der großen englischen Schauspieler, war als Shylock vorzüglich. In der großen Szene im dritten Akte des „Kaufmann von Venedig" tritt Shylock in einem Zustande tiefsten Kummers und furchtbarster Wut über die Flucht seiner Tochter auf. Es wird erzählt, daß Macready die Zeit vor seinem Auftreten in dieser Szene hinter den Kulissen damit zuzubringen pflegte, sich künstlich dadurch in Wut zu versetzen, daß er mit gedämpfter Stimme fluchte und eine gegen die Wand gelehnte Leiter heftig schüttelte. Er hatte sich in die Aufregung hinein-

gearbeitet, die ihn in den Stand setzte, die Wut des Shylock mit überzeugender Gewalt wiederzugeben.

*

Der große Talma verliebte sich plötzlich in seine Kollegin, Fräulein Mars. Er wunderte sich selbst, daß er, der größte Tragöde Europas, bisher gegen die erste Schauspielerin so gleichgültig geblieben war. Eines Tages hatte er sie nach seiner Besitzung in Brunoy zum Essen eingeladen, und er hielt diesen Augenblick für angebracht, ihr in leidenschaftlichen Worten seine Liebe zu erklären und ihr zu Füßen zu fallen.

Fräulein Mars hörte ihm ruhig zu, dann aber sagte sie in jenem familiären Tone, den sie Kollegen gegenüber anzuschlagen pflegte: „Mein armer Talma, soll ich dir die Wahrheit sagen? Du bist nicht in mich, sondern in die Kunst verliebt."

Bei dieser kühlen Antwort wurde Talma wieder nüchtern. „Du hast recht," sagte er und stand auf, indem er sich die Knie abwischte.

*

Talma saß eines Tages an einem kleinen See in der Bretagne und angelte. Da kam durch das Gebüsch ein Mann, der ihn anschnauzte:

„Mit welchem Recht angeln Sie hier?"

Talma sah ihn von oben bis unten an und erwiderte verächtlich:

„Mit dem Recht des erhabenen genialen Geistes über die niedrige feile Kreatur!"

Der Flurhüter machte unwillkürlich eine Verbeugung und entfernte sich mit den Worten:

„Entschuldigen Sie, man kann schließlich nicht alle neuen Gesetze kennen."

*

Als der Schriftsteller Conpigny hörte, daß sein Freund Talma gestorben war und ihn in seinem Testamente nicht bedacht hatte, rief er erzürnt: „Wie ist das möglich? Nichts, gar nichts geerbt von einem Menschen, bei dem ich dreißig Jahre lang wöchentlich dreimal zu Mittag aß?"

*

Als Aug. Wilh. Iffland noch Regisseur des Mannheimer Hoftheaters war, ersuchte ihn ein junger Schauspieler, mit Anführung der Gründe, um einen Vorschuß von fünfzig Gulden.

„Es tut mir leid," antwortete Iffland, „Ihnen weder durch die Theaterkasse, noch aus eigenen Mitteln helfen zu können; wir sind beide total abgebrannt. Doch Ihre Not ist dringend. Ihnen muß geholfen werden. Wissen Sie was? Gehen Sie zu Marcus Leibl, der mir schon oft in ähnlichen Fällen zu Diensten war. Grüßen Sie ihn von mir, nennen Sie ihm Ihr Anliegen; gegen das schriftliche Erbieten, ihm monatlich zehn Gulden von Ihrer Gage abzulassen, wird er Ihrer Not steuern."

Der junge Schauspieler befolgte den Rat. Eine Stunde später kam er dem Regisseur ganz erhitzt entgegen. „Stellen Sie sich vor, bester Herr Iffland," rief er entrüstet, „auf Ihre Empfehlung hat mir allerdings der Leibl geholfen, aber denken Sie — ich mußte dem niederträchtigen Wucherer sechzig Prozent verschreiben!"

„Was?" schrie Iffland in komischer Entrüstung, „nur sechzig? Und mir nimmt er immer hundert ab? Warte, Schelm, du kannst lange warten, bis ich von dir wieder etwas leihe!"

*

Wenn Iffland gut aufgelegt war, machte es ihm Spaß, seine Partner durch auffallendes Mienenspiel oder lustiges Extemporieren zum Lachen zu bringen, während er selbst unerschütterlich ernst und seiner Rolle sicher blieb. Ein Kollege wollte sich nun einmal für solchen Schabernack rächen und extemporierte seinerseits an einer Stelle, wo es komisch wirken mußte: „Da stehen wir nun wie ein paar Ochsen am Berge!" Iffland verzog keine Miene, griff nach dem nächsten Sessel, setzte sich und sprach mit Salbung: „Ich sitze."

*

Als Iffland als Schauspieler und Direktor in Berlin wirkte, mußte er seine Rollen größtenteils auf dem Wege nach und von seinem Landhause im Tiergarten memorieren. Er hatte dabei ein eigentümliches Verfahren ausfindig gemacht, das eines gewissen

Humors nicht entbehrt. Er ließ sich die Rollen von seinem alten Theaterinspektor, an dem er die Eigenschaft entdeckt hatte, grenzenlos falsch zu betonen, im Wagen vorlesen, und er versicherte, daß diese merkwürdig falschen Akzente ihm die Worte sicherer ins Gedächtnis prägten, als es auf irgendeine andere Art geschehen könne.

*

In Gotha spielte der Schauspieler-Dichter Großmann den Juden Pincus in den „Abgedankten Offizieren". Als das Stück aus war, fragte jemand einen Juden, wie es ihm gefallen habe. „Gar schein!" antwortete ihm der Hebräer, „nur das Wechselchen hätt' er nicht 'rausgeben sollen; das tut kei' Jüd!"

*

Der Schauspieler Unzelmann gastierte in Königsberg und soll dem Publiko daselbst sehr gefallen haben, mit den Kritikern aber und mit der Direktion hatte er viel zu schaffen. Man erzählt, daß ihm die Direktion verboten, zu improvisieren. Unzelmann, der jede Widerspenstigkeit haßte, fügte sich in diesen Befehl: als aber einem Pferde, das man bei der Darstellung eines Stücks auf die Bühne gebracht hatte, zur großen Bestürzung des Publikums auf offener Szene etwas Menschliches passierte, wandte er sich plötzlich, indem er die Rede unterbrach, zu dem Pferde und sprach: „Hat dir die Direktion nicht verboten, zu improvisieren?" — Worüber selbst die Direktion gelacht haben soll.

*

John Kemble hatte einen Schauspieler, namens Collins, durch seinen Jähzorn beleidigt. Collins schwur, sich zu rächen. Als Kemble einst den Hamlet gab, machte Collins den Güldenstern. Hamlet sagt zu Güldenstern: „Wollt Ihr auf dieser Flöte blasen?" und reicht ihm das Instrument hin. „Ich kann nicht, mein Prinz." — „Ich bitte Euch!" fährt Hamlet-Kemble fort. — „Nun gut," antwortete Collins-Güldenstern, „wenn Eure Hoheit darauf besteht, so will ich tun, was ich kann!" Und Collins bläst aus allen Kräften das: God save the King, während Kemble verzweifelnd hinter die Kulissen stürzt.

*

Die intime Freundschaft zwischen dem großen Humoristen E. T. A. Hoffmann und seinem genialen Trinkgenossen Ludwig Devrient zeigte sich äußerlich niemals, ja, sie zankten häufig miteinander, aber jeder von ihnen verehrte den anderen als eine Größe seiner Art. Sie verstanden sich mit einem kurzen, hervorgestoßenen „Hm!", einem Augenblinzeln, und Hoffmann war einer der wenigen, auf deren Urteil Devrient wirkliches Gewicht legte. Nach Beendigung der Vorstellung im Schauspielhause begab sich Devrient regelmäßig zu Lutter und Wegener, wo er Hoffmann bereits vorfand, in seinem langschößigen braunen Frack, gelber Nankinghose und geblümter Weste, auf dem umgekehrten Stuhl sitzend, die Arme auf die Lehne gelegt, gewöhnlich an den Nägeln kauend. Hoffmann kniff ihn dann schweigend ins Bein. Das war seine Kritik, je stärker er kniff, desto besser hatte Devrient gespielt, desto glücklicher fühlten sich beide und — desto größer wurde die Anzahl der Flaschen auf ihrem Tisch. Eines Abends hatte Devrient in „Heinrich IV." den Falstaff gespielt und ungeheuren Beifall geerntet. Im Vollgefühl seines Triumphes begab er sich in die Weinstube und trat zu Hoffmann heran, ein gründliches Kneifen erwartend; aber dieser rückte und rührte sich nicht. Aufs höchste verwundert schritt Devrient im Zimmer auf und ab, hin und wieder den Freund streifend, der aber kaute ruhig an seinen Nägeln. In dem Mimen stieg die Wut auf, schneller und schneller stürmte er durch das Gemach, bis er, die Geduld verlierend, mit einem knurrenden „Hm?" den Dichter in die Seite stieß. Da blickte dieser auf und sagte ganz gelassen: „Du hast gespielt wie ein Schwein!" Außer sich vor Zorn faßte Devrient den andern an der Brust: „Satan, ich zerreiße dich!" Sich losmachend, erwiderte Hoffmann: „Setze dich und höre mir zu! Du hast den ersten Teil gespielt wie ein Gott, weil du aber den zweiten Teil ebenso gespielt, hast du gespielt wie ich — gesagt habe!" Devrient saß bei diesen Worten da wie ein Vogel, der den tödlich magischen Blick der Schlange empfindet; kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. „Bedenkst du denn nicht," fuhr Hoffmann fort, „daß Falstaff im ersten Teil meist der Gefoppte und Gehänselte und du also ein ganz anderer Kerl sein mußt? Das hast du nicht hervorgehoben, und deshalb

hast du gespielt wie ein —" „Teufel," unterbricht ihn Devrient, ihn bei den Haaren packend, „Teufel, du hast recht!" Bald wurde auf Verlangen Devrients „Heinrich IV." noch einmal gegeben, und nun machte Falstaff seine Sache so gut, daß er tagelang sein Bein reiben mußte.

*

Karoline Bauer berichtet über eine Szene, in der Devrient zu sterben hatte: „Devrient sinkt, uns mit sich niederziehend, hin — der Vorhang fällt. Tiefe Stille im Publikum — wie noch unter dem Eindruck des Geschehenen. Dann ertönt's: ‚Devrient! Devrient!' — Wir wollen Devrient aufhelfen, — er rührt sich nicht! Man kommt uns zu Hilfe, ich sage: ‚Sie werden gerufen!' Da schlägt er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf und sagt leise, mit wehmütigem, müdem Lächeln: ‚Ich dachte, ich wäre wirklich gestorben!'"

*

Ludwig Devrient speiste einst bei einem reichen, aber sehr geizigen Gutsbesitzer auf dem Lande. Der Wirt setzte seinen Gästen nur schlechten roten Wein vor und bat sie, ihm zu verzeihen, daß er sie nicht mit besserem bewirte, weil er das Unglück gehabt, den Kellerschlüssel zu verlieren. Nach dem Mittagmahle führte der Gutsbesitzer seine Gäste in den Garten, um ihnen dessen Schönheiten zu zeigen. Hier zeigte er ihnen auch eine Volière, in welcher sich viele ausländische Vögel befanden, unter anderem ein Pelikan. „Dieser Pelikan," sagte der Gastgeber, „hat ganz sonderbare Eigenschaften: sollten Sie es wohl glauben, meine Herren, daß er ganze Stücke Eisen verschlucken und verdauen kann?"

„Gott verdamm' mich!" rief Devrient, „ich glaube, er hat Ihren Kellerschlüssel verschlungen, Herr Baron, und ich möchte daher unmaßgeblich raten, je eher, je lieber, einen anderen machen zu lassen."

*

Rachel, die große französische Tragödin, spielte einmal allein für sich auf der Bühne eine Szene aus „Angelo". Der ihr bekannte Schriftsteller Arsène Houssaye kam zufällig in den

Saal. Von dem Spiel der Tragödin gebannt, nahm er in einer Loge Platz und blieb dort sitzen. Am selben Tage noch traf er die Rachel bei beiderseitigen Bekannten wieder. „Sie haben mir einen hohen Genuß geschenkt,“ sagte er dankbar zu ihr. „Sie haben gespielt, als ob Äschylos und Corneille im Saale anwesend wären, und doch war niemand da.“ „Pardon, mein Lieber, Sie waren doch da,“ antwortete die Künstlerin höflich. „Und wenn ich nun nicht dagewesen wäre?“ „Dann wäre immer noch ich dagewesen!“

*

Eines Tages fragte die Malibran ihren Kollegen Templeton, dem sie Vorwürfe über seine Kälte gegen sie in den Liebesszenen der „Nachtwandlerin“ machte, ob er nicht verheiratet sei, und sagte ihm, er müsse sich vorstellen, daß sie seine Frau wäre. Der dumme Tenorist, der sie völlig mißverstanden hatte, fing an, eine überflüssige Zärtlichkeit gegen sie in der Probe zu entwickeln. Sie erinnerte ihn jedoch scherzend daran, daß er sich nur während der Aufführung vorstellen müsse, daß sie Frau Templeton, während der Probe aber, daß sie Frau Malibran sei.

*

Graf Karl Friedrich von Hahn, der Vater der einst vielgelesenen Romanschriftstellerin Ida Hahn-Hahn, der „Theatergraf“ genannt, spielte 40 Jahre hindurch den Direktor wandernder Schauspielertruppen und büßte bei dieser Marotte fast sein ganzes Vermögen ein. Er mimte oft auch selbst mit. In dem Spektakelstück „Napoleons Glück und Ende“ hatte er als französischer Marschall den Kaiser über den Verlauf einer Schlacht zu unterrichten. Die Kanonenschüsse, die zu seiner Meldung gehörten, gingen aber nicht los, und so wandte er sich rückwärts, mit Stentorstimme Bum-Bum-Bum rufend. Dann kam er wieder vor und meldete buchgemäß: „Majestät, der Feind rückt an!“ — Oft fehlte es dem Possenvater an Geld, er mußte die Gagen schuldig bleiben, so daß ein Witzbold sagen konnte: „Die Gesellschaft besteht aus lauter gehaltlosen Menschen.“

*

Der Komiker Ellmenreich ward weidlich von den Juden, seinen Gläubigern, geplagt. Um sie sich nun eine Zeitlang vom Halse zu schaffen, elektrisierte er seine Türklinke, so daß die Kinder Israel entsetzt zurückfuhren.

*

Der durch seine Grobheit bekannte ehemalige Leipziger Theaterdirektor Ringelhardt sagte einmal zu seinem Tenoristen: „Herr, es ist allerdings eine ausgemachte Sache, daß die Tenoristen das Vorrecht haben, furchtbar dumm zu sein, aber — weiß Gott — Sie mißbrauchen Ihre Rechte."

*

Ständiger Gast in dem vom Grafen Palffy geleiteten Theater an der Wien war ein Onkel des damaligen Kaisers von Österreich. „Im Burgtheater ist es mir zu langweilig, da komm ich zu Ihnen," pflegte er zu sagen. Nun war an dem Theater ein Schauspieler Herzfeld angestellt, der dem Kaiseronkel gar sehr zuwider war. Eines Tages wurde Wien durch die Zeitungsnotiz überrascht: „Der Künstler Herzfeld vom Theater an der Wien ist auf Befehl Seiner Kaiserlichen Hoheit ans Burgtheater engagiert worden." Palffy, im höchsten Grade erstaunt, fragte bei nächster Gelegenheit: „Wie kommt es, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf zu fragen, daß Kaiserliche Hoheit gerade diesen Künstler der Ehre haben teilhaftig werden lassen, ans Burgtheater berufen zu werden?"

„Mein lieber Palffy, das ist sehr einfach. Ins Burgtheater geh ich prinzipiell nicht, und hier war mir der Mensch entsetzlich zuwider. So hab' ich ihn wegengagiert. Ihm hat's keinen Schaden gebracht, und ich brauch ihn nimmer anzuschaun, so is uns beiden g'holfen."

*

Josef Schreyvogel, der geistige Schöpfer des Wiener Hofburgtheaters, wurde nach langer Wirksamkeit 1832 urplötzlich und grundlos von dem ihm mißgünstig gesinnten Oberstkämmerer Grafen Czernin wie ein kleiner Handlungskommis entlassen — aus Kavalierslaune, wie Laube sagte. Auf der Stelle sollte er seine sämtlichen Amtsgeschäfte seinem bisherigen Untergebenen,

dem neuernannten Hofsekretär X., übergeben. Da dieser Schreyvogel wegen der Amtsübergabe bedrängte, bat er sich Frist bis zum nächsten Morgen aus. Da sie ihm abgeschlagen wurde, legte Schreyvogel mit zitternder Hand die Schlüssel stumm in die hingehaltene Linke seines Nachfolgers und ging wie ein abgewiesener Supplikant aus dem Bureau hinaus, in dem er als allmächtiger Herrscher in seinem Reich Hunderte von Leuten empfangen hatte. Als ihm draußen der Regen ins Gesicht schlug, gewahrte er, daß er ohne Hut und ohne Mantel gegangen war. Als er die Tür zu seinem Arbeitszimmer, gewohnterweise ohne anzuklopfen, wieder öffnete, saß sein Nachfolger bereits auf seinem Amtssessel. Und nachdem er ihm bedeutet hatte, daß künftig er, der frühere Dramaturg Hofsekretär a. D. Schreyvogel, beim Eintritt in dieses Zimmer anzuklopfen habe, entspann sich zwischen den beiden das nachfolgende, wörtlich überlieferte Gespräch:

X.: „Was wünschen Sie, Herr Schreyvogel?"

Schreyvogel: „Meinen Schirm und Überzieher."

X.: „Die sollen Ihnen nachgeschickt werden, wenn sie sich finden sollten."

Schreyvogel: „Drüben in der Ecke sind sie."

X.: „Das kann ich glauben oder nicht."

Schreyvogel: „Fragen Sie den Diener. Ich werde mich auf den Tod erkälten."

X.: „Daran liegt uns nichts."

Ohne Hut und ohne Überzieher wankte Joseph Schreyvogel durch den strömenden Regen heim. Nach zwei Tagen war er krank. Nach zwei Monaten war er tot. — Den Grabstein Schreyvogels zierte Grillparzer mit der Inschrift: „Thomas West — Karl August West — Josef Schreyvogel — Drei Namen bezeichnen nur einen Mann, aber einen völligen. Stand jemand Lessing nahe, so war er es."

*

Das Wiener Burgtheater pflegte bis zum letzten regierenden Habsburger die Tradition absoluter Salonfähigkeit. Die Gesetzestafeln des berüchtigten Wiener Zensors Hägelin von Anno 1795 hatten wohl mit der Zeit ihre Sprache gewechselt, nicht aber ihre

Gesinnung verloren. Der Theaterfreund kann sich aus dem Folgenden einen Begriff machen:

„Es kann kein Sujet angeführt werden, dessen Hauptinhalt die christliche Toleranz wäre." „Die Diskussionen über die Rechte des römischen Hofes und der weltlichen Fürsten oder die ultramontanischen Grundsätze würden ebenfalls anstößig sein." — „Es können auch keine Begebenheiten aus der Geschichte des Erzhauses aufgeführt werden, deren Ausschlag diesen Regenten nachteilig war: z. B. die Empörung der Eidgenossenschaft, die sich dem österreichischen Zepter entzogen hat; item der Schweizer Held Wilhelm Tell." — „Hinrichtungen von Monarchen können in monarchischen Staaten nicht aufs Theater gebracht werden." (Maria Stuart!) — „Die Gesetzgebung eines Staates oder dessen bestehende Gesetze können überhaupt in keinem Stoffe mit Tadel aufgeführt werden." — „Die Zensur hat auch darauf zu sehen, daß nie zwei verliebte Personen miteinander allein vom Theater abtreten." — „Nicht geduldet werden Gleichnisreden hierarchischer Herkunft, als alt wie Methusalem, weise wie Salomon; dafür kann es heißen: alt wie Nestor, weise wie Solon. So werden alle Wörter vermieden, die ein geistliches Amt oder Charakter bedeuten: Papst, Bischof, Priester, Prediger." — „Die wilde Ehe hat nie statt."

*

Die Adamberger, die einst beliebte Wiener Schauspielerin, mußte bei ihrem Rücktritt von der Bühne auf Verlangen des Publikums die Gurli (in Kotzebues „Indianer in England") als Abschiedsrolle spielen und ward am Schluß mit nicht endenwollendem Beifall überschüttet. Sie erschien unzählige Male und dankte schließlich mit den sinnigen Worten: „Gurli gewesen," über die das Publikum in Tränen ausbrach.

Eine junge Schauspielerin merkte sich das, und als sie einige Zeit nachher als Jungfrau von Orleans sich vom Publikum verabschiedete, machte sie ihren Knicks und sagte: „Jungfrau gewesen!"

*

Eine junge talentvolle, doch überaus bescheidene Schauspielnovize fragte Deinhardstein, was das Wort Hermaphrodit

zu bedeuten habe. Der sonst so pfiffige Mann war um eine Antwort der jungen Dame gegenüber verlegen und ging um die Erklärung herum. Schließlich sagte er leichthin, es bedeute etwas Unvollkommenes. Die junge Dame hatte bald darauf ihren ersten Erfolg: Man überschüttete sie mit Beifall und Schmeicheleien und sagte ihr eine große Zukunft voraus. „Sie sind allzu gütig," erwiderte naiv der kleine Stern, „ich weiß recht gut, daß ich nur ein Hermaphrodit bin."

*

In einer Gesellschaft sprach man davon, daß die Schauspieler auf der Bühne sich zu oft durch ein O! oder Ach! aushelfen.

„Das ist ein dramatischer Stock," sagte Graf Palffy, „auf den sich die Schauspieler ein wenig stützen müssen."

„Ein dramatischer Prügel ist es," versetzte die Gräfin Metternich, „den die Zuschauer zu häufig fühlen müssen."

*

Im Jahre 1847 tanzte Fanny Elßler, die einstige Geliebte des Publizisten Friedrich Gentz, im Theater Argentina zu Rom und die ganze jeunesse dorée lag ihr zu Füßen; ihre eifrigsten Verehrer vereinigten sich, um der gefeierten Tänzerin einen goldenen Kranz im Preise von zwölftausend Lire zu überreichen. Zuvor aber beschloß man, die Einwilligung des Heiligen Vaters dazu einzuholen, denn man fürchtete bei der gedrückten Lage der Zeit, er würde vielleicht diesen Akt der Verschwendung streng tadeln, wenn er nicht wenigstens pro forma um Erlaubnis gefragt würde. „Gebt der Tänzerin euren Kranz," sagte Pius IX., „wenn ihr euch dazu gedrängt fühlt; ich sehe darin nichts, was die Würde der Kirche oder die Sicherheit des Staates gefährden könnte. Aber gestattet mir die Einwendung, daß ich die Wahl eures Andenkens für eine berühmte Ballerina nicht glücklich finde. Ich bin zwar nur ein schlichter Priester, der sich in solchen Angelegenheiten gar nicht für kompetent hält; allein ich hätte geglaubt, daß ein Kranz für den Kopf und nicht für die Beine gehöre."

*

Die vormärzlichen Dichter Wiens lagen mit der Kritik in ständigem Kampf. Als der Journalist Wiest im „Sammler" Nestroys „Zu ebener Erde" eine mißlungene Kopie von Raimunds „Verschwender" genannt hatte, fiel die ganze Zunft ein und zupfte Nestroy an den Federn. Nestroy ging gegen Wiest an und wagte von der Bühne herab gegen seinen Kritiker das Impromptu: „I begreif' gar nit, wie ma so vüll Vergnügen an dem Whistspiel haben kann — Wiest, so a Spüll, das seinen Namen von dem dümmsten Menschen in Wien hat, und der obendrein zur Schande der Menschheit Kritiken schreibt." Nestroy zog das Publikum, das sich sein Vergnügen von der Kritik ohnehin nicht groß anfechten ließ, ganz auf seine Seite, mochten die Neidharde auch noch so toben.

*

Die Wiener Bäckermeister des Vormärz hatten beschlossen, die Semmeln kleiner zu machen. Da erschien Nestroy in einem Frack auf der Bühne, dessen Knöpfe durch Miniatursemmeln ersetzt waren. Darob große Aufregung in der Bäckergenossenschaft, die den Komiker gerichtlich belangte. Nestroy wurde tatsächlich zu 48 Stunden Arrest wegen Beleidigung eines ehrsamen Standes verurteilt. Als er nach Abbüßung seiner Strafe zum ersten Male wieder auftrat, ließ er sich von einem Gegenspieler fragen, wie es ihm im Karzer ergangen, und ob er dort nicht Hunger gelitten hätte. „Oh, nein," antwortete Nestroy, „die Tochter des Gefängniswärters, die in mich verliebt ist, schob mir immer Semmeln durch das Schlüsselloch zu." Die Genossenschaft betrachtete sich als hinlänglich blamiert und unterließ es daher, durch weitere Verfolgung des Komikers den Fall noch zu vergrößern.

*

Nestroy, der derb realistische, jede Sentimentalität karikierende Satiriker, hatte die Schwäche einer lächerlichen Todesfurcht. Die leiseste Anspielung auf seinen dereinstigen Tod konnte ihn in Wut bringen, — das mußte einmal ein Theaterdiener erfahren. Nestroy fand eines Abends die Schminke zu frisch und feucht und schickte den Garderobediener zu dem Lieferanten, um trockenere

Schminke zu holen. Der Diener kam unverrichteter Sache zurück und meldete: „Eine schöne Empfehlung von dem Herrn F., — die Schminke is alle frisch gemacht und trocknet erst in einem Jahr aus, und Herr von Nestroy können sie dann benutzen, wenn Sie aufs Jahr noch leben und noch Theater spielen.“ Nestroy starrte den Sprecher fassungslos an; dann stammelte er: „Ruft mir den Obergarderobier!“ Und als dieser erscheint, fährt der Künstler ihn an: „Wie seh' ich aus? Meier, wie seh' ich aus?“ — „Gut, wie immer, sehr gut!“ antwortete der erstaunte Garderobier. — „Also nicht wie ein Mann, der aufs Jahr nimmer Komödie spielt oder gar schon tot ist?“ — „Gott bewahre! Wer hat denn so was gesagt?“ — „Der dort, der!“ ruft Nestroy in höchstem Zorn und jagt den erschrockenen Diener aus der Garderobe. Während der nächsten Tage blieb er verstimmt und fand erst ganz allmählich seine gute Laune wieder.

*

„Hast du schon Bertolottos abgerichtete Flöhe gesehen, diese Wundertiere?“ so fragte eines Tages Nestroy seinen Kollegen Stahl. — „Nein,“ antwortete dieser, „mir ist der Eintrittspreis zu hoch, ich warte, bis er ihn herabsetzt.“ — „Oh, das kann und darf er nicht,“ meinte Nestroy trocken, „denn dann ginge jeder Knicker hin, und aus wär's mit den kostbaren Flöhen.“

*

In einer fröhlichen Gesellschaft sang Nestroy einige heitere Lieder aus dem Stegreif. Man fragte nach dem Verfasser. Nestroy legte die Hand aufs Herz, um sich als solchen kund zu machen, und rief aus: „Schenkt auch dem Verfasser ein!“ — „Das Herz trinkt nicht!“ erwiderte jemand. — „Mein's trinkt,“ sagte Nestroy, „denn ich hab' es auf der Zunge.“

*

Sophie Schröder, die große Tragödin, verließ 1840 die Bühne und lebte noch über ein viertel Jahrhundert. Ihre Zurückgezogenheit soll sie nicht bedrückt haben. Als ihr Schwiegersohn einst bemerkte, daß ihr die Winterabende doch häufig lang vorkommen müßten, erhielt er die Antwort: „Nein, in jedem Winter lese ich die Werke Shakespeares vom Anfang bis zum Ende durch

und jedesmal mit erhöhtem Verständnis und größerer Bewunderung. Wissen Sie, welche Rolle ich gern spielen möchte? — Richard den Dritten. Um dieser Rolle willen habe ich oft bedauert, nicht ein Mann zu sein."

*

Sophie Schröder fuhr einst ins Theater. Ehe sie in den Wagen steigen konnte, stürzte ein junger Mann auf sie zu und umarmte sie. Sie stutzte. „Mutter, erkennst du mich denn nicht? Ich bin ja dein Sohn!" Sie besah sich ihn näher und sagte dann: „Ach ja, du bist einer davon!"

*

1813 befand sich die Schröder in Hamburg, wo sie in einem Gelegenheitsstück „Die Russen in Deutschland" auftrat. In diesem Stück hatte die Schröder eine russische Kokarde vor der Brust getragen. Aber da besetzte der französische General Davoust die Stadt, und der verlangte, daß nun die Künstlerin mit der französischen Kokarde auftreten solle, ein Verlangen, dem die Schröder lange zögerte, nachzukommen.

Als sie endlich aber nicht mehr ausweichen konnte, da folgte sie dem Befehle des Generals, der bestimmte, daß sie eine französische Kokarde zu tragen habe, aber über deren Größe nichts hatte verlauten lassen. Wie groß war aber das Erstaunen des Publikums, als sein Liebling mit einer — tellergroßen blauweißroten Kokarde auftrat!

Weniger entzückt war der General, der die Sache von der ernsthaften Seite zu nehmen drohte und die Schauspielerin in Anklagezustand versetzte. Zum Glück gelang es ihr, mit ihrer Familie zu flüchten und allen Schikanen zu entgehen.

*

Wilhelmine Schröder-Devrient hatte weder eine außergewöhnlich starke noch umfangreiche Stimme. Der Hauptwert ihres Gesanges lag in der feinen, seelenvollen Wiedergabe ihrer Rollen. Ihre Rivalinnen traten ihr oft mit Hochmut entgegen. Als sie die Iphigenia studierte, früher eine Glanzrolle der Milder-Hauptmann, machte sie dieser berühmten Frau einen Besuch und bat sie, der Vorstellung beizuwohnen und ihr über Auf-

fassung und Darstellung der Rolle rückhaltlos ihr Urteil zu sagen. Frau Milder, eine sehr große, stattliche Dame, richtete sich noch höher auf als gewöhnlich, sah die junge Künstlerin von oben herab an, und zwar mit einer Miene, die deutlich sagte: was erlaubt sich das kleine Ding? Nach inhaltschwerer Pause erwiderte sie mit würdevollem Kopfschütteln: „Nein, mein liebes Kind, das kann ich nicht! Ich habe die Milder-Hauptmann in dieser Rolle gekannt und mag nach ihr keine andere darin sehen."

*

Wilhelmine Schröder-Devrient war sehr temperamentvoll, und sie konnte bei all ihrer Liebenswürdigkeit sehr grob werden, wenn sie glaubte, daß ihr oder andern Unrecht geschehe.

Auch Richard Wagner ist sie einmal sehr heftig entgegengetreten. Als sie es ihm auf der Probe des „Rienzi", in dem sie den Adriano sang, nicht recht machte, warf sie ihm das Notenheft vor die Füße mit den Worten: „Singe Er seinen Quark selber!"

*

Helmerding und Neumann waren in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am alten Wallner-Theater die beiden Lieblingskomiker der Berliner. Sie verkehrten auch in demselben Weißbierkeller an demselben Stammtisch. Eines Morgens kommt Helmerding mit der Trauerbotschaft, Neumann sei tot.

„Was! Neumann??"

„Neumann."

„Tot?"

„Mausetot!"

Man bespricht die künstlerischen Verdienste des so früh Geschiedenen, seine vortrefflichen Charaktereigenschaften, redet sich beklommen in eine sehr trübe Lebensauffassung hinein. Plötzlich erscheint der Verblichene oben am Eingang und beginnt die Treppe hinabzusteigen.

Alles blickt auf ihn, dann vorwurfsvoll nach Helmerding. Der aber, in schneller Fassung, flüstert:

„Stille, Kinder: er weeß noch von jarnischt!"

*

Der einst sehr beliebte Berliner Komiker **Beckmann**, der den Eckensteher Nante geschaffen hat, gab verärgert seine Stellung am Königstädtischen Theater zu Berlin auf. Seinem nicht sonderlich gebildeten Direktor **Cerf** hinterließ er folgenden Abschiedsbrief: „Sie sind Ritter des Roten Adlerordens dritter Klasse, Besitzer eines Theaters zweiter Klasse und ein Rindvieh erster Klasse.“

*

Beckmann hatte einst eine Kur in Karlsbad gebraucht. Kurz vor der Abreise besuchte ihn der Brunnenarzt und fragte: „Nun, wie befinden Sie sich, Herr von Beckmann, wie sind Sie mit der Kur zufrieden?“

„Ich danke Ihnen, Herr von Doktor,“ erwiderte Beckmann mit seinem feinen Stimmchen, „mir fehlt gar nichts, wahrhaftig gar nichts!“ Und als sich der Arzt im höchsten Grade darüber entzückt zeigte, fuhr Beckmann fort: „Sehen Sie, Herr Doktor, als ich hierher kam, hatte ich Ohrenbrausen — das habe ich noch; hatte ich Augenschmerz — den hab' ich noch; hatte ich Magenschmerz — den hab' ich auch noch; mir fehlt also wirklich gar nichts.“

*

Beckmann war wegen seiner treffenden und oft auch bissigen Antworten bekannt. Als ein verkanntes Genie eines Tages ausrief: „Ich werde kein Künstler mehr, wenn ich wieder auf die Welt komme!“ bemerkte Beckmann mit ernsthafter Miene: „Ich glaube, Sie sind schon wieder auf die Welt gekommen!“

*

Döring, der geniale Mime, durch die Einfachheit und Wahrheit seiner Darstellungsweise gleich groß in tragischen wie in komischen Rollen, war auch ein origineller Kauz. Die Tafelrunde der Weinstube bei Lutter & Wegener, die schon durch den kraftgenialen Ludwig Devrient berühmt geworden war, und wo Döring täglich seinen Schoppen trank (die „Milch der Greise“, wie er die edle Bachusgabe nannte), wußte von so manchem gelungenen Einfall zu erzählen. In der Anwendung klassischer Zitate war Döring besonders stark. Eines Tages begleitete ihn sein Kollege Gern, der vortreffliche Komiker, der, zur Unterscheidung von seinem

22*

Sohne, der „alte Gern“ genannt wurde, zu dem vormittägigen „Symposion“. Gern, der wohl nicht viel vertragen konnte, hatte einige Zeit dem „Rotspon“ zugesprochen, als er sich plötzlich blassen Angesichts erhob und das Zimmer verließ. Döring folgte nach einer Weile, um nach dem Befinden des Alten zu sehen, kehrte aber bald zurück und berichtete trocken, indem er sich auf seinen Platz niederließ: „Von Zeit zu Zeit seh' ich den alten Gern, doch hüt' ich mich mit ihm zu brechen[1])!“

*

Mit dem Wortlaut seiner Rollen war Döring nie so ganz vertraut, daß er die Hilfe des „Einbläsers“ hätte entbehren können. Er kam daher oft in Konflikt mit dem einspringenden „Kastengeist“, wenn dieser ihm nicht zur rechten Zeit und in geeigneter Weise über die Gedächtnislücken hinweghalf. So geschah es auch eines Abends, daß die Souffleuse ihn, wie man im Bühnenjargon sagt, „hängen ließ“. Döring eilte nach Schluß der Szene ab, stürzte hinter der Kulisse auf die Knie und rief mit tragischer Emphase: „Ich danke dir, Gott, daß du dieses Weib unfruchtbar gemacht hast, sie würde Mörder zur Welt bringen!“

*

Döring war mit lebenslänglichem Kontrakt an das Hoftheater in Hannover gefesselt und mußte erkennen, daß ihm in Berlin ein viel reicherer Wirkungskreis geboten sei. Nun versuchte er seinen hannoverschen Kontrakt zu lösen, — doch umsonst.

Endlich bat er um eine Audienz beim König. „Warum wollen Sie fort von Hannover?“ fragte Ernst August. Döring suchte mit den verblümtesten Reden die Motive zu schildern, welche einem Künstler die Stellung in Berlin wünschenswert machen. — „Ich möchte auch lieber König in England als in Hannover sein,“ antwortete der Monarch, „und muß doch hier bleiben. Sie bleiben auch hier!“

Döring kam aber trotzdem, als Nachfolger Seydelmanns, an

---

[1]) Mephisto sagt im „Faust“ (Prolog im Himmel): Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern und hüte mich, mit ihm zu brechen.

das Hoftheater zu Berlin, dem er als höchste Zierde bis zu seinem Tode angehörte.

*

Der geniale Schauspieler Ludwig Dessoir (Narziß!) hieß eigentlich Leopold Dessauer. Der berühmte Mime wurde einst auf einer Bahnfahrt von einem alten Bekannten als „Herr Dessauer" begrüßt. Der Mime setzte sich in Positur: „Dessoir, wenn ich bitten darf!" Ungnädig wandte er sich ab. Auf der nächsten Station sah jener den Künstler auf dem Bahnsteig suchend hin und her rennen. „Herr Dessoir," rief er, „das Pissauer ist auf der andern Seite!"

*

Kurz vor seinem Tode kam Bogumil Dawison noch einmal nach Leipzig und besuchte wiederholt das damals von Friedrich Haase geleitete Theater. Der große Künstler war schon ein gebrochner, schwer leidender Mann, wiegte sich aber noch immer in der Hoffnung, noch einmal auftreten zu können und neue Triumphe zu feiern. Eines Abends sagte er zu Haase, der ihn in seiner Loge begrüßte: „Wenn ich wieder spiele, dann gebe ich bei dir den Othello." Haase erwiderte mit der ihm eigenen Artigkeit: „Dann erlaubst du wohl, daß ich den Jago spiele?" „Nein," entgegnete Dawison, mühsam die Worte hervorstoßend, „den spiele ich auch!"

*

Paul Lindau wohnte auf Einladung Dingelstedts einer Probe seines Lustspiels „Ein Erfolg" bei. Dingelstedt, stets aufgelegt, die jungen Autoren zu frozzeln, versuchte auch an Lindau sein Mütchen zu kühlen und erging sich in fortgesetzten Sticheleien, die ihren Höhepunkt erreichten, als Dingelstedt, die Probe unterbrechend, an Sonnenthal die Frage richtete: „Sag' einmal, Adolf, wer hat denn der Molièrebüste den Platz da angewiesen?" — „Das habe ich angeordnet, Herr Baron," antwortete Sonnenthal verlegen. Nun sagte Dingelstedt: „Wir müssen den Dichter doch fragen, ob ihn die Nachbarschaft nicht geniert."

Lindau fühlte, daß man ihn wider Willen hier eine komische Rolle spielen lassen wollte, und antwortete ironisch: „Wenn mich

die Nachbarschaft mit großen Geistern genierte, würde ich mich doch nicht zu Ihnen gesetzt haben, Herr Baron."

*

Bei dem Begräbnis eines bekannten Wiener Theaterkritikers waren auffallend wenig Schauspieler anwesend. „Woran mag das wohl liegen?" fragte im Leichenzuge ein berühmter Schriftsteller seinen Nachbar, den damaligen Direktor des Hofburgtheaters. — „Ah," sagte Baron Dingelstedt, „er hat sie sein Lebtag ‚mitgenommen', nun fürchten sie wahrscheinlich, daß er sie auch jetzt mitnimmt."

*

Heinrich Laube, der verdienstvolle Direktor des Hofburgtheaters, ging immer ganz einfach gekleidet und kümmerte sich herzlich wenig um sein Äußeres. Einst machte er einem jungen Schauspieler, Karl Sonntag, Vorwürfe, daß er in seiner letzten Liebhaberrolle zu „ruppig" angezogen gewesen. Sonntag, der leicht gereizt war, meinte ärgerlich: „Das mag wohl sein, aber wenn ich meine Garderobe ändere, werd' ich mir die Ihrige auch nicht zum Muster nehmen!" — „Sollen Sie auch nicht," erwiderte Laube gelassen, „ich spiele ja keine Liebhaber; für einen Direktor ist meine Garderobe gut genug."

*

Albert Niemann gastierte in Braunschweig als Lohengrin. Bei der Probe geriet er aus nichtigen Ursachen mit dem Hofkapellmeister Hermann Riedel in Meinungsverschiedenheiten. Niemann, wütend, warf Riedel die bekannten Worte aus „Götz von Berlichingen" an den Kopf.

In seinen edelsten Gefühlen verletzt, begab sich der Hofkapellmeister zum Intendanten: „Denken Sie, mir zu sagen, ich solle ihn — was mache ich da?"

Der Intendant zuckte die Achseln und äußerte sarkastisch: „Ich würde es nicht machen!"

*

Friedrich Haase erzählt in seinen Memoiren von einer Liebhabervorstellung im herzoglichen Schlosse zu Gotha. Gegeben

wurde Scribes „Das Glas Wasser“ und Herzog Ernst II. spielte selbst den Bolingbrok, während die übrigen Rollen an Herren und Damen des Hofes verteilt waren. Haase, damals Direktor der herzoglichen Hofbühne, sollte die Regie führen und insbesondere dem Spiel des Herzogs die größte Aufmerksamkeit widmen. Es ging von Probe zu Probe besser, nur das Halten des Hutes und des langen Stockes machte dem Herzog Schwierigkeiten: anstatt den Hut leicht mit dem Unterarm an den Körper zu drücken, klemmte er ihn in der Achselhöhlung fest, und Haase mußte ihn immer wieder bitten, doch mehr der graziösen Mode der Zeit Bolingbroks zu entsprechen. Schließlich wurde das dem Herzog zu dumm, und er rief ärgerlich: „Schwerebrett noch eins! ich kann's doch nicht anders!“ — Ein Wort gibt das andere, — Haase vergißt, mit wem er's zu tun hat, und in der Einbildung befangen, einen widerspenstigen Berufsgenossen vor sich zu haben, erklärt er energisch: „Aber ich bitte, so benimmt sich doch kein vornehmer Mensch!“

Daß dieser Zwischenfall keine unliebsamen Folgen hatte, beweist das Zustandekommen und der Erfolg der Aufführung. Bei dem nachher gegebenen Souper im Schlosse fragte Herzog Ernst plötzlich über Tisch: „Haase, wenn ich Schauspieler wäre, was glauben Sie, was für eine Gage würde ich wohl bekommen? Aber ehrlich, das bitte ich mir aus!“

Haase machte einige Ausreden und meinte schließlich, dem Drängen des Herzogs nachgebend:

„Hoheit — ich denke —“

„Na also, was denken Sie?“

„Ich denke — achthundert Taler — bei mittleren Bühnen.“

Unter allgemeinem Gelächter sagte Herzog Ernst befriedigt: „Na also, da kann ich ja nicht kaputt gehen!“

*

Ein aufsteigender Berliner Schauspieler kam nach Leipzig, um sich Friedrich Haase, der damals Direktor des Stadttheaters war, zu empfehlen. Leider hatte der junge Mime wenig Glück, er hatte schon mehrfach vorgesprochen, ohne Haase zu treffen. Er fragte im Theater eine Persönlichkeit, wann wohl der Herr Direk-

tor am besten anzutreffen sei. — „Den treffen Sie überhaupt nicht, entweder gastiert er, oder wenn er in Leipzig ist, dann läßt er sich photographieren," erhielt er zur Antwort.

*

Possart bekam einmal unvermittelt, bei einem Streit, von seinem Kollegen eine Ohrfeige. Possart, der stets Haltung bewahrte, fragte den Angreifer würdevoll: „Mein Herr, ist das Ernst oder Spaß?"

„Ernst natürlich!" schrie der schlagfertige Kollege.

Höchst betreten erwiderte Possart: „Dann ist es gut, solche Späße kann ich nämlich nicht vertragen."

*

Bei den Meiningern wurde streng darauf gesehen, daß schon von der ersten Probe an alle Requsiten zur Stelle waren; eine sehr nützliche Forderung, die sich immer, auch bei ersten Bühnen noch nicht hat durchsetzen lassen können. In der dritten Szene des ersten Aktes der „Ahnfrau" hat der Kastellan mit einem Licht aufzutreten. Mit diesem bewaffnet, stand Emil Pückert, ein sehr gewissenhafter Schauspieler und etwas ängstlich von Natur, bei der ersten Probe hinter der Tür rechts und wartete auf sein Stichwort. Und er harrte und harrte geduldig, bis er endlich auftreten durfte. Da tönte von unten des Herzogs Stimme: „Herr Pückert! Sie müssen mit einem angezündeten Licht auftreten!"

Ein wenig gekränkt, hielt Pückert seinen Leuchter vor. Wie erschrak er, als er wahrnehmen mußte, daß die Kerze völlig herabgebrannt war. Der Herzog ließ nämlich häufig an einzelnen Szenen stundenlang proben. Pückert hatte zwei Stunden gewartet, solange war an den beiden ersten Szenen von 11 Seiten probiert worden.

*

Herzog Georgs Sprechweise soll recht undeutlich gewesen sein, es kam daher häufig bei den Proben der Meininger zu den drolligsten Mißverständnissen. Während einer Tell-Probe rief einmal der Herzog dem Darsteller des Rudenz etwas zu. Der Schauspieler stand zunächst fassungslos da, dann eilte er höchst auf-

geregt in die Kulisse. Chronegk, der Regisseur, ihm nach: „Was ist denn los? Sind Sie verrückt geworden?" — „Nein, Herr Hofrat, ich lasse mir ja viel gefallen, aber das geht denn doch zu weit, das kann ich mir nicht sagen lassen." — „Aber was denn?" — „Er hat mir zugerufen — vor allen —: ‚Sie haben wie eine Sau gespielt!'" Der Herzog hatte aber gerufen: „Sie haben einen Sauspieß!" Rudenz hatte den vorgeschriebenen Jagdspieß, die Saufeder, vergessen.

*

Gelegentlich des Gastspiels einer jungen Dame als Berta von Bruneck hatte Herzog Georg mit Rudenz in der Felsenschlucht es angeordnet, daß Berta sich auf einem Steinblock niederließ, während Rudenz, auf seinen Jagdspieß gestützt, vor ihr stehen blieb. Das gab ein besseres Bild, als wenn beide Figuren nebeneinander gestanden hätten, was besonders in einer so kurzen Dekoration recht unglücklich ausgesehen haben würde. Der zunftgemäße Regisseur hatte bei der betreffenden Stelle gesagt: „Jetzt, liebes Fräulein, setzen Sie sich!" Der Herzog rief im Geiste der Rolle: „Sie sind müde!" „Aber nein, ganz und gar nicht, Hoheit," versicherte die Dame eifrigst, denn sie glaubte, der Herzog sähe ihrem Spiel Ermüdung an. Darauf dieser: „Sie kommen von der Jagd!" Die Dame: „Verzeihen Hoheit, nein! Von Koburg!"

*

Die Dauer der Proben im Meininger Hoftheater, die fast immer vom Herzog Georg selbst geleitet wurden, war nie vorher zu berechnen, um 5 oder 6 Uhr beginnend, endeten sie selten vor Mitternacht. Einmal rief der Herzog aus dem Zuschauerraum hinauf auf die Bühne: „Ich wünsche den Herrschaften ein glückliches neues Jahr!" Es war nämlich Silvesterabend. Dann ging die Probe ruhig weiter.

*

Der berühmte Wiener Hofschauspieler Sonnenthal wurde einmal von einem Fremden auf der Straße folgendermaßen angesprochen: „Entschuldigen! Sind gewiß der Bruder des Schauspielers Sonnenthal?" — „Nicht sein Bruder," antwortete der

Künstler, „ich bin es selbst." — „Oh, darum also," rief der Fremde erfreut aus, „sehen Sie sich so ähnlich!"

*

Mitterwurzer, der große Schauspieler, stand schon mit 17 Jaren auf der Bühne und spielte alles. Unter wechselnder Direktion zigeunerte er durch die Welt. In einer kleinen Stadt im Riesengebirge verliebte er sich in die jugendliche Liebhaberin. Das mag ihm späterhin und andererorten auch widerfahren sein, nie mehr aber, was ihm damals geschah. Die Macht seiner Leidenschaft verschlug ihm nämlich das Wort — er blieb als „Alonso" in der „Preciosa" stecken und wurde dafür — wegen Gefährdung der Moral! — gekündigt. Keine Kleinigkeit — die Stätte, da die Herzgeliebte weilt, und eine Stelle mit 17 Talern Monatsgehalt fahren lassen zu sollen! Bitten, Vorstellungen, Beschwörungen fruchteten nichts; schon wollte er sich mit eleganter Schwenkung verabschieden, als die Gnade siegte. „Mitterwurzer, wenn Sie für 12 Taler bleiben wollen — gut!" ... So erfuhr der angehende Mime zeitig, welchen Marktwert die Moral an kleinen Bühnen hat. Er soll übrigens einmal als Tell, weil er keinen Vorschuß bekommen konnte, den Apfel gefressen haben.

*

Adalbert Matkowsky wurde oft von einem merkwürdigen Reisefieber gepackt. Er telegraphierte dann einige Provinzbühnen an, um eine Gastreise machen zu können. Oft war es ihm gleich, wo er hin kam. Einmal spielte er in Minden in einer Verfassung, wie sie ihm sonst nur in frühen Morgenstunden eigen war. Die Mindener waren entrüstet und machten ihrem Ärger hörbar Luft. Schließlich fiel der Vorhang, und bald trat Matkowsky vor zu folgender Ansprache an die biederen Bürger: „Sie wissen wohl nicht, daß, wenn ein Matkowsky in Minden spielt, er wahnsinnig oder besoffen sein muß; ich habe das letztere vorgezogen."

*

Die „Hütte", Berlin W, Taubenstraße, spielte um 1900 für die Theaterleute etwa die Rolle, wie das romantisch umsponnene Weinhaus Lutter & Wegener für die Devrient-Zeit. Auch Mat-

kowsky war dort ständiger und stets lange festsitzender Gast. Eines Abends erschien er im Frack. Seine Freunde fragten, ob er von einem Fest käme, oder noch etwas vorhabe. Er verneinte beides. Warum denn aber im Frack?

„Ich gehe doch morgen auf Urlaub. Ich muß mich doch morgen um 12 bei Exzellenz Hülsen verabschieden."

Warum er dazu schon jetzt im Frack komme, dazu sei doch noch am andern Vormittag Zeit, fragten die andern. Matkowsky war sichtlich erstaunt über diese Frage. Ganz naiv, als wenn das selbstverständlich wäre, erwiderte er leichthin: „Ich kann doch nicht des Fracks wegen noch einmal nach Hause gehen!"

*

Kainz hatte nach dem Theater oft nächtelange Dispute über Kunst und Dichtung. An einem solchen Gespräch über Hamlet, das in Petersburg geführt wurde, nahm auch Emanuel Reicher teil. Als Mitternacht längst vorüber war, hatte Reicher genug, stand auf und ging schlafen, die andern aber merkten es in der Furie des Gespräches kaum und redeten noch immer von Hamlet, als Reicher wiederkam, die Hände zusammenschlagend. „Was ist?" rief Kainz, ärgerlich über die Störung. „Zeit zur Probe!" war Reichers Antwort — und zog die Vorhänge von den Fenstern weg. Die liebe Sonne schien hell in den Zigarettendunst hinein. „Schade," sagte Kainz und fuhr zur Probe.

*

Kainz' Freundschaft mit Ludwig II. bekam auf einer Schweizerreise einen unheilbaren Knick. Beide waren sehr früh zu Fuß aufgebrochen und kamen gegen zwei Uhr am Rütli an. Da sagte der König: „Nun, Herr Kainz, rezitieren Sie die Rütliszene." Kainz erwiderte: „Ich bin der Aufgabe augenblicklich physisch nicht gewachsen. Gestatten Sie, daß ich erst Mittag esse." Der König bemerkte darauf: „So ein Mensch, an dieser historischen Stätte denkt er an Essen." Der König hat ihm diese Weigerung nie verziehen.

*

Kainz erzählte von den Sozietären des „Deutschen Theaters" unter Adolf L'Arronges Direktion: „‚Kabale und Liebe' ist

angesetzt, und die Sozietäre glauben, daß die Welt zugrunde geht, wenn sie nicht alle mitmachen. Also Barnay — der Präsident, Förster — Musikus Miller, Friedmann — Wurm, Haase — Kalb, Niemann-Raabe — Lady Milford. Ich (Kainz) spiele den Ferdinand. Erste Probe, natürlich ohne Souffleur, und auch L'Arronge in der Proszeniumsloge hat sein Buch weggelegt. Es kommt die Szene Ferdinand—Kalb, und plötzlich entsteht eine peinliche Pause. Ich höre in etwas lehrsamem Ton die Worte: ‚Nun, Herr Kainz!', und sage: ‚Herr Haase hat zwei Druckzeilen ausgelassen, ich habe doch nicht das Recht, ihm seine Rede abzuschneiden.' Das Buch wird aufgeschlagen. Richtig, Haase hat zwei Druckzeilen ausgelassen. Haase, im Tone des älteren Klingberg: ‚Ich werde bis morgen die beiden Zeilen nachlernen.' Ich: ‚Das ist doch nicht nötig, Schiller selbst wird den Verlust nicht bemerken.' Haase: ‚Ich habe es gesagt, ich werde bis morgen die beiden Zeilen lernen.' Der Morgen kam, Haase läßt die beiden Zeilen aus. Ich falle nach einer Zweisekundenpause ein. Der Zwischenfall wird nicht bemerkt. Nach der Probe sage ich zu Haase: ‚Also die beiden Zeilen sollten wegbleiben.' Haase: ‚Aber, wo denken Sie hin, ich lerne die beiden Zeilen, ich habe es nur heute vergessen.' Diese und ähnliche Reden wiederholten sich noch auf zwei Proben, dann gab ich es auf. Die beiden Zeilen blieben weg."

*

Die eherne Säule der Hofburg, Bernhard Baumeister, war dem „Büffeln" von Rollen abhold und mußte daher oft dem Souffleur Zugeständnisse machen. Er „schwamm", wie man das im Theaterjargon nennt, wenn er seine Rolle mit Eigenem auffüllte und plätscherte im eigenen Wasser, wenn er nicht gelernt hatte. Zu seinem 25jährigen Bühnenjubiläum überreichten ihm daher seine lieben Kollegen — eine Schwimmhose!

*

Sarah Bernhardt war überaus mager. Ein Kritiker des „Figaro" deutete dies einmal in impertinenter Weise wie folgt an: „Gestern stand ich vor dem Theater. Es war noch zu früh,

um hineinzugehen. Da plötzlich hält eine leere Equipage! Wer steigt aus? Sarah Bernhardt!"

*

Eleonore Duse, die große italienische Tragödin, kam auf einer Gastspielreise nach Leipzig. Bei den Proben stellte sie sich den deutschen Kollegen vor, unter anderen auch der Schauspielerin Heese. Die Duse war des Deutschen nicht mächtig, sie machte sich bekannt mit den Worten: „Ick Duse heeße." Die Heese erwiderte in ihrer unverfälschten Muttersprache: „Ick du Se Heese heeßen."

*

Die Duse machte in Berlin dem Maler Adolf v. Menzel in seinem Atelier einen Besuch und war von seinem Schaffen so überwältigt, daß sie sich niederbeugte und ihre schönen Lippen auf die runenbedeckte Hand des Greises drückte. Das geschah so in der Ekstase des Augenblicks, daß sich Menzel dieser Huldigung, selbst wenn er's gewollt, nicht hätte erwehren können. Er dachte viel darüber nach und meinte nachher zu den Seinen: „Nicht wahr — eigentlich hätte ich ihr wohl die Hand küssen müssen?"

*

Anna Schramm besaß einen köstlichen Mutterwitz, der sie nie verließ. Einmal wollte der Leser einer Zeitung wissen, wo und wann sie geboren sei und welchem Glauben sie angehöre. Man fragte die Künstlerin, und sie antwortete: „Geboren in Reichenberg in Böhmen, — wann? Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit! — Ich wurde im lutherischen Glauben erzogen und freue mich, daß nicht nur das Publikum an mich glaubt, sondern auch wissen will, woran ich glaube."

Auf die Rundfrage: „Wann wird eine Frau alt?" antwortete sie: „Wenn der Spiegel es ihr sagt und ihr Herz es fühlt! Mit Anstand alt werden, ist eine Kunst. Manche lernt's nie."

Als sie Hofschauspielerin wurde, sagte eine ihr befreundete Persönlichkeit zu ihr: „Ich werde Ihrem ersten Auftreten beiwohnen und den Daumen ordentlich drücken!" „Das ist recht," meinte sie, „aber nicht so, daß Sie nicht applaudieren können."

*

Helene Odilon erschien in einem tiefen Dekolleté auf der Opernredoute. Der witzige Julius Bauer gab ihr den Rat: „Helene, geh nach Haus, zieh dich an und leg dich ins Bett."

*

Eine „akustische" Anekdote knüpft sich an die einst so gefeierte Tragödin Adele Sandrock. Sie besaß ein tiefsonores, männlich wirkendes Organ. Als sie eines Tages auf der Straße an einem blinden Bettler vorüberging, reichte sie ihm ein Almosen mit den Worten: „Da, nehmen Sie das, guter Mann!" „Danke, Herr General!" rief der Blinde der unerkannt-verkannten Wohltäterin nach.

*

Hansi Niese kam als Anfängerin an das Sommertheater in Gmunden. Ihre Salonnaiven aber fanden keinen rechten Beifall, und der Direktor Cavar, der sie entdeckte, wurde an ihr irre. Sie sank in die Sphäre der Stubenmädel hinab. Eines Abends zwickte der Leutnant, dem die Hauptrolle zu eigen war, sie in die Backe und faßte sie um die Hüfte. Die Niese sah ihn erst eine Weile mit einem vernichtenden Blick an, und sprach dann in sanften Lauten: „Sie, wenn Sie das noch einmal machen, dann..." und nun im tiefsten Bierbaß mit Stentorstimme... „dann hau' ich Ihnen eine herunter, daß..." Weiter kam sie nicht. Ein dröhnendes Gelächter, ein stürmischer Applaus unterbrach auf Minuten die Vorstellung, und den ganzen Abend über blieb kein Auge mehr trocken. Im Herbst war sie als weiblicher Komiker am Volkstheater in Wien und nach ein paar weiteren Monaten eine Berühmtheit.

*

Girardi war nicht frei von Witzneid. Hatte der Autor dem Partner eine gute Pointe in die Rolle geschrieben, erklärte er auf der Probe: „Den Witz rede ich!" Und da es keinen Einspruch gegen den Allgewaltigen gab, mußte der Betroffene knirschend sich fügen. Aber da gibt's Gegengift. Einmal passierte es, daß er seinem Kollegen, dem bekannten Sänger Josephi, eine wirksame Pointe wegnahm. Sie sollte im dritten Akte wie eine Bombe einschlagen. Josephi tat nichts dagegen. Am Premieren-

abend aber arrangierten die lieben Kollegen den Dialog so, daß Josephi den Scherz schon im ersten Akte anbringen konnte. Girardi hatte sich den ganzen Abend auf die Lachsalve im dritten gefreut. Bis in seine Garderobe schallte plötzlich das Gelächter des Publikums, das ihm so peinlich war, wenn es einem andern galt. Als er im dritten die sorgfältig vorbereitete Pointe brachte, war nur mäßiges Lächeln sein Lohn, denn man hatte sie ja schon im ersten von Josephi gehört. Die Auseinandersetzung soll nicht sehr — sachlich gewesen sein.

*

An Girardi trat einmal ein Jüngling heran, um seines Abgottes Bekanntschaft zu machen:

„Gestatten Sie, Meister, mein Name ist Mandelstamm."

Girardi besah ihn von oben bis unten, schüttelte sich und sagte: „Jesses — da kann i halt a nix machen..."

*

Girardi war einmal bei der Schauspielerin Katharina Schratt zum Kaffee geladen, als plötzlich ihr Verehrer, der Kaiser Franz Joseph, erschien. Die Anwesenheit des hohen Herrn machte den Künstler sichtlich verlegen, er verhielt sich sehr still, so daß der Kaiser, der gerne eines von Girardis glänzenden Impromptus gehört hätte, ihn schließlich fragte, warum er denn so schweigsam sei. „Schweigsam, Majestät?" antwortete Girardi, „trinken Sie a'mal Kaffee mit an' Kaiser!"

*

Baron Berger, der Nachfolger Schlenthers am Wiener Burgtheater, soll bald nach seinem Amtsantritt ausgerufen haben: „Man hat mir einen Besen in die Hand gegeben, aber ich kann nichts damit anfangen, denn es ist alles angenagelt."

Es wurde ihm schwer gemacht, den Vertrag mit Kainz zustandezubringen, da der Bürokratismus nicht weniger als 20 Paragraphen festgelegt wissen wollte. Berger meinte, man sollte eine Professur für Kainzverträge errichten.

*

Der Salonheld des Wiener Burgtheaters, ein flotter Lebemann, war ständig in Geldverlegenheit. Da die Kasse ihm keinen

Vorschuß mehr geben wollte, wandte er sich an den damaligen Direktor Paul Schlenther. „Ja, lieber Freund, ich kann Ihnen auch kein Akonto mehr bewilligen," sagte dieser. „Verehrter Herr Direktor," drängte der Mime, „wenn Sie mir diesen kleinen Betrag nicht anweisen wollen, so borgen Sie ihn mir gütigst!"

„I wo," brauste Schlenther auf, „wir sind hier im Burgtheater und nicht im Borgtheater!"

*

Reinhardt legt auf die Ausschmückung der Bühne großen Wert. Die Inszenierung irgendeines Stückes wurde einmal von einem Regisseur besorgt. Zur Generalprobe besah Reinhardt die Bühne, die ihm zu lückenhaft schien. Er traf schnell noch verschiedene durchgreifende Anordnungen und sagte schließlich zum Inspizienten: „Und nun holen Sie mir schnell die beiden Eisbärfelle." „Aber wir haben ja nur ein Eisbärfell, Herr Direktor." „Widersprechen Sie nicht, wir haben zwei Eisbärfelle, ein schwarzes und ein weißes."

*

Der witzige Alfred Abel wurde von Conrad Veidt gefragt: „Glaubst du, daß auch ich packen kann?" — „Selbstverständlich — wenn du verreisen willst!"

*

Direktor Barnowsky ist auch ein guter Spaßmacher. Als er einmal nach einer neuengagierten Naiven gefragt wurde, sagte er mit wehleidiger Stimme: „Das Alter ist das einzige, was ich an ihr hochschätze!"

*

In Berlin W, Tiergartenstraße, erschien in einer Abendgesellschaft plötzlich zur größten Überraschung des Gastgebers Pallenberg. Man war erstaunt, erfreut und bat ihn, Platz zu nehmen, da gerade eine Sängerin auftreten sollte. Pallenberg aber erklärte, daß er sofort auftreten müsse. Er habe nur zehn Minuten Zeit und müsse sonst eine Konventionalstrafe zahlen.

Der verdutzte Gastgeber wußte nicht, was er von diesen Worten zu halten habe, aber da Pallenberg ernst und dringend sprach, außerdem ein improvisiertes Auftreten Pallenbergs ohne alle

Unkosten eine angenehme Bereicherung der Unterhaltung war, so ersuchte er die Sängerin, erst Pallenberg auftreten zu lassen.

Nach den Vorträgen bat Pallenberg den Gastgeber, ihm die 500 Mark Honorar zu zahlen, da er gern noch bleiben würde, aber dienstlich verhindert sei.

„Welche 500 Mark?" fragte der erstaunte Gastgeber. „Nun, mein Honorar."

Der Gastgeber lächelte und erklärte, daß er ihm zwar nichts schuldig sei, da er ihn nicht engagiert habe, sondern Pallenberg sich zu seinem Vortrage geradezu gedrängt habe, aber in Anbetracht des ausgezeichneten Künstlers gern die verlangten 500 Mark zahlen wolle. Nun war Pallenberg wieder überrascht, bis sich herausstellte, daß er sich in der Hausnummer geirrt hatte.

*

Pallenberg stürzte auf einen Schriftsteller zu und rief ihn an: „Herr, schreiben Sie mir ein Stück!"

„Gern, aber momentan habe ich absolut keine neue Idee!"

„Da kann ich Ihnen aushelfen," sagt Pallenberg, „ich habe eine glänzende und originelle Idee!"

„Lassen Sie hören!"

„Schreiben Sie ein Lustspiel mit Humor, das wäre mal was anderes!"

*

Paul Wegener ist, wie mancher Bühnenkünstler, ein wenig abergläubisch. Er zieht immer den rechten Stiefel zuerst an, da er sonst steckenzubleiben oder sonst ein Malheur fürchtet. Einmal zog er den linken Stiefel zuerst an und reiste nach Pforzheim. Judith: Wegener als Holofernes. Bei der Verständigungsprobe spielt ein junger Schauspieler den Kämmerer im Zelt des Holofernes. In der vorletzten Szene sagt Holofernes zu dem Kämmerer: „Bereite mir das Lager!" Der Kämmerer kommt nach kurzer Zeit stumm wieder, andeutend, es sei geschehen. Der junge Mime zog, von der Größe seiner Rolle überzeugt, ein finsteres Wüterichsgesicht. Wegener: „Sie müssen ein vergnügtes Gesicht machen, unterwürfig, so wie ein Oberkellner, wenn er sagt: Es ist ser-

viert." Der junge Mime merkte sich das. Abends gesteigerter Beifall von Akt zu Akt. Da, im fünften Akt: Holofernes zum Kämmerer: „Bereite mir das Lager!" Der Kämmerer verschwindet. Judith: „Lerne das Weib achten, es steht vor dir, um dich zu ermorden, und es sagt dir das." Holofernes: „... um mich vor dir zu schützen, brauche ich dir nur ein Kind zu machen." Da stürzt der Kämmerer herein und spricht mit klarer Stimme: „Es ist serviert!" — Wegener warf dem Jüngling beide Stiefel an den Kopf.

Gelehrte, Forscher, Ärzte und juristische Genies

Der ist weis' und wohlgelehrt,
Der alle Ding zum besten kehrt.
Georg Rollenhagen,
Froschmäuseler

Kepler hatte eine stark humoristische Ader und erzählte nicht selten seine astronomischen Entdeckungen in seinen Werken in volkstümlicher Weise. Aber auch in seinen anderen Schriften drängen sich häufig äußerst lebendige Episoden auf, wie z. B. in seiner Schrift „Über den neuen Stern". Der Stern war am Fuße des Schlangenträgers 1604 mit lebhaftem Glanze erschienen und hatte die Frage von neuem angeregt, ob denn wirklich der Oberhimmel nach Aristoteles unverändert genannt werden könne, wenn in ihm sogar neue Sterne erschienen? War dieser Stern neu durch Verdichtung aus dem Lichtdunste des Weltalls entstanden, und waren vielleicht alle Sterne des Weltalls solche gelegentliche Geburten des Schicksals? Gegen solche Annahme sträubte sich aber die religiöse Natur Keplers, und die Idee Ciceros kam ihm in den Sinn, daß ebensogut wie die Ilias des Homer aus den 24 Buchstaben des Alphabets, die Harmonie des Weltalls aus den umherwirbelnden Atomen zusammengewürfelt sein könne.

Einmal wurde er inmitten solchen Nachdenkens zu Tisch gerufen. Seine junge Frau trug einen Salat auf. „Meinst du," fragte er, „daß, wenn seit der Schöpfung her Zinnschüsseln, Salatteller, Salzkörner, Öl und Essig samt hartgesottenen Eiern in buntem Gemenge durch den Raum flögen, sie der Zufall heute zu einem Salat zusammenzuführen vermocht hätte?" — „Zu einem so guten und geschickt gemengten gewiß nicht!" antwortete

23*

seine Frau, und Kepler sah darin eine Bestätigung seiner Gedanken.

*

Als Kepler dem neuerfundenen, aber anfangs sehr unvollkommenen Fernrohr die Einrichtung des noch jetzt gebräuchlichen, astronomischen Fernrohrs gegeben, redete er das neue Forschungswerkzeug mit folgenden Worten an: „O vielkundiges Perspizill, kostbarer als jegliches Zepter, steht nicht der, welcher dich in rechten Händen hält, da wie ein König, ein Herr der Werke Gottes?"

*

Camerarius, der berühmte Humanist, Melanchthons Freund, erzählt: „Als ich einst mit einigen Senatoren vor dem Rathause zu Brügge saß, kam ein Bettler auf uns zu und erbat sich unter kläglichsten Gebärden eine Gabe und fügte hinzu, er habe eine besondere Krankheit, schäme sich aber, sie zu entdecken. Wir bedauerten alle den armen Mann, und jeder gab ihm eine Kleinigkeit. Einer von uns jedoch sandte ihm seinen Diener nach, die geheime Krankheit zu erforschen. Der Diener versuchte, das seinige zu tun, konnte aber an dem armen Manne keine Krankheit feststellen und fand ihn in vollkommen gesundem Zustande. Er drang schließlich in den Bettler, die Krankheit zu gestehen. ‚Ach,' sagte dieser, ‚meine Krankheit kann man gar nicht sehen; es ist ein Übel, das sich über meinen ganzen Körper verbreitet hat. Es ist bis in die Adern und ins Mark gedrungen, so daß ich kein Glied am ganzen Körper habe, das imstande wäre, irgend etwas zu verrichten. Man nennt dieses Übel — Faulheit...'

Als der Diener das hörte, rief er: ‚Warte ein wenig! Da kommt der Doktor, der dich heilen kann.' Dies war der Polizeidiener, welcher den Kranken ins Arbeitshaus führte, wo er bald völlig gesund wurde."

*

Kaiser Karl V., der die Straßburger Abgeordneten hart anließ, weil sie die Liebfrauenbrüder zur Stadt hinausgejagt hatten, lachte und verzieh, als der Stadtmeister Doktor Sturm das Wort nahm: „Solange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, dul-

deten wir sie, als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen."

*

Unter Ludwig XIV. wurden Kleider von Sammet nur von den vornehmsten Personen getragen.

Der Advokat Dulos, ein sehr eitler Geck, ließ sich von seinem Schneider indessen ein Kleid vom teuersten Sammet machen. Als es ihm der Schneider brachte, hatte er sich eines anderen besonnen, weil er mit Recht besorgte, man möchte über diese Eitelkeit spotten; er suchte also einen Vorwand, sich von der Annahme und Bezahlung des Kleides loszumachen, und behauptete, der Schneider habe es verschnitten. Der Schneider bestritt dies und verlangte Bezahlung. Der Advokat wollte sich zu nichts verstehen und der Schneider war genötigt, deshalb klagbar zu werden.

Als Kläger und Beklagter vor Gericht erschienen, sagte der Advokat: „Ich weigere mich, das Kleid zu behalten, weil es mir nicht paßt."

„Darin haben Sie vollkommen recht," sagte der Richter, „passend ist es nicht für Sie, aber da Sie es einmal bestellt haben, so müssen Sie es dem Schneider bezahlen; es war nicht seine Sache, dies zu überlegen, sondern lediglich Ihre."

*

Der berüchtigte Leipziger Kriminalist Benedikt Carpzov hat nicht weniger als 22000 Todesurteile, meist in Hexenprozessen, gefällt. Nur wenige Tage seines Lebens mögen ohne ein von ihm erlassenes Todesurteil vergangen sein. Wo der Mann die erforderliche Zeit hergenommen hat, alle die gewiß umfangreichen Untersuchungsakten zu lesen, zu durchdenken, und die Konzepte zu den Urteilen niederzuschreiben, das ist bis heute ein Rätsel geblieben.

*

Erasmus von Rotterdam, die große Leuchte deutscher Gelehrsamkeit, ließ sich auf seiner Reise nach Frankreich auch bei Franz I. vorstellen, der für Philosophie und Wissenschaft lebhaftes Interesse zeigte. Erasmus bediente sich bei seiner Ankunft

eines Rätsels, das er dem Könige sandte: „Seiner Majestät wünscht ein Fremder vorgestellt zu werden, der aus einem Lande kommt, das niedriger ist als das Wasser, und wo die Bewohner ihre Mutter verbrennen.“

Der König hieß den berühmten Gelehrten willkommen und fragte gleich nach des Rätsels Lösung.

„Meine Angaben beruhen auf völliger Wahrheit,“ sagte Erasmus, „Holland würde schon längst von der höheren See verschlungen sein, hätte man dort nicht starke Dämme geschaffen. Die Holländer brennen nur Torf, der wird aus der Erde gestochen, und sie ist doch unser aller Mutter.“

*

Im Jahre 1691 verbreitete sich in Paris das Gerücht, daß man eine vollständige Handschrift von Petrons Satiren nach Dijon gebracht habe. Dieses leere Gerücht wurde von vielen nacherzählt.

Der sehr gründliche Philolog Heinrich Meibom in Helmstedt, von Kaiser Rudolf II. als poeta laureatus gekrönt, las in einem Buche über Italien folgendes: „Zu Bologna wird der Petronius ganz aufbewahrt; ich habe ihn mit eigenen Augen und nicht ohne Bewunderung gesehen.“

Meibom schloß hieraus, daß die ganze Handschrift von Petrons Satiren in Bologna sein müßte, und dies bestimmte den eifrigen Philologen, sofort dorthin zu reisen.

Gleich nach seiner Ankunft ging er zu dem dortigen Arzt Capponi, der ihm durch seinen Ruf bekannt war. Er zeigte ihm in der Reisebeschreibung die eben angeführte Stelle und fragte ihn, ob das wirklich wahr sei.

„Allerdings,“ versetzte Capponi, „und ich will Sie gleich hinführen.“

Capponi führte Meibom in eine Kirche.

„Mein Gott!“ sagte Meibom, „wie ist man auf den Einfall gekommen, ein so schlüpfriges Werk an einem so heiligen Ort aufzubewahren?“

„Ich verstehe Sie nicht!“ versetzte Capponi, „ein schlüpfriges Werk? Dies ist doch die Kirche des heiligen Petronius; er war im fünften Jahrhundert Bischof zu Bologna, und hier sind seine

Gebeine aufbewahrt, wie auch in dem Buche steht, das Sie mir gezeigt haben."

Meibom war über diesen Irrtum, der ihm so viel Geld gekostet hatte, sehr erschrocken. Er dankte Capponi für seine Mühe und kehrte verdrießlich nach Helmstedt zurück.

*

Balzac, der Historiker, hatte bei dem allmächtigen Richelieu keinen guten Stand, denn dieser vergaß es nicht, daß Balzac ihm weder den „Fürsten" noch seine „Briefe" gewidmet hatte. Auch Balzacs unglaubliche Eitelkeit gab ihm eine Angriffsfläche. Als Balzac erkrankt war, sagte der Kardinal: „So geht's, er spricht immer nur von sich und nimmt dabei jedesmal aus Respekt den Hut ab. Dabei muß er sich natürlich erkälten."

*

„Sie ähneln mir," sagte Balzac zu Champfleury, „und das freut mich für Sie."

*

Plowden war ein ausgezeichneter Jurist zur Zeit der Königin Maria von England. Als er gefragt wurde, welche gesetzliche Hilfe es dagegen gäbe, daß Schweine auf fremden Grund und Boden hinüberliefen, antwortete er, dagegen gäbe es sehr gute Hilfe. Als der andere aber sagte, es wären des Juristen eigene Schweine gewesen, sprach Plowden: „Ja, dann ist der Fall ein anderer." Daher die sprichwörtliche Phrase, „wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe".

*

Der Sprachforscher Regnier machte einst, in der Versammlung der Akademie der Wissenschaften zu Paris, für eine gemeinschaftliche Ausgabe eine Kollekte, zu der jedes Mitglied einen Louisdor beitragen sollte. Regnier bemerkte nicht, daß der Präsident Rose, der außerordentlich geizig war, seinen Louisdor in den Hut warf und forderte ihn zum zweitenmal auf. Der Präsident protestierte, weil er seinen Beitrag schon gegeben hätte. „Ich glaube es," sagte Regnier, „allein ich hab' es nicht gesehen." —

„Und ich," sprach Fontenelle, „ich habe es gesehen, aber ich glaube es nicht."

*

Fontenelle hatte eines Tages eine Reihe Akademiker bei sich, die bald, wie gewöhnlich, in wissenschaftlichen Streit gerieten. — Während sie durch den Garten gingen, kam Fontenelle plötzlich auf eine Gruppe von Gelehrten zu und sagte: „Meine Herren, hier können Sie etwas ganz Besonderes sehen, eine Glaskugel, die in der Sonne steht, und die trotzdem unten heiß und oben kalt ist."

„Unmöglich!" rief der berühmte Physiker Mairan, der auch zu den Gästen Fontenelles gehörte. Alles eilte nun zu der gläsernen Kugel, die in der Sonne schimmerte, um die Vögel von den Beeten abzuhalten. Es war so, wie Fontenelle gesagt hatte. Nun ging das Disputieren erst recht an, jeder hatte eine andere Erklärung für die merkwürdige Wärmeverteilung. Man stand vor einem Rätsel.

Erst bei der Mittagstafel lüftete Fontenelle das Geheimnis. Er hatte die Kugel einfach umgedreht!

*

„Ein so großer Anatom wie Sie, kann gewiß alle Krankheiten heilen," sagte eine Dame zu dem berühmten französischen Arzt Petit.

„Sie irren sich, meine Gnädige," erwiderte Petit, „es geht uns Ärzten wie den Kutschern in Paris, sie kennen alle Straßen, aber sie wissen nicht, was in den Häusern vorgeht."

*

Der Astronom Cassini stellte im Observatorium zu Paris die Beobachtung einer Sonnenfinsternis an. Aus Neugier hatte sich eine vornehme Gesellschaft eingefunden, doch als sie ankam, war schon alles vorüber. „Das tut nichts," sagte der Führer, „lassen Sie uns trotzdem hineingehen. Ich kenne den Herrn von Cassini; er wird schon so gefällig sein, von neuem anzufangen."

*

Newton war, wie so viele große Männer, ein äußerst schlechter Schüler. Es sah aus, als ob er die unterste Klasse nie verlassen würde. Eines Tages jedoch geschah das Wunder. Ein Mitschüler

gab ihm auf dem Weg zur Schule einen Tritt vor den Bauch. Obgleich Newton weitaus der Kleinere war, besann er sich nicht, und verwalkte den Lümmel. Aber nun kam der Ehrgeiz über ihn. Es fiel ihm ein, daß es mit einem physischen Siege nicht sein Bewenden haben dürfe und daß er — hier offenbart sich der spätere Newton — seinen Gegner auch in der Schule überwinden müsse. Er machte sich an die Arbeit, lernte das Lernen lieben und fiel nie wieder in seine frühere Faulheit zurück. Ohne den Tritt in den Magen hätte Newtons Mutter ihren Plan durchgesetzt, ihren Sohn Bauer werden zu lassen. Er wäre nie nach Cambridge gekommen und nie ein Genie geworden.

*

Newton stand den Äußerlichkeiten des Lebens hilflos wie ein Kind gegenüber; seine Zerstreutheit kannte keine Grenzen. Eines Tages wurde seine Haushälterin in dem Augenblick abberufen, als sie ihrem Herrn ein Ei kochen sollte. Sie stellte den Gelehrten also selbst an den Herd, gab ihm in die Rechte das rohe Ei, in die Linke eine Taschenuhr und schärfte ihm ein, sobald das Wasser koche, das Ei in den Topf zu legen und vier Minuten darin zu lassen. Dann könne er es herausnehmen. Als sie nach einer halben Stunde in die Küche zurückkehrte, fand sie den Gelehrten tief in Gedanken versunken am Herd stehen und die aufsteigenden Dämpfe des kochenden Wassers beobachten. Das Ei hielt er nach wie vor in der Rechten, aber die Uhr lag im brodelnden Wasser.

*

Newton sprach kurze Zeit vor seinem Tode die denkwürdigen Worte aus: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheinen mag, aber mir selbst komme ich vor wie ein Knabe, der am Strande des Meeres spielt und dann und wann eine köstliche Muschel findet, während der große Ozean unentdeckt vor ihm liegt."

*

Boerhave, der bedeutende holländische Arzt, starb 1738 zu Leiden im Alter von 70 Jahren. Als sein Nachlaß zur Versteigerung kam, fand man ein stark versiegeltes Buch mit der Aufschrift: „Die einzigsten und tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst."

Weil Boerhave als Arzt außerordentlich berühmt war, glaubte man, daß in dem Buche wirklich bis dahin noch ganz unbekannte ärztliche Regeln und Vorschriften zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens enthalten sein müßten. Auf der Versteigerung boten daher sehr viele Gelehrte auf den Folianten, sie überboten sich, bis ihn endlich einer für 10000 Gulden erstand. Der Eigentümer glaubte nun, den größten Schatz der Welt zu besitzen. Er entsiegelte das geheimnisvolle Buch, — und was fand er darin? Alle Blätter waren leer und unbeschrieben, bloß auf dem ersten stand mit großen Buchstaben folgendes aufgezeichnet: „Halte den Kopf kalt, die Füße warm und den Leib offen, — so kannst du aller Ärzte spotten!"

*

Bentley, der große Gelehrte, der Herausgeber von Horaz, Terenz und Milton, war im Umgang mit Menschen sehr unbeholfen und verlegen. Auf seiner Reise durch Frankreich wurde er von der Gräfin von Ferrers eingeladen. Als er sich bei ihr einfand, traf er dort eine große Gesellschaft. Da geriet er in eine solche Verlegenheit, daß er sich, nach wenigen Minuten, sichtbar bestürzt, wieder entfernte. „Wer war dieser sonderbare fremde Mann?" fragten einige der Gäste die Wirtin.

„Es ist ein so gelehrter Mann," versetzte die Gräfin, „daß er weiß, wie ein Stuhl in allen Sprachen der Welt heißt, aber nicht, wie man darauf sitzen soll."

*

Im Februar 1774 lag der sächsische Generalfeldmarschall Chevalier de Saxe, ein natürlicher Sohn Augusts des Starken und der schönen Aurora v. Königsmark, an der Gelb- und Wassersucht hart danieder. Vergebens boten alle Hofärzte ihre Wissenschaft und Kunst auf, um ihn zu retten. Als es dadurch nicht besser wurde, machte der königliche Leibmedikus Hofrat Hänel den Vorschlag, den englischen Leibarzt Friedrichs des Großen, den berühmten Dr. Baylie, kommen zu lassen; das sei der Mann, der, wenn Hilfe überhaupt möglich, welche schaffen würde. Der General v. Fröden begrüßte deshalb Friedrich in Berlin persönlich, und Baylie kam, begleitet von seinem Dol-

metscher Richard, denn er sprach als echter Engländer kein Wort Deutsch, nach Dresden. Er fand den Patienten nicht unheilbar, vermaß sich, ihn bald wieder „aufs Pferd" zu bringen, und versprach ihm wenigstens noch fünf Jahre Leben. Der Chevalier, außer sich vor Freude, ließ ihm zu Ehren ein Feuerwerk abbrennen und sein Hotel illuminieren, wobei der Name Baylie in blauen Lampen erstrahlte. Doch das half ihm alles nichts. Nach wenigen Wochen, am 25. Februar, war er tot. Aber noch lag er nicht in seinem letzten Kämmerlein, da ging zwischen den Dresdener Ärzten, die dem englischen Kollegen natürlich nicht grün waren, folgende „Grabschrift" von Mund zu Mund:

Hier liegt der Chevalier de Saxe.
Hofrat Hänel gab ihm den Knax,
Der englische Doktor gab ihm den Knix,
Drum mußt' er sterben so fix.

*

Unter den Auszeichnungen, welche dem Schweizer Dichter und Gelehrten Albrecht v. Haller für seine Gedichte von allen Seiten zuteil wurden, war diejenige wohl die sonderbarste, welche er von dem Fürsten Radziwill, Befehlshaber der polnischen Truppen, erhielt. Dieser Fürst wußte nämlich seine Anerkennung dem Dichter nicht besser auszudrücken, als daß er ihm das Patent eines Kürassierobersten in seinem Heere übersandte.

*

Ein Dummkopf wird, sagte Haller, durch eine Kopfwunde ein offener Kopf, nach der Heilung aber wieder der alte Dummkopf.

*

Lavoisier, der berühmte Chemiker, endete unter der Guillotine. Vergebens bat er, die Vollstreckung des Urteils so lange aufzuschieben, bis er einen chemischen Versuch, durch den er eine sehr wichtige Entdeckung zu machen hoffte, beendet habe. Die Schreckensmänner hörten ihn aber nicht einmal an und gaben ihm die schnöde Antwort: „Die Republik braucht keine Gelehrten und keine Chemiker."

*

Der Kanzler von Selchow zu Marburg (erst Professor in Göttingen) trat einst auf das Katheder und sagte: „Meine Herren, Sie werden mir verzeihen, daß ich mehrere Stunden aussetzen mußte. Ich hatte aber einen wichtigen Auftrag erhalten, denn ich mußte für die Kurfürsten eine neue Wahlkapitulation aufsetzen. Leopold (der Kaiser!) wird sich wundern, wie streng sie ausgefallen ist."

Für diese Windbeutelei züchtigte ihn sein Kollege, der Arzt Baldinger. Auch er betrat das Katheder und begann seine Vorlesung mit den Worten: „Bald, meine Herren, hätten Sie mich verloren, ganz verloren! Man wollte mich zum Kaiser machen. Da ich aber hörte, daß Herr von Selchow eine so strenge Kapitulation aufgesetzt habe, so dankte ich dafür und bleibe nun wieder bei Ihnen."

*

Der Polyhistor Gottfried Christoph Beireis in Helmstedt war zu seiner Zeit, er lebte von 1730 bis 1809, eine Berühmtheit. Selbst Goethe hat ihn besucht. Beireis galt für einen Wundermann und Goldmacher. Er besaß große Sammlungen von Kuriositäten, u. a. einen Diamanten in der Größe eines Gänseeies, den er in der Hosentasche trug. Beireis war als Arzt insbesondere geschätzt. Um Tag und Nacht, trotz seiner umfangreichen wissenschaftlichen Tätigkeit, für seine Kranken bereit zu sein, hatte er sich eine besondere Frisur machen lassen, die, gepicht und festgebunden, rollenartig sein Haupt schmückte. Des Nachts stellte er sie auf einem besonderen Piedestal neben seinem Bette auf. Auf diese Weise erschien er zu jeder Zeit so gut frisiert, als ginge er in eine Gesellschaft. Beireis saß auf sieben Lehrstühlen, doch hat er nie etwas geschrieben. Angestaunt von seiner Zeit, hat er zu vielen Anekdoten Anlaß gegeben. Als 1808 König Jérôme von Westfalen Helmstedt besuchte, warfen die Studenten der Majestät die Tintenfässer an den Kopf. Jérôme wollte daraufhin die Universität sofort schließen, doch um den alten Beireis nicht zu kränken, verschob er es bis zu dessen Tode.

*

Der Mechaniker Ramsden war ein äußerst geschickter, aber auch höchst fauler Arbeiter. Von ihm pflegte der witzige Lichtenberg zu sagen, es seien die Posaunen, womit einst zum Jüngsten Gericht geblasen werde, bei ihm bestellt, und man hoffe, daß ihm der liebe Gott Leben und Gesundheit schenke, damit sie noch zur rechten Zeit fertig würden.

*

Der Gothaische Historiker Galletti (seine Bücher sind längst veraltet und völlig vergessen!) erregte durch seine Zerstreutheit und seine komischen Redewendungen großes Aufsehen. Seine Schüler haben seine schrulligen Ansprachen gesammelt, so Parthey „Gallettiana". Hier eine kleine Blütenlese:

„Ich muß immer die volle Übersicht über die ganze Klasse behalten; die vorderen Schüler sollen sich so setzen, daß ich die hintern sehen kann."

„Sestos und Abydos lagen sich so nahe gegenüber, daß man auf dem einen Ufer die Hähne krähen und auf dem anderen hören konnte."

Einmal hielt er eine brennende Lampe empor und sagte: „Stellen Sie sich vor, diese Lampe wäre die Sonne und mein Kopf die Erde. Wenn ich nun die Lampe so in die Höhe halte, haben die Bewohner meines Kopfes Mittag."

„Ich sehe heute leider wieder welche, die nicht hier sind."

„Wenn der Lehrer in die Klasse kommt und auf einen Kirschkern tritt, so ist das eine infame Gemeinheit!"

Von Cäsar sagte er: „Er erlebte sein Ende nicht!"

Einen Schüler fuhr er an: „Sie unanständiger Patron haben überhaupt das Recht verwirkt, neben anständigen Menschen zu sitzen. Kommen Sie mal zu mir aufs Katheder..."

*

Professor Gierke, ein empfindsamer Prahler, der viel Luft und Wind machte, kam mit zahlreicher Gesellschaft zu einer Anhöhe, auf der eine einzelne, sehr schöne Birke stand. „Ach!" rief Gierke verzückt, „hier möcht' ich einst begraben werden!" „Eine romantische Ruhestätte, Herr Professor," sagte eine Dame, „zu

der aber auch eine passende Grabinschrift gehört." Der Dichter Lonfontaine schlug sofort folgende Verse vor:

Hier unter dieser Birke
Ruht Friedrich Joseph Gierke.
Der Wind saust grad' noch so umher,
Als wenn er noch am Leben wär'!

Alles lachte, auch der Herr Professor!

*

Der große Philolog F. A. Wolf, der zuerst die Behauptung aufstellte, daß Homer kein großer Dichter, sondern nur der Sammler alter Volkslieder gewesen sei, welche er zur Ilias und Odyssee vereinigte, wurde sehr häufig von durchreisenden Griechen und anderen sprachlich interessierten Ausländern, mit denen er im schriftlichen Verkehr stand, besucht. Eines Tages, als Wolf tief in seine Studien versunken war, vernahm er, daß seine Haushälterin jemanden den Zutritt verweigerte. Er erkundigte sich, wer es sei, und rief nach der Antwort des Hausgeistes freudig: „Was? — Ein Thrazier! Nur herein, wenn ich bitten darf!" — Die Tür ging auf, und herein trat ein slowakischer Drahtzieher.

*

Im achtzehnten Jahrhundert lehrten in Halle vier gar gestrenge Examinatoren, die Professoren Eck, Kothe, Dieffenbach und Wolf. Einst prangte folgender Vers am Schwarzen Brett:

Bist du glücklich um die Ecken,
Bliebst du nicht im Kothe stecken,
Kamst du durch den Dieffenbach,
Frißt dich doch der Wolf hernach."

Als Professor Wolf den Vers gelesen, schrieb er darunter:

„Der Wolf frißt nur die Schafe."

*

Wolfs Haushälterin hatte in dem langen Umgang mit dem großen Manne auch einige griechische Kenntnisse erlangt. Sie

versicherte allen Besuchern, daß jede Anstrengung ihrem lieben Professor — Homeriden (Hämorrhoiden) zuziehe.

*

Als Friedrich Wilhelm III. von Preußen sich in Rom befand, machte der angesehene Verfasser der „Römischen Geschichte", Niebuhr, damals Gesandter beim päpstlichen Stuhle, den Führer des Königs. Obgleich mehr Stubengelehrter als Höfling, ließ er es sich doch nicht nehmen, bei solcher Gelegenheit in Hoftracht als Wadenstrümpfler zu erscheinen. Der Gesandte mochte in dieser Tracht eine drollige Erscheinung sein und erregte durch die Spindeldürrheit seiner unteren Extremitäten die Heiterkeit der Begleiter des Königs. Auch diesem lockte Niebuhrs Aussehen ein Lächeln ab; da er jedoch nicht wünschte, daß der verdiente Gelehrte sich ferner dem Gespötte aussetzte, sagte er zu dessen Frau:

„Veranlassen Sie doch Ihren Gemahl, ein anderes Kostüm anzulegen, mit diesen seidenen Strümpfen und kurzen Hosen kann er sich ja erkälten."

Frau Niebuhr aber erwiderte hierauf: „Ach, wenn Majestät nur wüßten, was er noch alles darunter an hat!"

*

Als der zu Anfang des 19. Jahrhunderts regierende Herzog August von Gotha den Besuch Hufelands empfing, stellte er ihm seinen Bankier, der ständig für ihn zu tun hatte, mit den Worten vor: „Sehen Sie, das ist mein eigentlicher Leibarzt. Er purgiert meine Finanzen." Hufeland versetzte: „Aber Ew. Durchlaucht verschreiben die Rezepte dazu." Er hätte noch hinzufügen sollen: „— und das Volk bezahlt die teuren Apothekerrechnungen."

*

Ein Russe, der sich neun Jahre lang von einem Moskauer Arzt hatte behandeln lassen, ohne Besserung zu verspüren, kam nach Petersburg, wo er sich an einen deutschen Schüler Hahnemanns, des Erfinders der Homöopathie, wendete. Dieser zog ein Fläschchen hervor und ließ den Gutsbesitzer daran riechen.

„Ist Ihnen nun wohler?" fragte er. — „Nein." — „Nun, dann riechen Sie noch einmal. Jetzt aber?" — „Auch noch

nicht." — „So, dann riechen Sie zum dritten Male, und Sie sind gesund."

Der Russe schüttelte den Kopf und fragte nach der Taxe, die ihm der Homöopath, während er sein Fläschchen sorgfältig verwahrte, mit hundert Rubel angab.

„Hundert Rubel! Welche Summe für dreimal ‚nichts' riechen?" rief der Russe. — „Sie sind aber davon gesund geworden. Gehen Sie hinaus, und Sie werden sich wohl befinden."

„Gut," sagte der Russe, „sehen Sie diesen Hundert-Rubelschein?" — „Ja." — „Riechen Sie daran!" — „Mein Herr?" — „Riechen Sie noch einmal daran." — „Mein Herr, was soll das bedeuten?" — „Riechen Sie zum dritten Male daran." — „Sie sind unverschämt!"

„So," sagte nun der Russe, seinerseits den Schein ruhig wieder einsteckend, „jetzt gehe ich hinaus, und wenn ich draußen bin, dann haben Sie den Schein in der Tasche."

*

Friedrich Wilhelm IV. wurde bei seiner letzten Krankheit außer von dem berühmten Prof. Schönlein, seinem Leibarzt, noch von dem Geheimen Sanitätsrat Weiß behandelt. Die Königin wünschte, daß auch Dr. Nix aus München zugezogen würde. Schönlein aber widersprach und bemerkte, es ginge doch nicht an, die Bulletins zu unterzeichnen: „Schönlein, Weiß, Nix."

*

Ein armer Wiener Jude, der als junger Mediziner dem Dr. Markus Herz zu Berlin empfohlen war, aber nur kalt aufgenommen wurde, sah ihn nun wieder bei seiner Rückreise, wo er desto freundlicher war. Der junge Mann erzählte von einem sezierten Kinde, das ohne Herz vier Wochen lang gelebt habe. „Und das glauben Sie?" — „Nun! ich kenne zwei Erwachsene, die ein Jahr lang ohne Herz gelebt haben — Sie und ich!"

*

Zu einem Patienten, der ständig, in der Absicht, sich selbst zu heilen, medizinische Bücher las, sagte Dr. Markus Herz: „Nehmen Sie sich in acht, Sie sterben einmal an einem Druckfehler."

*

Dr. Markus Herz hatte auf seinen Wagenschlag die Initialen M. H. schreiben lassen. Als er einst einen Patienten besuchte und sein Wagen inzwischen auf ihn wartete, gingen zwei seiner guten Bekannten daran vorüber, und einer fragte den andern nach der Bedeutung dieser Buchstaben. „Sie bedeuten die Eigenschaft des Wagenbesitzers und heißen: Malach Hamowes (Todesengel)," meinte der eine. „Sie irren," sagte der Arzt, der eben aus dem Hause kam und die Antwort gehört hatte. „Die Buchstaben bedeuten das Gegenteil: Mechaje Hamessim (Beleber der Toten)."

*

Der junge Gauß fiel schon früh durch außergewöhnliche Geistesgaben auf, so daß der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig sich für ihn verwandte.

Einst machte der kleine Gauß mit seinem Lehrer Tunica einen Spaziergang in die Umgebung Braunschweigs, dem Nußberge, einer kleinen Anhöhe, zu. Dort wollte der Lehrer, während sie rasteten, den herzoglichen Schützling einmal auf den Busch klopfen, ob man dem hellen Jungen wohl auch wie anderen Knaben etwas einreden könne. „Sieh mal," sagte er zu dem werdenden Weltallgucker, „dort auf dem Andreaskirchturm sitzt 'ne Fliege, siehst du die?"

„Ich sehe sie zwar nicht," entgegnete der junge Gauß überlegen, „aber ich höre, wie sie dort herumkrabbelt."

*

Zu dem berühmten Sprachforscher Wilhelm Grimm kam ein französischer Student, der trotz dreijähriger Anwesenheit in Berlin noch kaum ein deutsches Wort herausbringen konnte. Grimm fragte ihn, warum er sich denn keine Mühe gebe, Deutsch zu erlernen. „Deutsch ist mir zu häßlich, das ist eine Sprache für Pferde," antwortete der Franzose. „Richtig, nun begreife ich auch," sagte Grimm sarkastisch lächelnd, „warum Esel sie nicht erlernen können."

*

Eines Tages klingelte ein Mädchen von etwa acht Jahren, dem Äußern und der Sprache nach einer gebildeten Familie angehörend, an der Türe, die zu des gelehrten Jakob Grimm

Wohnung führte. Jakob Grimm empfing das Kind freundlich und erkundigte sich nach seinem Begehr. Sie fragte: „Bist du es, der die schönen Märchen geschrieben hat?" — „Ja, mein Kind," antwortete Grimm, „mein Bruder und ich haben die Hausmärchen geschrieben." — „Dann hast du wohl auch das Märchen vom klugen Schneiderlein geschrieben, wo es am Ende heißt: ‚Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler.' — „Das hat mein Bruder geschrieben," antwortete Jakob Grimm, der nun das Kind in Wilhelm Grimms Zimmer geleitete. Dort wiederholte es an diesen seine Frage, und auf die bejahende Antwort erbat es sich die Erlaubnis, ob es aus dem Märchenbuche, das es mitgebracht hatte, etwas vorlesen dürfe. Es las dann das Märchen vom klugen Schneiderlein gut und mit natürlichem Ausdrucke vor und setzte schließlich hinzu: „Nun sieh', die Geschichte glaub' ich nicht, denn ein Schneider wird nimmermehr eine Prinzessin heiraten. Da ich es nun nicht glaube, so muß ich dir einen Taler bezahlen. Ich erhalte aber nicht viel Taschengeld und kann es nicht auf einmal abtragen." Dabei holte es aus seinem Geldtäschchen einen Groschen und reichte ihn Wilhelm Grimm hin. Dieser sagte: „Ich will dir den Groschen wiederschenken." — „Nein," antwortete es, „die Mama sagt, Geld dürfe man nicht geschenkt nehmen." Dann nahm es artig von den alten Herren Abschied. Die Richtigkeit des Vorfalles ist durch einen Brief Wilhelms an Anna von Arnswaldt, geb. von Haxthausen, verbürgt — und wer trotzdem daran nicht glaubt, mag auch einen Taler zahlen.

*

Der österreichische Rechtslehrer Professor Josef Unger war einer der witzigsten Köpfe des alten Wien. Als bei einem Hofball Kardinal Haynald, der für schöne Frauen schwärmte, sich mit einer überaus dekolletierten Dame in eine Fensternische zurückzog, sagte Unger: „Wenn sie sein Kleid nicht schützt, ihr Kleid wird sie nicht schützen."

*

Bei einer kleinen Hofgesellschaft, bei der auch Alexander von Humboldt anwesend war, kam die Rede auf das damals viel betriebene Tischrücken. Eine der Damen erzählte Wunder=

dinge und fragte Humboldt nach den Geheimnissen dieser Erscheinung. Sie wollte wissen, ob der Tisch wirklich von sich ausrücke oder doch heimlich gerückt werde.

Humboldt lachte: „Warum sollte der Tisch nicht rücken — der Klügere gibt nach!"

*

Alexander von Humboldt war eines Tages totgesagt worden, und es wandte sich jemand brieflich an den Bildhauer Rauch, einen der intimen Freunde Humboldts, ob er den Schädel des großen Naturforschers erhalten könne. Humboldt antwortete dem Fragesteller selbst und schrieb ihm, daß er vorläufig seinen Schädel noch selbst brauche, später aber stehe dieser gern zur Verfügung.

*

Der berühmte Naturforscher Cuvier war ein großer Freund von Spargel, aß ihn jedoch am liebsten in Öl. Einmal veranstaltete er ein Spargelessen, wozu er einen ihm befreundeten Abbé geladen hatte. Auch dieser aß leidenschaftlich gern Spargel, jedoch in Butter. Cuvier ordnete daher an, die Spargel je zur Hälfte in Öl und Butter herzurichten.

Als die Herren sich zur Tafel setzten, war der Spargel gerade erst eingetroffen und mußte noch zubereitet werden. Da erlitt der Abbé plötzlich einen Schlaganfall und sank am Tische nieder. Der Naturforscher bemüht sich um den Freund, muß sich jedoch überzeugen, daß der Abbé tot ist. Schnell lief er in die Küche und rief: „Allen Spargel in Öl!"

*

Zu dem Hallenser Professor der orientalischen Sprachen, Gesenius, kam ein jüdischer Student, dessen Wissensdurst größer als sein Geldbeutel war, und bat um Erlaß des Kollegiengeldes. Als ihm seine Bitte abgeschlagen wurde, versuchte er es, die Hälfte und schließlich einen Teil davon erlassen zu bekommen. Ärgerlich über dieses Feilschen, fuhr ihn der Gelehrte barsch an: „Was denken Sie denn, wen Sie vor sich haben, daß Sie so handeln?" — „Nun, den größten Hebräer der Jetztzeit," antwortete gelassen der Student.

*

24*

Gesenius war ein bedeutender Kenner der hebräischen Literatur und wurde einst von einer Dame gefragt, weshalb die Engel, die dem Erzvater Jakob erschienen wären, auf der Himmelsleiter auf und nieder stiegen, anstatt von ihren Flügeln Gebrauch zu machen. Schlagfertig antwortete Gesenius: „Über diese Frage habe ich weiß Gott noch nicht nachgedacht. Aber wahrscheinlich waren sie damals in der Mauser."

*

Ein flotter Jüngling sollte das Fähnrichsexamen machen. Unter den Mitgliedern der Prüfungskommission war ein Prof. Faling besonders streng und fand den Examinanden ebenso unwissend im Lateinischen wie im Französischen, in Geschichte wie in Literatur. Erbost ruft Faling zuletzt:

„Nennen Sie mir, bitte, ein einziges Fach, in welchem Sie irgend etwas wissen."

„Chinesisch," sagt der Prüfling.

„So? Was heißt denn Esel auf Chinesisch?"

„Fa-ling."

Da der Professor des Chinesischen nicht mächtig war und keinen Gegenbeweis führen konnte, mußte er seinen Ärger hinabwürgen. Der Vorsitzende aber gab dem jungen Mann wegen seiner Schlagfertigkeit die Zensur: „Bestanden."

*

Der Heidelberger Professor Degen war dafür bekannt, daß er es mit den Kollegiengeldern nicht so genau nahm. Die Studenten machten sich das zunutze, und der Hörsaal war immer gedrängt voll. Es störte ihn aber, fortwährend von Zurufen und Einwürfen unterbrochen zu werden, und eines Tages bot er energisch Ruhe. „Meine Herren," rief er aus, „wenn Sie nicht ruhig sind, nehme ich meinen einzigen rechtmäßigen Hörer, den Studiosus Findel, und gehe in einen anderen Hörsaal." Schallende Heiterkeit unter den Zuhörern, denn der „einzige rechtmäßige Hörer" war gar nicht erschienen, er saß in der Kneipe.

*

Als Moritz Carriere als Professor der Ästhetik nach München berufen wurde, machte er sich dort mißliebig. Dann heiratete er

Miß Liebig, Tochter Justus v. Liebigs, und nun — machte er Karriere.

*

Professor Mendel pflegte in seinem berühmten Kolleg über Zurechnungsfähigkeit den Studenten einige Patienten vorzuführen und diese selbst sprechen oder erzählen zu lassen. Bei der Vorstellung eines älteren jüdischen Mädchens fragte Mendel die Patientin: „Fräulein, sagen Sie, kennen Sie mich?“ Worauf diese prompt antwortete: „Herr Professor, wer kann alle Jiden kennen?“

*

Mendel wurde auch einmal von einer sehr anspruchsvollen Kommerzienrätin konsultiert. „Wo fehlt's denn, liebe Frau?“ fragte er teilnahmsvoll, worauf die Frau Kommerzienrätin sehr pikiert antwortete: „Herr Professor, ich werde stets ‚gnädige Frau‘ angesprochen!“ „Von dieser Krankheit kann ich Sie allerdings nicht heilen!“ so Mendel, sprach's und verschwand.

*

Dem „alten Heim“, wie man im Volksmunde den bekannten und beliebten Berliner Arzt nannte, wurde einst von einem Forstmeister ein Reh geschickt. „Meine Empfehlung und vielen Dank!“ sagte Heim zu dem Forstknecht, der das Reh gebracht hatte.
Der Bote sagte „schön!“, blieb aber stehn. „Was will Er denn noch?“ fragte Heim. „Was soll ich denn sagen, wenn der Herr Forstmeister mich fragen: wie viel ich Trinkgeld bekommen habe?“ Heim lachte und gab ihm einen Taler.

*

Heim wurde eines Tages zu einer Patientin gerufen, die stark unter Migräne litt. „Mir wurde empfohlen,“ sagte sie, „eine Portion Sauerkraut auf den Kopf zu legen, wenn die Schmerzen eintreten. Was halten Sie davon, Herr Doktor?“ Heim nickte ernsthaft: „Sehr gut — aber vergessen Sie nur um Gottes willen nicht, auch eine Bratwurst oben drauf zu legen!“

*

Heim saß mit einigen Freunden bei einem fidelen Abendschoppen und hatte des Guten einmal zuviel getan. Da wurde er dringend zu einer vornehmen Patientin gerufen. Ungern und

etwas unsicher auf den Beinen folgte er dem Ruf. Die Patientin lag auf dem Sofa und jammerte fürchterlich. Dr. Heim suchte zunächst nach dem Puls. Als es ihm mißlang, ihn richtig zu fühlen, murmelte er leise vor sich hin: „Vollständig besoffen!" Er meinte sich, die Baronin aber, die die leisen Worte aufgefangen hatte, rief flehentlich: „Herr Geheimrat, verraten Sie mich bitte nicht."

*

Professor Albert **Thiersch** in Leipzig war als Chirurg ein eminenter Künstler. Eines Tages beschloß der König von Sachsen, ihm bei einer Amputation zuzuschauen. Thiersch, dem ein solcher Laienbesuch in professioneller Hinsicht störend war, empfing ihn gleichwohl mit aller schuldigen Höflichkeit, ließ einen Kranken hereintragen und nahm ihm einen Unterschenkel ab.

Der König hatte aufmerksam zugesehen und begann, als alles fertig war, den Meister zu loben: „Wirklich ganz famos, lieber Thiersch! Ganz ausgezeichnet!" Worauf Thiersch vollkommen ernst erwiderte:

„Befehlen Ew. Majestät das andre Bein auch noch?"

*

Thiersch fand beim Besuche eines Patienten unvermutet ein Übel, welches eine chirurgische Operation nötig machte. Er schickte die Magd des Hauses nach seiner Wohnung, um ein Besteck und eine Lanzette holen zu lassen. Nach einer halben Stunde brachte sie — ein Beefsteak und eine Serviette.

*

Lord Lister, der bekannte englische Chirurg, wurde einst mitten in der Nacht zu einem reichen Manne gerufen. Dieser empfing den aus dem ersten Schlafe geweckten Chirurgen mit vielen Seufzern und den Worten: „Ach, Herr Doktor, mir geht es sehr schlimm, ich glaube, ich sterbe." Lord Lister untersucht den Kranken und sagt schließlich unbarmherzig: „Haben Sie Ihr Testament gemacht?" — „Nein," erwidert erbleichend der Patient. „Sie glauben also ...?" — „Wie heißt Ihr Notar?" — „Aber, lieber Herr Doktor!" — „Lassen Sie ihn rufen." — „Aber ich bitte Sie, Herr Doktor!" — „Lassen Sie ihn rufen

und auch Ihren Vater und auch Ihre beiden Söhne." — „Ich muß also wirklich sterben?" jammerte der arme Reiche. — „Nein!" erwiderte Lord Lister. „Aber ich will nicht der einzige Gefoppte sein, den Sie heute nacht aus den Federn gejagt haben."

*

Der bekannte Nordpolforscher Nordenskjöld weigerte sich, den ihm von Oskar II. von Schweden verliehenen Nordsternorden anzunehmen.

Er selbst aber überreichte einige Monate nach der Ablehnung dem Monarchen ein Eisbärfell, das er von seiner Expedition mitgebracht hatte, als Geschenk.

„Ich danke Ihnen," sagte Oskar II., „und nehme Ihr Geschenk selbstverständlich an, lieber Nordenskjöld, ich bin nicht so stolz wie Sie!"

*

Der englische Naturforscher Thomas Huxley, der verdiente Mitarbeiter Darwins, stellte die überraschende Behauptung auf, nur den alten Jungfern verdanke England seinen kräftigen, gesunden Menschenschlag, und bewies dies auf nicht weniger überraschende Weise: „Der Engländer zieht seine Kraft aus dem tüchtigen Fleische, dem vortrefflichen Rindvieh; dieses gedeiht zumeist durch den roten Klee, der rote Klee bedarf zur Samenbereitung des Besuches der Hummeln; leider wird den Hummeln von den Feldmäusen nach dem Leben getrachtet. Wer aber vertilgt die Mäuse? Die Katzen. Und wer züchtet die Katzen am besten, so daß sie zu Tausenden sich fortpflanzen? Die alte Jungfer. Auf diese Weise verdankt England seinen gesunden, kräftigen Menschenschlag — — den alten Jungfern."

*

Ein englischer Kriminalist fragte einmal den berühmten Rechtsanwalt Lord Russell, was er für die schwerste Strafe für Bigamie halte, worauf dieser Ire nur erwiderte: „Zwei Schwiegermütter."

*

Lord Eldon, der im Jahre 1870 in London starb, vermachte sein ganzes Vermögen dem Irrenhause, Bedlam genannt. In

seinem Testamente sagte er: „Ich gebe den Narren wieder, was ich den Narren (d. h. den Prozeßführenden) verdanke.“ — Der Lord war nämlich Advokat.

*

Lord Eldon gab einem Landmann auf die Frage, welcher Unterschied zwischen einem Mediziner und einem Advokaten bestehe, zur Antwort: „Bei ersterem gehen einem die Augen zu und bei letzterem gehen einem die Augen auf.“

*

Der große Physiker Kirchhoff, mit Bunsen der Erfinder der Spektralanalyse, hatte in einer Hofgesellschaft neue optische Erscheinungen erklärt. Die Probleme erregten allgemeines Interesse. Eine Prinzessin fragte den Gelehrten, was denn der Unterschied sei zwischen konvex und konkret. Kirchhoff biß sich auf die Zunge, fand aber auf diese blödsinnige Fragestellung doch noch eine Antwort und sagte: „Das ist schwer zu erklären. Konvex unterscheidet sich von konkret ungefähr wie Gustav von Gasthof, oder wie Braustübl von Brustübel, oder etwa wie Pettenkofer von Patentkoffer.“ Die Hoheit war jedenfalls befriedigt.

*

Der Dermatologe Neumann war ob seiner Aussprüche bekannt. Einmal kam zu ihm eine hübsche junge Frau, die auf den vier Buchstaben, auf welchen man sonst zu sitzen pflegt, einen Abszeß hatte. Er ergriff ein Messer und erklärte, schneiden zu müssen. „Um Gottes willen,“ rief die Schöne aus, „wird man das sehen?“ „Das wird ganz von Ihnen abhängen.“

*

Ein andermal wurde es ihm selbst gegeben. Neumann führte seinen Studenten eine Frau vor und erklärte: „Meine Herren, hier haben Sie ein prächtiges Beispiel von Skrofulose. Sehen Sie die dicke Nase, die triefenden Augen, das aufgedunsene Gesicht...“ Da unterbricht ihn die Patientin beleidigt: „Na, wissen Sie, Herr Professor, der Schönste sind Sie gerade auch nicht.“

*

Der Berliner Chirurg Wilhelm Waldeyer leitete einmal eine Antrittsvorlesung mit folgender Betrachtung ein, die er den

jungen Medizinstudenten ans Herz legte: „Meine Herren! Die Anatomie ist für jeden Arzt die Grundlage seiner Wissenschaft. Ein Arzt, der die Anatomie nicht beherrscht, ist mit einem Maulwurf vergleichbar. Beide arbeiten im Dunkeln, und das Ergebnis ihrer Bemühungen sind Erdhügel."

*

Als der später so angesehene Augenarzt Julius Jacobsohn in Königsberg noch nicht viel mehr als Gräfes Lieblingsschüler und ein großer Klaviervirtuos in Berlin war, sich mit dem Examen aber Zeit ließ, fragte ihn seine Angebetete, die ebenso schöne wie geniale Schauspielerin Lina Fuhr, eines Tages:

„Jacobsohn, ich möchte nur wissen, was aus Ihnen einmal werden soll."

„Am liebsten würd' ich Fuhr-Mann," antwortete er.

Und er ward es.

*

Professor Dr. Bock, der Verfasser des berühmten Buches „Vom gesunden und kranken Menschen", war seinen Patienten gegenüber von gediegener Grobheit. Eines Tages kam der sehr reiche und fette Rentner Schulz zu ihm und sagte: „Was hilft gegen Gicht, Herr Professor?"

„Leben Sie täglich von 2 Mark und verdienen Sie sie!" war des schlagfertigen Mediziners treffende Antwort.

*

Kaiser Wilhelm I. hatte gehört, daß es gelungen sei, Luft in einen flüssigen Zustand zu versetzen. Das Experiment interessierte ihn, und er setzte sich mit Professor Hoffmann, dem Leiter des Universitätslaboratoriums zu Berlin, in Verbindung. Der kam, richtete den ganzen Apparat im Palais des Kaisers her, und dieser folgte dann dem chemischen Vorgang mit größter Spannung.

Das Experiment glückt, die Züge des hohen Herrn hellen sich auf, er klopft dem Professor auf die Schulter und ruft:

„Na, da haben wir ja die Hoffmannstropfen."

*

Der Bakteriolog Koch leistete sich in einer Vorlesung folgende Belehrung:

„Ich kann Ihnen, meine Herren, wohl keinen klarern und deutlichern Begriff von der Cholera geben, als diesen — wenn Sie die Definition niederschreiben wollen. Cholera ist nichts anderes, als der durch superlative Absorbierung abundierender Fluidumsquantitäten sanguinischer Natur prokreierte, abnormal provisorische Übergangszustand eines durch plötzlich infizierende generelle Korporalmiserabilitätsschwäche affizierten Individuums, währenddessen sich die spezielle Naturalkonstitutionsfähigkeit von ihrer realen, arteriell dispositionellen Stomachalpatientialität zu deliberieren sucht."

Die Studenten wußten nicht mehr, was sie sagen sollten, sie fürchteten, der Professor sei angesteckt. Die Definition wurde wesentlich einfacher, als Koch später den Bazillus entdeckte.

*

Rudolf Virchow fragte einen russischen Studenten, der das medizinische Staatsexamen bestehen wollte, indem er auf eine gewisse Partie des Brustkorbes eines Modells zeigte: „Was ist das?"

„Dies — das Lebber, Herr Professor!"

Virchow schnitt eine tötende Grimasse: „Herr Kandidat, streuen Sie solche Sachen nicht aus! Erstens heißt es nicht das Lebber, sondern die Lebber — zweitens heißt es nicht die Lebber, sondern die Leber — drittens ist es nicht die Leber, sondern die Lunge! Werden Sie sich das alles merken können?"

*

Einen andern Kandidaten fragte Virchow: „Was wissen Sie mir von der Funktion der Milz zu sagen?" „Herr Professor, ich kann mich im Augenblick nicht darauf besinnen, aber vor der Prüfung habe ich es noch genau gewußt."

„Jammerschade," meinte Virchow sarkastisch, „Sie sind der einzige lebende Mensch, der es bisher gewußt hat, und ausgerechnet Sie müssen es wieder vergessen."

*

Virchow verlangte im Examen genaue Farbenbestimmungen. Also: nicht braun, sondern graubraun mit einem Stich ins Grünliche usw. Einem Kandidaten, der nicht nach Wunsch antwortete, sagte er wütend: „Welche Farbe hat denn mein Rock?“ Der Prüfling faßte den Rock an, besichtigte ihn und sagte ruhig: „Wie er neu war, dürfte er blau gewesen sein.“ Daraufhin hat der Kandidat die Prüfung gut bestanden.

*

Dem ausgezeichneten Chirurgen Ernst v. Bergmann stand eine ungeheure Sprachgewalt zur Verfügung. Gleichzeitig war er aber wegen seiner livländischen Mundart besonders den Süddeutschen schwer verständlich. Beides zusammen führte während seiner Würzburger Lehrzeit einen Verbrecher vor Gericht zu einem unerwarteten Geständnis.

Bergmann versuchte unter Vorweisung eines Schädels die Geschworenen zu überzeugen, daß ein Mord nicht vorliegen könne, und somit der Angeklagte unschuldig sei. Da meldete sich dieser plötzlich zum Wort und erklärte zur allgemeinen Verblüffung: „Ich will es doch lieber gleich gestehen, ich hab' es getan.“ Er hatte gar nichts verstanden, sondern die lebhaften Bewegungen zu den Vorweisungen am Schädel und die Wucht der Rede Bergmanns zu seinen Ungunsten ausgelegt!

*

Der englische Menschenfreund Lord Knutsfort, der die Verwaltung des Londoner Hauptkrankenhauses leitet, hat infolge eines Reitunfalls den Geruchs- und Geschmackssinn verloren. Er erzählt selbst davon: „Dieser Verlust hat seine Vorteile und seine Nachteile, ich kann es z. B. nicht riechen, wenn das Gas ausströmt oder ein Feuer ausbricht. Auch kündet mir nur eine innere Revolution an, ob das Ei, das ich gegessen habe, gut oder schlecht war. Meine Familie macht sich das zunutze. Wenn ein schlechtes Ei im Hause ist, dann kommt sicher einer und überreicht es mir mit liebevollem Lächeln: ‚Hier, Papa, ist etwas für dich zum Frühstück!‘“

*

Flechsig, der Leipziger Psychiater, hatte einmal einen krassen Fall von Größenwahn zu behandeln. Ein in Dösen eingelieferter armer Landgeistlicher bildete sich ein, Papst Benedikt der Fünfzehnte zu sein.

Flechsigs Behandlung ließ schnell eine Besserung erkennen. Schon am nächsten Tage, als man sich nach dem Kranken erkundigte, konnte er sagen, daß die Besserung augenfällige Fortschritte mache, „unser Kranker hält sich nur noch für Benedikt den Vierzehnten — ich hoffe das Beste".

*

Bei Empfängen ließ sich Serenissimus von Weimar von einem Adjutanten Stichworte über die zur Vorstellung zugelassenen Gäste ins Ohr flüstern. Als eines Tages Helmholtz geladen war, soufflierte der Adjutant dem hohen Herrn: „— Augenspiegel!" Serenissimus lächelte den Gelehrten verständnisinnig an, gab ihm seine fürstliche Rechte und bemerkte vielsagend: „Eulenspiegel!"

*

Lombroso, der bekannte italienische Anthropologe, hatte sich an den Chef der Pariser Sicherheitspolizei, Goron, gewandt und von ihm für ein neues Werk Photographien von Verbrecherinnen erhalten. Nach Erscheinen des Buchs sandte Lombroso ein Exemplar an Goron.

Lombroso hatte jeder Photographie eine psychologische Analyse gewidmet, in der er zeigte, wie das eine Gesicht die typischen Merkmale der Verbrecherin aus Leidenschaft, ein anderes die charakteristischen Zeichen der Verbrecherin unter dem Einfluß des Alkohols aufweise usw. Als der Polizeichef die Bilder nun genau besah, machte er eine Entdeckung: er hatte sich seinerzeit in der Schublade seines Schreibtisches geirrt und Lombroso nicht Photographien von Verbrecherinnen, sondern von Händlerinnen geschickt, die bei der Polizei um Marktkonzessionen nachgesucht und ihren Lebenslauf mit Bild eingereicht hatten.

*

Du Prel, der berühmte Spiritist, war zuerst Offizier, quittierte aber den Dienst, da ihm der Soldatenstand unerträglich

wurde. Insbesondere waren es die Instruktionsstunden, die ihm ein Greuel waren und die er damit zubrachte, die Soldaten durch interessante Geschichten zu unterhalten. Der Hauptmann aber war dahinter gekommen und erschien eines Tages unvermutet beim Unterricht, als Du Prel gerade im schönsten Erzählen war. Er sprach vom Untergang Pompejis. Sofort hatte er sich gefaßt und ließ sich durch die Anwesenheit des Hauptmanns nicht weiter stören. In glänzendem Vortrag schilderte er den Ausbruch des Vesuvs, wie der Lavastrom alles verheerte, von dem Entsetzen der Bewohner, die sich zu retten suchten usw. Der Redner hob besonders hervor, wie in der allgemeinen Verwirrung nur die römischen Legionäre ihre unerschütterliche Ruhe bewahrten, den Befehlen ihrer Führer bis zum letzten Augenblick gehorchend. „An dieser Disziplin," so schloß Du Prel, „habt ihr ein Vorbild. Der echte Soldat trotzt allen Gefahren —" Der Hauptmann lächelte und entfernte sich geräuschlos, er hatte an der Methode des Unterrichtsoffiziers nichts auszusetzen.

*

Der Münchener Literaturforscher Muncker war ein großer Goethe-Verehrer. Eines Tages fragte ihn der bekannte Psychiater Professor Kraepelin, ob der alte Goethe eigentlich noch normal gewesen sei, worauf Muncker erwiderte, daß Goethe überhaupt nie im Leben normal gewesen sei, da er ein Genie war. Kraepelin wies nunmehr darauf hin, daß der Dichter des zweiten Faustteiles aber auch „die ersten Spuren beginnender Gehirnerweichung" zeige. Vielleicht wäre hier ein Nachlassen der Gestaltungskraft wahrzunehmen, meinte Muncker, aber doch nicht Gehirnerweichung! Kraepelin wußte es besser. Er klopfte Muncker auf die Schulter und sagte: „Lieber Kollege, das kann ich besser beurteilen. Solche Leute kommen täglich zu mir in die Sprechstunde!"

*

Wilhelm Ostwald, der bedeutende Naturforscher, kam einmal bei einer Tagung zufällig neben den allmächtigen Prälaten und Zentrumsführer Daller zu sitzen. Dieser kannte Ostwald offenbar nicht, denn er unterhielt sich würdevoll-zutraulich mit

ihm. Nun wurde das riesige Modell eines modernen Walzwerkes besichtigt, und Ostwald hatte auf die Reihe der Walzen hingewiesen, die nacheinander das Formstück bearbeiteten, bis es beim Verlassen dieser „Walzenstraße" als wohlgestaltete Schiene ausgestoßen wird. Daller bemerkte dazu: „Ich verstehe Sie nicht. Sie haben immer wieder Walzenstraße gesagt, und es heißt doch Straßenwalze."

*

Karl Bücher, der bekannte Nationalökonom, sprach in seinem Kolleg davon, daß in Amerika die Zahl der Männer die der Frauen weit übersteige und meinte scherzhaft: „Ich kann also den Damen nur empfehlen, auszuwandern." Eine Hörerin verließ darauf beleidigt den Saal. Bücher rief ihr nach: „Mein Fräulein, so eilig war's ja eigentlich nicht!"

*

Gelegentlich der Weltausstellung in Chikago (1893) besuchte Edison die elektrische Abteilung. Sein besonderes Interesse erregte eine elektrische Kompresse, die als Heilmittel für jedes körperliche Leiden angepriesen wurde. Die Verwendungsmöglichkeiten der Elektrizität in dieser Art waren ihm neu. Da trat er an das vorführende Fräulein, eine etwas schnippische Person, heran und fragte: „Ich möchte gern wissen, wie diese Gürtel arbeiten."

„Gewiß," sagte das junge Fräulein und nahm einen Gürtel. „Sie sehen, der elektrische Strom geht hier von der Kupfer- zur Zinkplatte und dann —"

„Nur einen Augenblick," sagte Edison höflich. „Ich höre manchmal nicht gut. Sagten Sie, der Strom geht von der Kupfer- zur Zinkplatte?"

„Ja, gewiß. Und dann sagte ich —"

„Nur einen Augenblick," unterbrach Edison wieder. „Lassen Sie mich darüber nachdenken. Sie sagen, der Strom geht vom Kupfer zum Zink?"

„Ja, mein Herr, er geht vom Kupfer zum Zink."

„Wissen Sie, ich habe immer gedacht, er geht vom Zink zum Kupfer."

„Nein."

„Aber sind Sie sicher?“ sagte Edison lächelnd.

„Vielleicht verstehen Sie mehr von Elektrizität als ich,“ sagte das Mädchen schnippisch, warf den Gürtel hin und starrte den „Zauberer“ an.

„Vielleicht,“ sagte Edison, drehte sich um und ging.

*

Edison hatte einen Assistenten, der ihm einmal half, eine elektrische Miniaturanlage zu bauen. Der Mann war von der Rolle, die er bei dieser Arbeit gespielt hatte, so begeistert, daß er stolz lächelnd zu Edison sagte:

„Mr. Edison, nachdem ich so mit Ihnen gearbeitet habe, glaube ich, daß ich allein eine elektrische Anlage bauen kann.“

„Glauben Sie?“ sagte Edison ruhig.

„Ja, ich glaube, ich könnte es,“ antwortete der junge Mensch. „Da ist nur eine Sache, die mir Kopfzerbrechen macht.“

„Und was ist das?“ fragte Edison.

„Ich begreife nicht ganz, wie Sie das Schmieröl die Drähte entlang bekommen.“

*

Der alte Edison hielt durch Rundfunk einen Vortrag an eine Versammlung Schwerhöriger, die in Neuyork tagte. Die Rede wurde den Versammlungsteilnehmern, die, wie Edison selbst, ganz oder halbtaub waren, durch besondere Verstärker übermittelt. Aufsehen erregte Edisons Versicherung, daß in hundert Jahren die ganze Menschheit taub sein würde, da unsere Ohren die vielen Geräusche nicht mehr lange ertragen könnten. „Er sei,“ sagte er, „mit größtem Vergnügen taub. Man könne gar nicht taub genug sein. Man bekomme dann zwar nichts Angenehmes, aber auch nichts Unangenehmes zu hören, und daß auf dieser Erde das Unangenehme das Angenehme weit überwiege, wisse schließlich ein jeder.“

*

In einem Zeitungsartikel über Einstein wird folgendes aus dem täglichen Leben des Forschers berichtet: „Immer sind Dutzende von Briefen von Malern und Bildhauern da, die den Professor um Gewährung einer Sitzung bitten, da sie ihn malen oder modellieren wollen. Auch unzählige Photographen bewerben sich

um die Gunst, ihn photographieren zu dürfen. Unzählig sind die Briefe der Wißbegierigen, die irgendwelche Aufklärungen über die Einsteinsche Theorie wünschen, die zwar als Begriff den meisten Menschen geläufig, als Lehre aber den wenigsten verständlich ist. Selbst Einsteins Frau begreift, wie sie selber zugibt, nichts von der Lehre ihres Gatten und hat auch keinerlei Interesse für Mathematik, so daß Einstein gar nicht den Versuch macht, sie in die schwierige Materie einzuführen, zumal er von den wissenschaftlichen Fähigkeiten der Frau im allgemeinen nicht allzuviel hält ..." trotzdem ... „der Nachmittag ist für Frau Einstein der Beantwortung der eingegangenen Briefe gewidmet."

*

Bei Freud, dem Begründer der Psychoanalyse, wurde eines Nachts antelephoniert. Der berühmte Psychiater mußte aus dem Bette, und es meldete sich ein Mann, der um sofortige Behandlung bat, da er plötzlich wahnsinnig geworden sei.

Freud ging das über die Hutschnur, und er rief wütend: „So, mitten in der Nacht? Sie sind wohl verrückt geworden."

Schule der Frauen

O welch ein Wunder hat unser Herrgott in der Frauen Herz gelegt, wenn sie bloß von der richtigen Art sind! Wie ein Druckfehlerverzeichnis hat er sie an sein großes Weltbuch, in welches ihm der Teufel so viel Unverständlichkeiten und falsche Wörter und Zahlen gesäet, angehängt!

Wilhelm Raabe, Prinzessin Fisch

Cornelia, die treffliche Mutter der edlen Gracchen, war die Erzieherin ihrer Kinder und verstand es, in ihnen die Liebe zu dem, was groß und edel ist, zu wecken. Die Kinder entsprachen der Pflege und erfüllten das Mutterherz mit gerechtem Stolze. Als einstmals eine Freundin ihren Schmuck zu sehen wünschte, führte Cornelia sie an das Lager ihrer schlummernden Lieblinge, die sie ihre kostbarsten Kleinodien nannte. Die Knaben wirkten als Männer von strenger Sittlichkeit für die Befreiung der Leibeigenen. Sie starben für das Vaterland, aufgegeben von dem wankelmütigen Volke, das zu spät ihren Wert erkannte. Cornelia ertrug den herben Schmerz des Schicksals in Ergebenheit; aber wenn sie in späterer Zeit von den Taten ihres Vaters, des großen Publius Scipio, erzählte, fügte sie begeistert hinzu: „Die Enkel dieses Mannes waren meine Söhne. Für das Höchste haben sie ihr Leben hingegeben, für die Rechte des unterdrückten Volkes."

*

„Der Thron einer Frau ist inmitten ihrer Familie. Ihr Ruhm beruht auf dem Ruhm der Kinder, die sie für den Staat erzogen hat. Cornelia war weder Senator noch Konsul, noch General. Sie war die Mutter der Gracchen" — so heißt es in der Rede einer Frau der französischen Revolution.

*

Lydia, eine Römerin, ward wegen eines Verbrechens zum Tode verdammt. Der Prätor übergab sie dem Triumvir, welcher sie ins Gefängnis führen ließ, wo man die dem Tode Verfallenen zu erdrosseln pflegte. Der Kerkermeister beschloß aber in diesem Falle, sie Hungers sterben zu lassen und erlaubte auch ihrer Tochter, sie im Gefängnis zu besuchen. Es vergingen Wochen, doch die dem Tode Geweihte starb nicht.

Er argwohnte also ein Geheimnis und entdeckte endlich, daß die Tochter ihre Mutter mit der eigenen Brust ernährte.

Der Kerkermeister erzählte die Begebenheit dem Triumvir, dieser dem Prätor, und dieser trug die Begebenheit dem versammelten Volke vor. Die Übeltäterin wurde begnadigt. Neben dem Gefängnis baute man der kindlichen Liebe einen Tempel.

*

In China bestand ein Gesetz, das betrügerische Richter verdammte, beide Hände zu verlieren.

Li-Hang-Kung, einem Mandarin, der sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht hatte, sollten gerade die Hände abgeschlagen werden, als seine Tochter zu seiner Verteidigung erschien. Sie warf sich vor dem Monarchen nieder und rief: „Großer Kaiser! Mein Vater hat seine Strafe verdient, und seine Hände müssen ihm abgehauen werden. Hier sind sie," — und sie streckte die ihrigen aus —, „auch diese Hände gehören meinem unglücklichen Vater. Nehmt sie und laßt ihm diejenigen, die uns, meinem Großvater, meinen Brüdern und mir den Unterhalt verschaffen."

Der Kaiser fühlte ein menschliches Rühren und begnadigte den Mandarin.

*

Der maurische Herrscher Abderam II. hatte einst Verdruß mit einer Favoritin, die ihn nicht mehr empfangen wollte. „Nun gut," rief der Herrscher, „sie soll ihren Willen haben. Man maure die Tür ihres Gemaches mit Silberstücken zu. Ich schwöre, daß ich nicht eher wieder Eintritt zu ihr suchen werde, als sie selbst es durch Zerstören der silbernen Mauer angedeutet haben wird."

Es wird berichtet, daß noch am selben Abend Abderam II. wieder Eintritt zu seiner Favoritin fand.

*

Sadi, der Dichter Persiens, wurde von einem Freunde aus der Gefangenschaft für 10 Dinars erlöst. Der Freund gab ihm seine Tochter und noch eine Mitgift von 100 Dinars. Er wurde aber sehr unglücklich mit seiner Liebe und sagte bei den Vorwürfen der Frau:

„Ja, ja! Dein Vater hat mich mit 10 Dinars freigemacht, aber mit 100 zum Sklaven."

*

Kaiser Karl hatte große Not mit seinen schönen Töchtern. Sein Schreiber, der junge Eginhart, verliebte sich in seine Tochter Emma. In großer Furcht vor dem Kaiser hielten sie ihre Liebe geheim und sahen sich nur bei Nacht. Einst, als Eginhart bei seiner Emma war, begann es zu schneien, und er wäre an den Spuren seiner Füße entdeckt worden, wenn er hätte über den Hof zurückkehren müssen. Eine verzweifelte Geschichte — die treue und kluge Emma half aber aus, nahm ihren Geliebten auf den Rücken und trug ihn über den Hof, so daß nur ihre Füße sich im Schnee abdrücken konnten. Aber der Kaiser stand wachend an seinem Fenster und sah beim hellen Mondscheine das sonderbare Paar. Er ließ am anderen Morgen die jungen Leute vor sich führen, und schon erwartete Eginhart das Todesurteil. Der Kaiser übergab ihm jedoch selbst seine Tochter und erklärte ihn zu seinem Schwiegersohn.

Auch mit seinen anderen Töchtern hatte Karl Schwierigkeiten. Er übte indessen große Nachsicht, denn hier war Politik im Spiele. Hätte der Kaiser seine Töchter mit angesehenen Männern vermählt, so würde das Reich bald von den Schwiegersöhnen zerrissen worden sein. Er durfte, um die Einheit des Reiches zu erhalten, seinem Sohne keine Nebenbuhler geben und mußte die Töchter von Erbansprüchen, folglich auch von ebenbürtigen Heiraten, ausschließen.

*

Als Kaiser Konrad III. den Herzog Welf im Jahre 1140 geschlagen hatte und Weinsberg belagerte, bedingten die Weiber

25*

der Belagerten die Übergabe damit, daß eine jede auf ihren Schultern mitnehmen dürfe, was sie tragen könne. Der Kaiser sagte das den Weibern ohne weiteres zu. Diese ließen indessen alles liegen, luden ihre Männer auf die Schulter und zogen damit ab.

Die Mannen des Königs meinten, das wäre ihres Herrn Meinung nicht gewesen und wollten es nicht gestatten. Der Kaiser aber lachte und billigte gnädig den listigen Anschlag der Frauen: „Ein Kaiserwort," rief er, „das einmal gesprochen ist, soll man nicht drehn noch deuteln."

*

Kaiser Heinrich IV. war gegen seine Gemahlin, Berta von Turin, eine großherzige und schöne Frau, sehr aufgebracht. Sie war ihm mit fünfzehn Jahren von den Fürsten aufgedrungen, doch er konnte sie nicht ausstehen, und suchte sich um jeden Preis von ihr zu trennen. Er ließ die Kaiserin durch einen seiner Vasallen des Ehebruchs versuchen und diesen Mann um ihre Minne bitten. Das war für die Kaiserin ein tiefer Schmerz, doch durchschaute sie diese unerhörte Zumutung und sagte ihm die Erfüllung seines Wunsches zu. Da dies der Kaiser vernahm, tat er, als wolle er ausreiten; legte aber des Vasallen, der nach seinem Rat die Kaiserin umworben, Kleider an und kam des Nachts in die Kemenate der schönen Frau. Als er eingetreten, verschloß sie die Tür und rief die von ihr in Weibergewändern bereit gehaltenen starken Männer herbei, die den Kaiser überfielen, und ihn mit groben Knütteln derart verprügelten, daß er halbtot liegen blieb. Dabei rief die Kaiserin: „Du Bankert, wie kannst du so frech sein und glauben, eine Königin, die den besten Gemahl hat, werde sich von dir verführen lassen?" Der Kaiser schrie, er sei doch ihr Gemahl, und wolle nur sein Recht, worauf sie erwiderte, der sei unmöglich ihr Gemahl, der heimlich wie ein Ehebrecher zu ihr komme. Endlich warf sie den Geschlagenen aus dem Gemach. Der König schwieg über den Vorfall und lag einen Monat lang in seinem Gemach an seinen Wunden danieder.

*

Im Jahre 1224 kam die heilige Elisabeth zur Neuenburg, badete und wusch einen Aussätzigen in Abwesenheit des Landgrafen und legte ihn in ihr Bett.

Als nun der Landgraf nach Hause kam, nahm ihn seine Mutter bei der Hand, führte ihn zu dem Bett und sprach: „Siehst du den dort liegen? Deine Frau liebt einen anderen."

Da hob der Landgraf die Decke auf, doch fand er im Bette nichts als ein Kruzifix.

*

Graf Ludwig von Gleichen zog im Jahr 1227 mit gegen die Ungläubigen, wurde aber gefangen und in die Knechtschaft geführt. Da er seinen Stand verbarg, mußte er, gleich den übrigen Sklaven, die schwersten Arbeiten tun, bis er endlich der schönen Tochter des Sultans durch seine besondere Geschicklichkeit und Anmut zu allen Dingen in die Augen fiel, so daß ihr Herz in Liebe zu ihm entbrannte. Durch seinen mitgefangenen Diener erfuhr sie seinen wahren Stand; nachdem sie mehrere Jahre vertraulich mit ihm gelebt, verhieß sie, ihn freizumachen und mit großen Schätzen zu begaben, wenn er sie zur Ehe nehmen wolle. Graf Ludwig hatte aber eine Gemahlin mit zwei Kindern zu Haus gelassen; doch siegte die Liebe zur Freiheit, und er sagte ihr alles zu, indem er des Papstes und seiner ersten Gemahlin Einwilligung zu erwirken hoffte. Glücklich entflohen sie darauf, langten in der Christenheit an, und der Papst, als sich die schöne Heidin taufen ließ, willfahrte der gewünschten Vermählung. Beide reisten nach Thüringen, wo sie im Jahr 1249 ankamen. Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Gemahlinnen zuerst zusammentrafen, wurde das Freudental benannt. Man zeigt noch das dreischläfrige Bett, in dem der Graf mit seinen beiden Frauen geschlafen. Den Weg, den die Sarazenin zu der Burg pflastern ließ, heißt bis auf den heutigen Tag: der Türkenweg. Auf dem Petersberge zu Erfurt liegen die drei begraben.

*

Johann Caraccioli, ein armer neapolitanischer Edelmann, hattte das Glück, der Königin Johanna II. zu gefallen. Diese bediente sich eines seltsamen Kunstgriffs, um ihm ihre Absichten zu offenbaren.

Sie wußte nämlich, daß er große Furcht vor Mäusen hatte. Als er nun eines Tages in ihrem Vorzimmer Schach spielte, ließ

sie einige Mäuse auf den Tisch springen. Caraccioli, ganz außer sich vor Schrecken, flüchtete aus einer Ecke in die andere und landete schließlich in seiner Verwirrung im Schlafzimmer der Königin, wo er sich erschöpft auf ihrem Bette niederließ.

Durch dies Mittel entdeckte sie ihm ihre Liebe. Der Günstling stieg in ihrer Gunst und wurde schließlich der unumschränkte Regent Neapels, bis er, wie üblich, durch Mörderhand fiel.

*

Thomas Becket lebt im Legendarium der katholischen Kirche als Heiliger fort, während er seinen Namen mit unverlöschbaren Zügen auf ein inhaltsvolles Blatt im Buch der Geschichte geschrieben hat.

Er war der Sohn Gilbert Beckets, des Dienstmannes eines kreuzfahrenden Briten, der mit seinem Herrn ins Heilige Land zog, dort in die Gefangenschaft eines Emirs geriet und in dieser Sklaverei die Minne der Tochter des sarazenischen Herrn gewann. Er sann jedoch darauf, seine Freiheit zurückzugewinnen und benutzte die erste Gelegenheit, zu entfliehen. Die schöne Sarazenin jedoch floh ihm nach über Meer und Land, obzwar sie von der Sprache des Geliebten nur die zwei Worte „London" und „Gilbert" verstanden und behalten hatte. Mit dem ersten Worte fragte sie sich bis nach London durch und mit dem zweiten fand sie ihren Geliebten nach langem Suchen in der Hauptstadt Englands wieder. Die Islamitin trat zum Christentum über und erhielt den Namen Mathilde. Gilbert Becket heiratete sie in aller Form und ließ sich mit ihr in der St. Paulskirche trauen.

Diese schöne Anekdote hat Conrad Ferdinand Meyer in seiner Ballade „Mit zwei Worten" poetisch verklärt:

„Liebe wandert mit zwei Worten
Gläubig über Meer und Land."

*

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem Deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühl-

berg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Schutzbrief bei ihm aus, daß ihre Untertanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers getan, konnte wohl kaum abgeschlagen werden. Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefes noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gutbesetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, befiehlt sie ihrer Dienerschaft, sich zu bewaffnen und die Schloßpforten zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale und klagt, wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie. „Meinen armen Untertanen muß das ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in Gelächter aus. Er ergriff den Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede

über ihre landesmütterliche Sorgfalt. Er nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu bewegen. Auch brachte er es bei ihm wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

*

Als Sultan Soliman II. die Stadt Belgrad erobert hatte und wieder nach Konstantinopel zurückkehren wollte, warf sich ihm ein altes Weib zu Füßen und beklagte sich, daß ihr seine Soldaten, während sie schlief, alles weggenommen hätten. Soliman gab lächelnd zur Antwort: „Du mußt doch sehr fest geschlafen haben, wenn du von dem Geräusch und Lärmen während der Plünderung deines Hauses nichts gehört hast." — „Allerdings," erwiderte sie ganz dreist, „schlief ich sehr fest und ruhig, weil ich glaubte, du, der Herrscher, wachtest für mich." Das wirkte auf den Sultan, und er entließ das Weib, reichlich beschenkt.

*

Ferdinand von Tirol sah einst auf der Straße in Augsburg eine Bürgerstochter und entbrannte zu ihr in heftigster Liebe. Es war Philippine Welser, ein sehr schönes Mädchen, „der Engel" von Augsburg. Zeitgenossen berichten u. a., sie habe einen so zarten Teint gehabt, daß man den roten Wein, den sie trank, durch ihren Hals gleiten sah. Sie soll ebenso tugendhaft und geistvoll, als schön gewesen sein. Sie nahm die Liebe des Fürsten nicht an, ohne ehelich mit ihm verbunden zu sein. Ferdinand heiratete sie heimlich, weil er ohne die Geliebte nicht leben konnte — trotz der entsetzlichen Furcht vor Kaiser Ferdinand I., seinem Vater.

Philippine begab sich unerkannt an den Hof des Kaisers, warf sich ihm zu Füßen und klagte ihm unter fremden Namen das Leid, das ihr durch den strengen Vater ihres Gatten zugefügt sei. Der Kaiser, von ihrer engelgleichen Schönheit gerührt, hob sie auf und versprach ihr, ein ernstes Wort mit ihrem allzu strengen Schwiegervater zu reden, weil er eine so liebe Schwie-

gertochter verschmähe. Da gab sich Philippine zu erkennen, und Kaiser Ferdinand bestätigte schließlich ihre Ehe.

*

Eine alte gebrechliche Dame, die Fürstin von Sayn, hatte sich in den Prinzen Moritz von Nassau verliebt. Sie wurde ihm aber durch ihre Zudringlichkeit lästig, und da sie ihn mehrmals um sein Bild bat, so fragte er sie: „Sagen Sie mir um alles in der Welt, was Ihnen an mir so sehr gefällt?"

„Ihr schöner Wuchs, Ihre zierlich gewölbten Schultern und Ihre starken Schenkel," war die Antwort.

Nach einiger Zeit sandte er der Fürstin sein Gemälde aus Holland. Jeder wollte es sehen. Wer Zutritt zu der Fürstin hatte, eilte zu ihr. Das Gemälde war noch nicht einmal ausgepackt. Als es aufgerollt wurde, sah man den Prinzen — von hinten.

*

Papst Sixtus V. schätzte unter allen gekrönten Häuptern am meisten seine zwei Feinde, den König Heinrich IV. von Frankreich und die Königin Elisabeth von England. Es waren seine Feinde, aber er schätzte sie, wie Elisabeth wiederum Sixtus V. Als man ihr einst zuredete, sich zu vermählen, sagte sie im Scherz:

„Nie werde ich einen andern Gemahl nehmen, als den Papst Sixtus."

Der Papst erfuhr diese Äußerung und erwiderte: „Wären wir nur eine Nacht beisammen, ein Alexander müßte zur Welt kommen."

Die kokette altjüngferliche Königin fühlte sich dadurch geschmeichelt und söhnte sich mit dem schlauen Papste aus, der wohl wußte, was Schmeichelei für eine glänzende Waffe sein kann.

*

Der König von Angola sah sich bald nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 1622, genötigt, an die siegreichen Portugiesen einen Gesandten zu Unterhandlungen abzusenden. Er wählte dazu seine Schwester Chinga.

Als diese Negerin mit ihrer Begleitung zum portugiesischen Oberbefehlshaber von Loanda, Don Correa de Sousa, kam, fand sie ihn in seinem Besuchzimmer auf einem prächtigen Sessel

thronend, für sich hingegen nur zwei sammetne, mit goldenen Borten besetzte Kissen zum Sitze.

Chinga empfand die Demütigung, ohne im mindesten den Unwillen ihres gekränkten Stolzes zu zeigen. Sie befahl einem Mädchen ihres Gefolges, auf das Kissen niederzuknien und sich gebückt auf die Ellenbogen zu stützen. Das war ihr Sessel.

Nun verlangte der Portugiese, der König von Angola solle sich zum Vasallen der Krone Portugals erklären, doch Chinga erwiderte: „Mehr könntest du nicht begehren, wenn Angola schon ganz besiegt wäre. So weit ist es noch nicht. Unterhandle mit meinem Bruder, wie mit einem Fürsten; als Bundesgenosse Portugals gibt er die gefangenen Portugiesen frei und bewaffnet sich zu deinem Beistande."

Der Portugiese mußte den Gründen der stolzen Negerfürstin nachgeben. Als sie sich von ihrem Sitze erhob, blieb die Sklavin in ihrer Stellung. „Ich schenke Euch dieses Mädchen," sagte Chinga, „die Schwester und Gesandtin des Königs von Angola setzt sich nicht zweimal auf einen und denselben Sessel."

Diese Anekdote aus einer alten Reisebeschreibung gab Gottfried Keller den Stoff zu der Novelle „Don Correa" im „Sinngedicht".

*

Die Herzogin von Mazarin, Nichte des Kardinals, die sich in ihrem 16. Jahre mit dem Herzog de la Meilleraye verheiratete, war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Saint-Evremond nannte sie das achte Weltwunder. Diese schöne Frau war, wie viele Damen der Gesellschaft jener Zeit, dem Trunk ergeben. Sie betrank sich in solcher Weise, daß sie sich Kleider und Wäsche vom Leibe riß, so daß ihr Gemahl sorgen mußte, sie vor fremden Augen zu verbergen, wenn sich die Folgen des Branntweinrausches bei ihr zeigten.

Zu ihrer Entschuldigung sagte die schöne Herzogin: „Andere Frauen, die Regentin Frau von Montespan, haben es durch Übung so weit gebracht, daß sie trinken können, ohne betrunken zu werden. Die Glücklichen!"

*

Die poetischste Blondine aller Zeiten, die schöne Louise de la Vallière, die lange Jahre dafür Buße tat, daß sie den Anstürmungen Ludwigs XIV. unterlegen, ging später ins Kloster und kannte dort in selbstgeschaffener Einsamkeit keine andere Zerstreuung als Beten und — Likör. Sie ließ sich einen Betstuhl anfertigen, dessen oberen Deckel man aufheben und darin eine stattliche Sammlung von Flaschen unterbringen konnte, so daß sie, ohne sich zu unterbrechen, beten und trinken konnte.

*

Die Herzogin von Bouillon litt an einer Art Krämpfe, die keiner der Hofärzte, keine der von weit und breit herbeigeholten Berühmtheiten zu heilen verstand. Eine Kammerfrau der Herzogin hatte einen Bruder, der die Arzneikunde studierte. Dieser sah einst zufällig die 22jährige Herzogin bei einem Anfall ihrer schrecklichen Krankheit und sagte seiner Schwester sorglos: „Das ist ein schöner Fall von Säuferwahnsinn." Diese richtige Diagnose mußte er mit 10 Jahren Bastille büßen.

*

Ninon de Lenclos, die berühmte Huldin des siebzehnten Jahrhunderts, die ihre Schönheit lange zu erhalten wußte, fand bis ins hohe Alter Bewunderer ihrer unverwelkten Reize. Sie war die Philosophin der Liebe, über die sie gründlich nachgedacht hat. Und ihre Erfahrungen waren noch gründlicher. Sie sagte: „Lieben heißt, ein Naturgebot erfüllen, ein Bedürfnis stillen." An La Bruyère schrieb sie einmal: „Die Herzen sind die Münzen der Galanterie. Die liebenswürdigen Menschen sind Wertobjekte, die der Gesellschaft angehören. Ihre Bestimmung ist, darin zu zirkulieren und das Glück vieler zu sein. Ein beständiger Mensch ist daher ebenso zu verdammen, wie ein Geizhals, der den Geldumlauf im Handel aufhält. Er bewahrt einen Schatz, der ihm nichts nützt, während andere einen guten Gebrauch davon machen würden."

*

In verschiedenen Versionen wird die abenteuerliche Geschichte ihres Sohnes Gaston erzählt. Eines Tages kreuzte die Bahn Ninons ein junger, schöner und verlockender Chevalier, den es mit

geheimnisvollen Banden zu ihr zog. „Er stammte," so heißt es, „aus einer Zeit, da Herr v. Gersay Ninons bevorzugter Freund war. Doch fern von seiner Mutter, deren Lebenswandel er nicht kennen durfte, fern von seinem Vater, der mancherlei Gründe hatte, seine Vaterschaft nicht überlaut zu betonen, wuchs Gaston bei einer Herrn von Gersay befreundeten Edelmannsfamilie auf, ohne von seinen Eltern zu wissen, heimlich nur von Gersay überwacht und unterstützt. Mit zwanzig Jahren trat er dann, unter dem Namen eines Chevalier de Villiers, in die große Pariser Welt ein — in die Welt und in die Halbwelt. Und um ihm den allerletzten, den feinsten Schliff zu geben, ließ man ihn auch in die Salons seiner herrlichen Mama einführen, die trotz ihren hohen Jahren noch immer den Ruf einer Verführerin größten Stils hatte und, wie manche andere Kokotte damals, als beste Lehrmeisterin des guten Tones galt. Gaston verliebte sich bis über die Ohren in die geistvolle, erfahrene Frau. Ein zitternder Schreck ergriff Ninon, als sie die Leidenschaft in dem jungen Mann, der ihr Sohn war, emporblühen sah. Aber der Widerstand, den sie leistete, nützte nicht; die Kälte, die sie vorspiegelte, vermochte den Jüngling nicht abzukühlen. Gerade an der Gegenwehr entzündete sich Gastons Leidenschaft immer heftiger. Und eines Abends, im duftenden Garten von Ninons prunkvoller Renaissancevilla, versuchte er, sie im Sturm zu nehmen. Da enthüllte sie ihm denn, daß sie seine Mutter sei, und er, wankend, griff nach seinem Dolch und stieß ihn sich mitten ins Herz." Er konnte nicht überleben, daß seine wilde Leidenschaft für diese Frau, weil sie seine Mutter war, für alle Zeit unbefriedigt bleiben sollte.

*

Nach dem Bruch der Madame de Montespan mit Louis XIV. wurde die große Maintenon, die Witwe des Schriftstellers Scarron, zur Mätresse des „größten Königs der Erde" erhoben. Ihr war das Hofleben im Grunde der Seele verhaßt, und sie klagte darüber, daß sie von 6 Uhr morgens bis nach Mitternacht keine Minute für sich habe. Früh kamen schon die Generäle, die Minister und ihre Freundinnen in ihre Gemächer, überall hatte sie zu raten und zu helfen. Ihre Briefe

diktierte sie gleichfalls in aller Frühe, da sie tagsüber keine Zeit mehr dazu fand. Zum Lever erschienen die Hofdamen, zum Frühstück der König, der sie jeden Morgen vor der Messe und nach der Messe besuchte und dann stundenlang bei ihr blieb. Während der Sitzungen mit seinen Ministern muß sie dem König Gesellschaft leisten. Unterrichtet von allem, übernimmt sie die Vermittlung schwieriger Fragen zwischen den Höfen.

Die schöne, intrigante Prinzessin des Ursins, eine Vertraute des Königs, stand in regem Briefwechsel mit Madame Maintenon. Diese, ermüdet von ihrer Rolle, klagte ihr: „Ich höre schlecht, ich sehe fast nichts mehr, und man versteht mich kaum noch, da ich meine Zähne fast alle verloren habe ..." Darauf erwiderte die Ursins boshaft: „Madame hat sich etwas lieblos geschildert, sie sieht in Wirklichkeit alles, was sie sehen will, hört, was sie hören will, und weiß sich, wenn's darauf ankommt, sehr gut verständlich zu machen."

*

Man weiß, daß in England unter der Regierung der Königin Anna die Gemahlin des Herzogs Marlborough mit der Besetzung der Militärstellen einen unanständigen Handel trieb. Längst schon hatte ein zurückgesetzter Offizier ihr die Aufwartung gemacht, weil er glaubte, durch diesen Kanal am leichtesten zu einer Kapitänstelle zu gelangen. Aber er verlor vergeblich seine Zeit im Vorzimmer der Herzogin. Einst befand er sich mit ihr in einer vornehmen Gesellschaft, in welcher der Herzogin, die blähende Speisen genossen hatte, etwas Menschliches widerfuhr. Der Offizier, der keine Gelegenheit vorbeigehen lassen wollte, sich bei einer so viel geltenden Dame beliebt zu machen, verbeugte sich sogleich tief gegen die ganze Gesellschaft und bat tausendmal um Vergebung. So ward die Herzogin zu ihrer großen Genugtuung von der Gefahr gerettet, vielleicht für immer der Gegenstand des Spottes der vornehmen Welt in London zu werden. Sie war nicht undankbar, denn am folgenden Tage ließ sie ihn durch ihren Kammerdiener rufen, und überreichte ihm ein Patent zu einer Hauptmannsstelle mit den Worten: „Sehen Sie, mein Herr, es

ist kein Wind so schlecht, der nicht hier oder da einem rechten Manne etwas Gutes zuwehen könnte."

*

Einst kam zu Marlborough ein alter Jagdfreund, erzählte ihm von seiner drückenden Lage und bat, ihm zu einer Offiziersstelle zu verhelfen. Marlborough nahm den Mann sehr herzlich auf und versprach zu tun, was er könne. Froher Hoffnung entfernte sich der Freund, doch als nach langer Zeit immer noch kein Anstellungspatent für ihn einlief und die Sache vergessen zu sein schien, suchte er den Herzog wieder auf. Dieser rief ihm sogleich zu: „Es tut mir leid, es haben sich der Anstellung große Schwierigkeiten entgegengestellt. Doch hier leihe ich dir 300 Pfund, sende sie der Herzogin, meiner Frau; sobald sie das Geld erhalten hat, wird sie die Schwierigkeiten beseitigen können." Der Freund wurde darauf sofort Offizier.

*

Die Königin Christine von Schweden pflegte zu sagen: „Ich liebe die Männer nicht, weil sie Männer sind, sondern weil sie keine Weiber sind."

*

Die englische Quäkerin Anna Hoyers hatte gegen Flöhe solches Mitleid, daß sie nicht einen einzigen zu töten imstande war. Sie hielt eine Anzahl Hunde, die die von ihr gefangenen Flöhe beherbergen mußten.

*

Die Marquise von Villacerf wurde zur Ader gelassen. Unglücklicherweise traf der Wundarzt eine Schlagader; es kam noch der Brand dazu, der Arm mußte abgenommen werden, und die unglückliche Dame starb.

In ihrem Testamente fand man nun folgenden Eintrag, den sie kurz vor ihrem Tode noch hatte niederschreiben lassen:

„Dem Wundarzt vermache ich ein Jahrgehalt, weil ich im voraus sehe, daß sein Unglück, das er mit mir gehabt hat, ihn um seine ganze Praxis bringen wird — wovon soll der arme Mann leben?"

*

Am Hofe Ludwigs XV. lebte ein Herzog von Montmorency, der an eine Dame von alter Abstammung und großer Schönheit verheiratet war, jedoch, wie viele vornehme Herren jener Zeit, nicht gerade als das Musterbild eines Ehemannes aufgestellt werden konnte. Er erlaubte sich sogar, in öffentlicher Begleitung einer Tänzerin aufzutreten, die damals von allen jungen Lebemännern umschwärmt wurde.

Eines Abends betrat die Herzogin von Montmorency in Gesellschaft mehrerer Freunde ihre Loge in der Großen Oper, als sie zu ihrer Überraschung im Hintergrunde der Parkettloge, in welcher die bezaubernde Tänzerin ihre Reize entfaltete, ihren Gatten bemerkte.

Obwohl man sich zu jener Zeit im Privatleben sehr viel erlaubte, so hielt man doch der Öffentlichkeit gegenüber auf ein gewisses Dekorum. Sie ließ ihren Gatten bitten, sich sofort zu ihr zu bemühen und empfing den armen Sünder mit den niederschmetternden Worten:

„Ich bin Ihnen immer eine treue und ergebene Gattin gewesen, aber lassen Sie sich von mir warnen: wenn Sie mir jemals wieder eine solche Beleidigung zufügen, so denken Sie daran, daß Sie ohne mich keine Montmorencys machen können, daß ich hingegen es kann, ohne Ihrer Beihilfe zu bedürfen.“

*

Als Maria Theresia sich zum erstenmal nach dem Tode ihres heißgeliebten Gemahles ihrem Hofstaat zeigte, sah sie die Fürstin Auersperg, die letzte Favoritin Franz I., in Tränen gebadet, in schwarze Schleier gehüllt, von allen gemieden, die ihr bis dahin gehuldigt hatten, allein beiseite stehen. Maria Theresia ging schnell auf die Unglückliche zu, gab ihr die Hand und sprach laut: „Wir haben wahrlich viel verloren, meine Liebe!“ Dann erst sprach sie mit den andern Damen und Herren, die sich nun wieder um die eben Gemiedene drängten.

*

Als Frau von Staël die Denkwürdigkeiten ihres Lebens schrieb, fragte eine ihrer Freundinnen, wie sie es machen wolle, wenn sie auf die Geschichte ihrer galanten Abenteuer komme.

„Oh," versetzte Frau von Staël, „ich male mich im Brustbilde."

*

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. von Preußen kam man auf den Gedanken, lang gediente Unteroffiziere zu Offizieren bei den Depots zu ernennen oder ihnen solche Stellen in den Festungen zu geben, mit denen der Offiziersrang verbunden war. Für die meisten war das keine Wohltat, da sie aus ihren gewohnten Verhältnissen gerissen wurden und manchem Nebenverdienst entsagen mußten.

Ein Unteroffizier des Regiments Herzog Friedrich von Braunschweig wurde als Leutnant und Schlüsselmajor nach Küstrin versetzt. Seine Frau hatte die Familie dadurch mit unterhalten, daß sie für andere wusch, hauptsächlich für die Offiziere des Regiments. Die Ernennung ihres Mannes erweckte auf einmal ihren Stolz. Sie besorgte keine Wäsche mehr.

Der Kommandeur des Regiments hatte aber noch Wäsche bei ihr. Da er sie nicht zurückerhielt, sandte er einen Bedienten zu der Frau, und ließ sich erkundigen, woran die Verzögerung läge.

Protzig warf die Frau die ungewaschene Wäsche dem Bedienten vor die Füße und sagte:

„Mein Kompliment an den Herrn Oberst, doch sag' Er ihm nur: die gnädige Frau wasche nicht mehr."

*

Die Königin Luise fragte bei einer großen Cour eine junge Offiziersfrau: „Was sind Sie für eine Geborene?" Die verlegene Dame stammelte in der Angst ihres bürgerlichen Herzens: „Ach, Ihro Majestät! Ich bin gar keine — — Geborene." Die höfische Umgebung lächelte spöttisch. „Frau Majorin," sagte die Königin, „ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck: ‚von Geburt sein', wenn damit ein angeborner Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Wert, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Vorzüge und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht

ehren und bewahren? Aber dies findet man in allen Ständen, und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Äußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch alles ankommt, muß jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese Gedanken offen auszusprechen. Ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur im Herzen liegt."

*

Die Fürstin Metternich überreichte einmal ihrem Gemahl die Rechnung ihrer Schneiderin — 112000 Franken. Nicht dem Beispiele des Fürsten Bariatinski folgend, der kaltblütig die Zahlung von 10000 Franken für eine „petite toilette de matin en crêpe de Chine" abschlug, öffnete der österreichische Minister seine Börse wie ein Prinz. Madame la Princesse produzierte dann die Rechnung ihrer Putzmacherin, die 2250 Franken betrug. Auch diese bezahlte Se. Exzellenz, aber mit folgender Bemerkung: „Meine Liebe, ich bemerke, daß in demselben Verhältnis, wie deine Hüte kleiner werden, der Preis sich vergrößert; eines Tages wird die Putzmacherin bloß noch die Rechnung bringen."

*

Katharine Elisabeth Goethe, geb. Textor — Frau Aja, wie sie von ihrem Freundeskreise genannt wurde —, besaß bis ins hohe Alter eine unverwüstliche Lebenskraft. Zeugnis davon ist ein Bericht Bettina Brentanos an Goethe über die Teilnahme seiner Mutter (in ihrem 77. Lebensjahre!) an einer Geburtstagsfeier Savignys im Brentanoschen Hause: „Vorgestern hatten wir ein kleines Fest im Hause, wegen Savignys Geburtstag, die Frau Mutter kam mittags um 12 Uhr und blieb bis nachts um 1 Uhr, fand sich auch den andern Tag ganz wohl darauf. Bei der Tafel hatten wir große Musik von blasenden Instrumenten, zum Teil wurden auch Verse zu Savignys Lob gesungen, sie sang mit 24 Personen immer so laut, daß man sie allein durchhörte. Da wir nun endlich mehrmal Deine Gesundheit und

die ihrige tranken, wobei die Musik sich so wacker hören ließ, daß Mensch und Hund auf der Gasse stehen blieben, um den Jubel im Hause zu vernehmen, so ward sie ganz feierlich vergnügt. Nach Tisch erzählte sie der ganzen Gesellschaft ein Märchen, wobei ich ganz gelind hinter ihrem Rücken einschlief, nicht weil es langweilig war, sondern weil ich es schon einmal gehört hatte, und auch sehr schläfrig. Endlich verwandelte sich die Fete in ein Konzert, nach demselben trat eine junge italienische Tänzerin auf, die mit Kastagnetten sehr schön tanzte, beim Souper ward Deine Gesundheit abermals auf verschiedene Weise getrunken, nach Tisch ward getanzt, die Frau Rat hatte mich lieb wie den Josef, ich hatte dazu auch einen roten Rock an. Wenn Du also einen Überfluß an Gesundheit verspürst, so denk, daß er vom Haus Brentano herkommt. Übrigens ist noch ein Gesetz gemacht worden, daß nie ein Fest soll gegeben werden in der Familie, ohne die Mutter, ich hab' mich gewundert, wie sie schnell die Herzen gewinnen kann, bloß weil sie mit Kraft genießt und gewissermaßen dadurch die ganze Umgebung auch zur Freude bewegt . . ., daß sie gleichsam wie in einem Paradies von Seligkeit war und uns alle versicherte, sie könne nicht älter sein als 20 Jahr, ihre 77 seien nur fingiert, sie fühle, daß sie noch Kraft habe, 30 und mehr Jahre zu leben."

Die Fröhlichkeit der alten Frau erhielt sich ungetrübt bis ans Ende, sie bekundete sich nicht nur in Kraftausdrücken und derben Späßen, sondern vielmehr in dem gesunden Optimismus ihres Wesens, der auch das Alltägliche zu erheben und zu genießen verstand. Wenn ihr gar zu viele Freunde über den Hals kamen, pflegte sie zu sagen: „Sie lassen mich nicht die Nase putzen."

*

Am 14. Oktober 1806, nach der Schlacht bei Jena, kam der französische Heerestroß nach Weimar. Eine dreitägige Plünderung mit Mord und Brand brach über die Stadt herein. Goethe, der durch die Einquartierung des Marschalls Ney gesichert zu sein glaubte, geriet vor der Ankunft des Marschalls durch ein paar Pariser Gamins, die als Tirailleurs sich gewaltsam bei ihm einquartiert und an seinen Weinen berauscht hatten, in

Lebensgefahr, aus der ihn das entschlossene Auftreten der Christiane Vulpius errettete.

Goethe machte darauf Christiane auch vor der Welt zu seiner Frau. Sie war nach dem Zeugnis von Zeitgenossen eine in jeder Hinsicht ausgezeichnet praktische Natur. Überzeugt, daß der „Geheimrat", wie sie ihn nannte, wo es aufs Handeln ankam, gänzlich ratlos sei, und daß vor den Riß sie treten müsse, hatte sie sich, sobald der Anschlag zweifelhaft wurde und eigentlich für Freund und Feind zu sorgen war, mit reichlichen Vorräten versehen und unten im Hause Tische mit Speisen und Getränken aufstellen lassen, daß jeder Herzutretende gleich Befriedigung fände und der Geheimrat oben in seinen Zimmern nicht belästigt würde. Sie selbst war dabei geschäftig. Dies war für den ersten Anlauf sehr verständlich berechnet, und bald erhielten — Goethe und Wieland Sauvegarden (Schutzwachen). Marschall Augereau nahm bei Goethe Quartier.

Der Marschall sah die Geschäftigkeit der Demoiselle Vulpius und ihre verständigen Anordnungen. Goethe stellte ihm seinen Sohn vor, — und es war sehr natürlich, daß er die unten geschäftige Hausfrau für Goethes Gattin hielt und überrascht war zu hören, daß sie die Mutter des einzigen Sohnes Goethes, aber nicht seine Gattin sei. — Er überredete Goethe, sie als solche anzuerkennen und dazu diesen Augenblick zu benutzen, was Goethe auch befolgte.

*

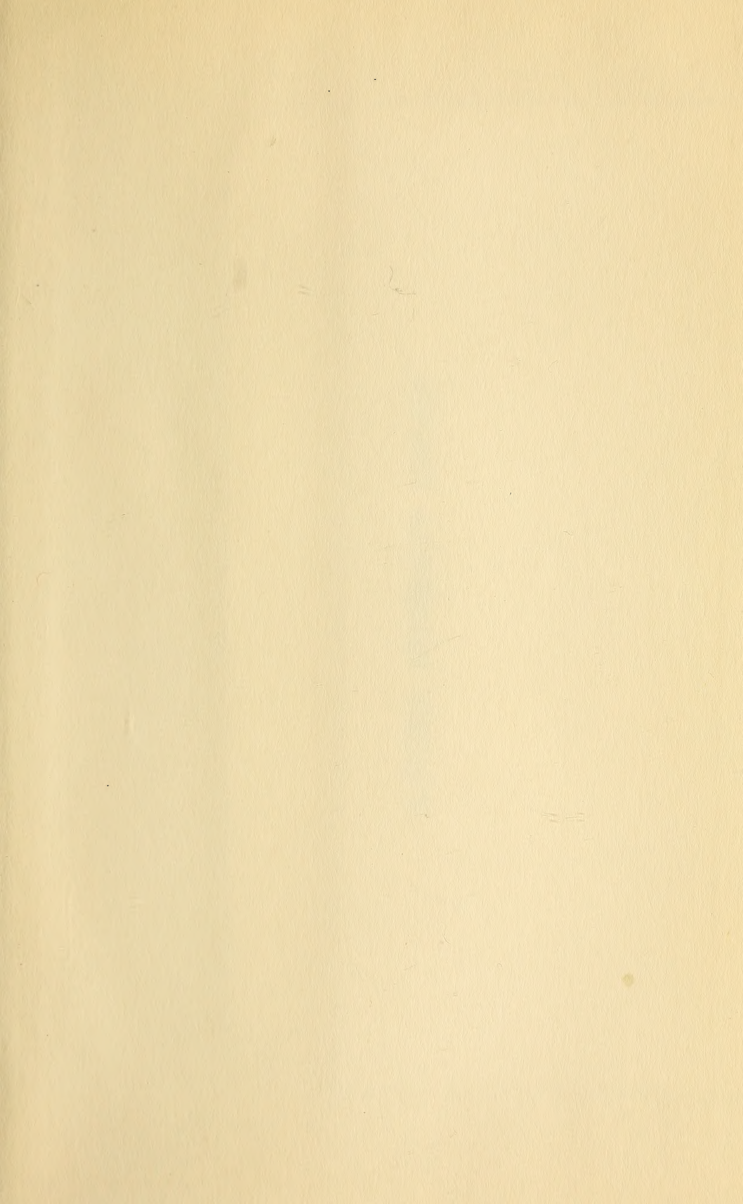
Shakespeare rühmt bei Frauen eine sanfte Stimme als ein köstlich Ding. Charlotte v. Schiller besaß sie und außerdem noch die bei Frauen seltene Gabe, zu rechter Zeit zu schweigen. Sie verstand es, das „hypochondrische Übel" ihres Gatten zu bannen durch ihr gleichmäßig sanftes Wesen. Schillers Hausfreund, der schwäbische Magister Ludwig Friedrich Göritz, erzählt eine bezeichnende Szene. „Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter der Handlungen seiner Frau zu sein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im Akademischen Hause in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sie etwas derart wiederholte. Gros und ich hatten uns abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause

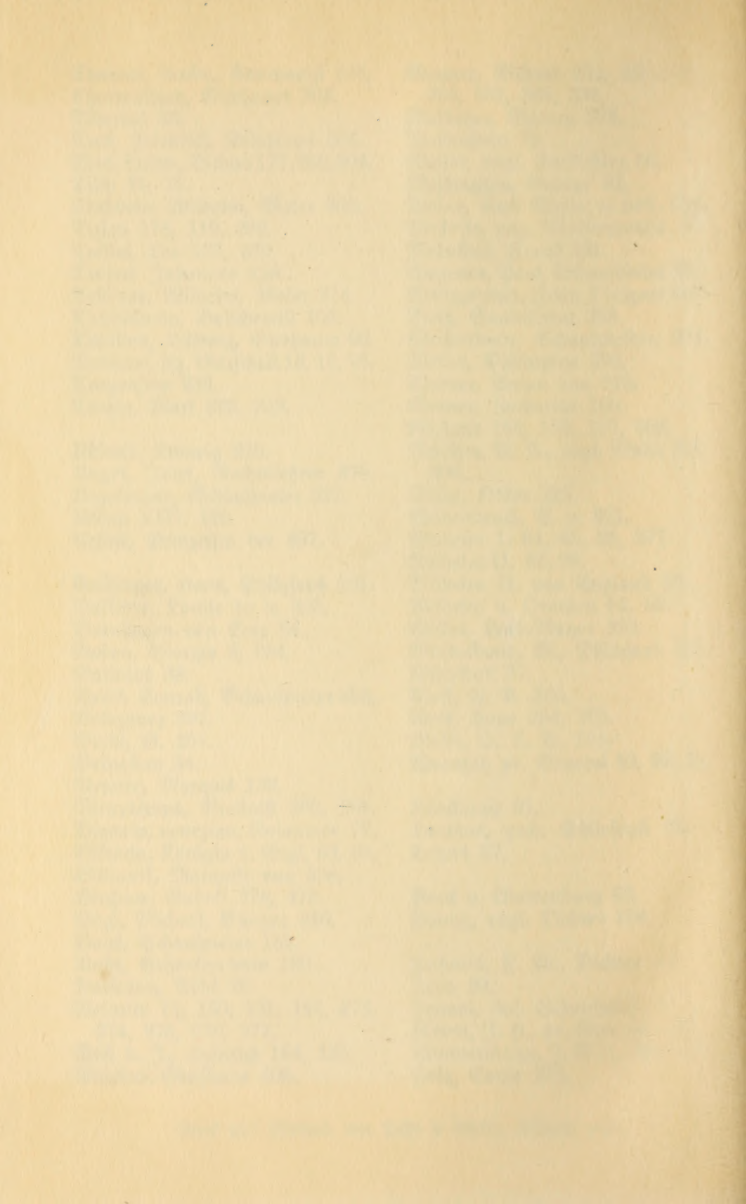
26*

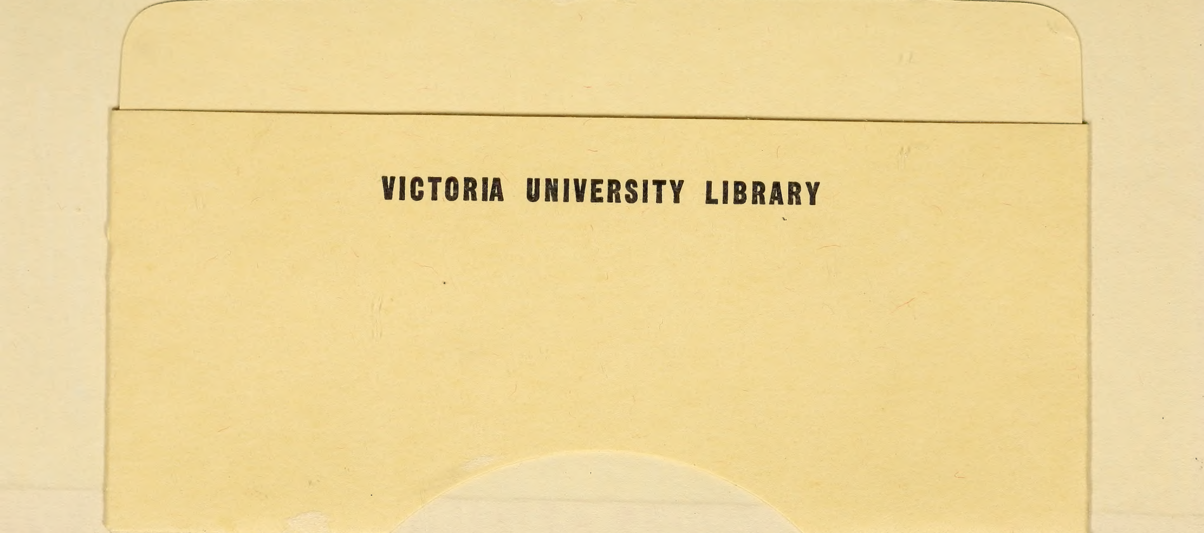
zum Spiel gesetzt und spielten fort, bis sie kam. Es war morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Recht antworten können: ‚Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?‘ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz.“ Sie fügte sich stets in Schillers Launen und sah in ihrer Duldsamkeit nichts Besonderes. Ein Ausspruch von ihr lautet: „Das Leben lehrt uns, weniger mit uns und andern strenge zu sein, das ist mir sehr wahr und einleuchtend; ich bin daher tolerant und lasse die Menschen, wie sie sind, und bleibe auch meinen Gefühlen und Neigungen treu.“ Sie sah ihren Frauenberuf darin, „zu entschuldigen, Gutes zu reden und alles zum Besten zu kehren“.

Namenverzeichnis

Druck und Einband von Hesse & Becker, Leipzig. 036.6






VICTORIA UNIVERSITY LIBRARY

